

VOM GEIST ÄGYPTENS

Überlegungen zu einem Kulturphänomen

Vom Geist Ägyptens	1
Überlegungen zu einem Kulturphänomen	1
<u>Vorbemerkung</u>	<u>3</u>
<u>Die ersten paar Tausend Jahre</u>	<u>5</u>
<u>1. Der schöne Westen</u>	<u>5</u>
<u>2. Vor dem Krieg</u>	<u>9</u>
<u>2.1. Unterägypten</u>	<u>10</u>
<u>2.2. Oberägypten</u>	<u>11</u>
<u>Exkurs: Matriarchat</u>	<u>15</u>
<u>3. Der Streit der Geschwister</u>	<u>18</u>
<u>Exkurs: Osiris</u>	<u>21</u>
<u>3.1. Der Aufstand des Wasire</u>	<u>24</u>
<u>4. Die ersten Dynastien</u>	<u>27</u>
<u>4.1. Die Kleinfürsten und der Bürgerkrieg</u>	<u>38</u>
<u>5. Neterkhet und die Staatsrevolution</u>	<u>41</u>
<u>6. Die Pyramiden</u>	<u>48</u>
<u>6.1. Mumien, Mumien</u>	<u>50</u>
<u>6.2. ... und Priester</u>	<u>53</u>
<u>6.3. ... und Pyramiden</u>	<u>58</u>
<u>6.4. Veränderungen</u>	<u>66</u>
<u>7. Das Phänomen</u>	<u>67</u>
<u>7.1. Eine Geschichte in mehreren Versionen</u>	<u>67</u>
<u>7.1.1 Version eins</u>	<u>67</u>
<u>7.1.2. Version Zwei</u>	<u>69</u>
<u>7.1.3. Version Drei</u>	<u>71</u>
<u>7.2. Wie man etwas wiederbringt</u>	<u>74</u>
<u>Auferstehung</u>	<u>77</u>

1. Ein Denkmal für eine Pyramide	77
2. Das ägyptische Biedermeier	82
3. Die Fremdlinge	83
Die Großmacht	87
1. Große Taten einer kleinen Dame	87
2. Der Weg zur Großmacht	90
2.1. Thutmosis I und II.....	94
2.2. Hatschepsut	95
2.3. Thutmosis III.....	106
3. Vormacht Ägypten	108
3.1. Die Dynastie der Amenhotep	108
3.1.1 Die Katastrophe von Amarna	113
3.2. Die Ramessiden	126
Exkurs: Ägypten und Israel	138
Vom langen Sterben	144
1. Gottesstaat und Königsland	146
2. Unter fremder Flagge	149
2.1. Die Libyer	151
2.2. Die Nubier	152
2.3. Die Letzten ihrer Art	153
3. Agonien	157
3.1. Die Perser	157
3.2. Die Griechen	158
3.3. Der letzte Seufzer	164
4. Provincia Aegyptus	167
4.1. Des Kaisers Hab und Gut	167
4.1.1. Philosophie und Mysterium	168
4.1.2. Christentum auf Ägyptisch	177
5. Das Vermächtnis des Propheten	182
5.1. Die Eroberer	182
5.2. Die Despoten	183

5.3. Diener vieler Herren	189
---------------------------------	-----

5.4. Al Azhar und Al Quaida	191
-----------------------------------	-----

Vorbemerkung

Dies ist kein Buch über ägyptische Geschichte. Solche Geschichte mögen andere schreiben und sie akribisch mit Quellenangaben spicken. Dies ist oder sollte sein ein Buch über den Geist hinter dem Geschehen. Dieser Geist wird von Fachleuten zuweilen erahnt, von den Meisten jedoch nicht. Sie vergleichen Ägypten mit anderen antiken Reichen, was nicht ohne Weiteres möglich sein dürfte. Ägypten ist in der antiken Welt ein Phänomen eigener Art und wer es nicht so sehen kann, sieht es nicht wie es ist.

Nun erhebt sich die Frage, ob man - viele tausend Jahre später – dieses Phänomen überhaupt noch sehen kann, wie es gewesen ist. Darüber, ob das möglich sei, scheiden sich die Geister, aber seit einiger Zeit geht der Trend doch mehr zum Ja als zum Nein. Man interpretiert heute weniger nach dem eigenen Kulturbewusstsein, sondern versucht dem, was man findet, vorbehaltlos gerecht zu werden und: man findet in keinem Land der Erde mehr von dessen alter Kultur als in Ägypten. Wir haben was die Aufarbeitung ägyptischer Geschichte angeht, einige unschätzbare Vorteile. Wir können die Schrift der alten Ägypter lesen. Wir kennen ihre zahlreichen Verlautbarungen über ihr Leben und Denken auf weite Strecken recht genau. Wir haben die zum Teil wohl erhaltenen Körper der Menschen, die vor Tausenden von Jahren im Tal des Nil gelebt haben, nicht nur Körper von Königen. Wir wissen wie ihr Hausrat ausgesehen hat, was sie aßen, tranken, wie sie sich betteten und sogar was sie träumten. Für den Archäologen gestaltet sich der Blick nach Ägypten wie das Anschauen eines guten Historienfilmes. Wir wissen, wie sie gelebt und geliebt haben, wie sie geboren wurden und gestorben sind – was brauchen wir eigentlich noch, um ein beinahe lückenloses Bild von dieser Kultur zu bekommen? Daher stehe ich mit dem, was ich sagen werde auch auf den Schultern Derer, die ausgegraben, dokumentiert, entziffert und rekonstruiert haben. Ich kann nicht in allem ihrer Meinung sein, aber ich stimme ihnen darin zu, dass wir sehr wohl etwas über Verhältnisse wissen können, deren Zeitgenossen wir nicht gewesen sind, denn wir sind, wenn auch nach einer langen Zeit des

Schweigens und der Missverständnisse, noch immer Augen- und auch Ohren-zeugen.

Dennoch bleiben noch Missverständnisse, denn uns fehlt Eines zu unserm Glück: das Warum dieser Kultur. Warum hat sie sich gestaltet wie sie sich gestaltet hat? Was waren die bedingenden Faktoren? Darüber haben viele Ägyptologen ihre durchaus eigenen Meinungen. Hinzu kommen die Ansichten vieler interessierter Laien, die keineswegs immer laienhaft sein müssen, denn die Ergebnisse der ägyptologischen Forschung sind zum größten Teil öffentlich zugänglich; das heißt, auch Laien können sich sachdienlich informieren. Es ist also, im Gegensatz zu mancher hier geäußerten Meinung keineswegs abwegig, sich als Laie mit diesem Material zu beschäftigen. Man hat sogar einen gewissen Bonus – der Laie ist an den aktuell bestehenden Wissenschaftskonsens nicht gebunden. Er kann sich, unbehindert von festgelegten Dogmen, ein eigenes Bild von der Sache machen. Was mich angeht, werde ich genau das tun.

Allerdings – ganz laienhaft wird sich das, was ich zu sagen habe, denn doch nicht ausnehmen. Das hat eine Ursache darin, dass ich mich seit langem mit diesem Stoff befasse. Zum andern hat es aber seine Ursache auch darin, dass die Erkenntnislehre ihren Ursprung in Ägypten hat – dem Ägypten des Alten Reiches, genauer gesagt dem der dritten Dynastie, noch genauer der Zeit des Nesut¹ Djoser², mit eigentlichem Namen Neterkhet. Ich habe mich im alten Ägypten auch aus Eigeninteresse umgetan. Dabei habe ich interessante Beobachtungen machen können, die ich dem geneigten Leser nicht vorenthalten möchte – der kann sich natürlich wiederum seine eigene Meinung machen. Was den mitunter freien, fast romanhaften Umgang mit Materialien angeht – die Anthroposophen gehen mit ihrer Christuslehre zum Beispiel auf weitaus dünnerem Eis spazieren als jemand, der die Worte kennt und nach sich dem Geist hinter ihnen verwandt fühlt, weil er allen Grund hat, das zu tun.

Selbstverständlich gilt mein Dank allen, die in den letzten Jahrhunderten dafür gesorgt haben, dass unser Wissen über diese Kultur ständig zugenommen hat, und allen, die unverdrossen weiterhin dafür sorgen und nach den Geschichten der Könige uns nun auch mit Informationen über „die im Schatten“ immer besser versorgen. Mein Dank gilt jenen „fachfremden“ Forschern, die sich

¹ Nesut, manche sind mehr für Nesbiti – Titel des Königs von Ägypten, beileibe nicht „Pharao“, dieses Wort bezeichnete die „Regierungsbehörde“ als Ganzes.

² Neterkhet Djoser, der 1. oder besser wohl 2, König der dritten Dynastie.

vieler Anfeindungen ungeachtet unbeirrt um die Wurzeln der ägyptischen Kultur bemühen. Mein Dank gilt auch allen Mutigen, die es unternehmen und unternahmen, einem allzu engen Begriff von Forschung zu trotzen und sich auch im Hinblick auf Ägypten in mitunter schwieriges Terrain gewagt haben. Denn auch hier gilt: das Wie einer Sache erklärt nur sehr selten ihr Warum. Aber um dieses Warum zu finden, muss man mitunter auf unkonventionellen Wegen wandeln.

Die ersten paar Tausend Jahre

1. Der schöne Westen

Ägypten entstand auch, aber nicht in erster Linie, am Nil. Ägypten entstand in Nordafrika. Es entstand dort, wo sich heute die Sahara breitet. Denn bis vor etwa zehntausend Jahren erstreckte sich dort idyllisches Wiesenland mit sanften Hügeln, lichten Wäldern, imposanten Mittelgebirgen. Flüsse und Bäche durchzogen, von den Bergen kommend, das Land und sammelten sich in weiten, nicht allzu tiefen Seen. Im Nordwesten erhob sich ein Hochgebirge: der Atlas. Er ist, wenn auch etwas gezaust, noch vorhanden und bietet an seinen der Küste zugewandten Hängen noch einen ungefähren Eindruck von der Gestalt es „schönen Westens“ ehe er zum „Toten Reich“ und endlich zum „Reich der Toten“ wurde.

In diesem paradiesischen Land, lebten Menschen. Sie fischten, züchteten Vieh, bauten Gärten und Äcker, kannten Töpferei und Boot- wie Hausbau. Sie lebten in Zelten aber auch in Dörfern, sie bildeten Familien, Sippen und Stämme, feierten Feste, führten kleine und auch größere Kriege. Wir kennen ihre Lebensweise, weil sie uns Nachrichten hinterlassen haben. Viele Felszeichnungen sind über die Sahara verstreut, man findet Scherben und die im Verdursten versteinerten Wälder, die Stromtäler, Wadis genannt, und die bis auf das felsige Skelett erodierten Berge. Die Reste der Seen erstrecken sich noch heute unter glühendem Sand und bilden das so genannte Altwasser. Am Rand der Wüste, dort, wo das Klima wieder mehr dem gleicht, das von alters her herrschte, tritt dieses Altwasser zu Tage, bildet Seen und plötzlich im Boden verschwindende Flussläufe. Wir nennen diese Orte Oasen – damals waren sie Teil der Landschaft. Auch Nil und Niger waren im Süden und Osten bereits Teile dieser Landschaft.

Wenn der Mensch je aus einem Paradies vertrieben wurde, ist das hier geschehen. Denn ungefähr siebentausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, oder auch acht- oder zehntausend, begann das Klima im nordafrikanischen Tiefland verrückt zu spielen. Es gab mehr Stürme, es fiel weniger Regen, die Nächte wurden frostiger, die Tage heißer. Der Boden trocknete aus, wurde zu Sand, den der Wind überall hin blies. Gras und Strauch verdorrten, Flüsse versiegten, Seen schwanden. Aber das geschah nicht auf ein Mal. Sondern die Veränderung zog sich von den ersten Anzeichen bis zum dramatischen Erscheinungsbild der Verwüstung über mindestens zweitausend Jahre hin. Diese Entwicklung nötigte die Menschen, ihren Lebensraum nach und nach aufzugeben. Sie zogen sich in die Flussregionen im Osten und Süden der sterbenden Tiefebene zurück. Dort aber lebten bereits Menschen – im Osten wenige Stammverwandte, aber im Süden war das Ufer des Niger, von Süden her, seit alters dicht besiedelt. Die neu ankommenden Stammverwandten wurden daher ebenfalls nach Osten abgedrängt, und kamen an den Nil – allerdings etliche Tausend Kilometer weiter südlich, jenseits des ersten Kataraktes. Wir werden ihren Nachkommen als den „Nubiern“ wieder begegnen.

Die Bevölkerung der nordafrikanischen Tiefebene war von ihrer Rasse her niemals einheitlich: im Norden lebte eine relativ hellhäutige, hochwüchsige und derbe Rasse mit zuweilen blondem Schopf aber zumeist rötlichen Haaren und blauen, braunen oder grauen Augen. In der Mitte lebte ein Menschenschlag von mittlerer Größe, feingliedrigem Körperbau und einer ins Bräunliche spielenden Haut – in der Erscheinung den amerikanischen Ureinwohnern oder den Nordindern ähnlich. Ganz im Süden lebten dunkelhäutige Völker, die im Aussehen in etwa dem Afrikaner von heute entsprachen. Ureinwohner waren wohl die in der Mitte, die wir heute Hamiten nennen, während Libyer und die späteren Nubier wohl aus dem Süden respektive über die Straße von Gibraltar zugewandert waren - die Ebene hatte Platz für alle. Nun änderte sich das.

Wie gesagt: es ging nicht Schlag auf Schlag in die Katastrophe. Generationen haben noch in der Tiefebene gelebt. Ganz langsam veränderten sich die Lebensbedingungen. Die Menschen passten sich an – bis unübersehbar wurde, dass das Land im Sterben lag. Zu dieser Zeit kam es zu massiven „Absetzbewegungen“ an die fruchtbaren Ränder, an die Ströme. Dabei hatten die Hamiten das größte Glück, denn ihre Stammverwandten am Nil waren ein ebenso friedliches, der Vernunft ergebendes Völkchen wie in der Ebene, sie boten ihren Verwandten bereitwillig Quartier. Die „Libyer“ (man nannte sie erst viel später so) hatten gewissermaßen den Schwarzen Peter gezogen, denn ihnen blieb nach einer langen Irrfahrt nur der schmale Streifen Land am Mittelmeer. Sie standen dort in ständigem Kampf mit Meer und Wüste um ihren Lebensun-

terhalt. Daher spezialisierten sie sich früh darauf, um für ihren eigenen Bedarf zu sorgen, andern die Ressourcen fort zu nehmen. Insbesondere boten sich die Bewohner des Niltals an. Das Schicksal der „Nubier“ (auch sie kamen erst später zu diesem Namen) habe ich bereits angedeutet. Beide Völker sollten in der Geschichte Ägyptens noch ihre Rollen spielen. Nun aber erst einmal zu dem entscheidenden Volk, den Hamiten (die erst später so genannt worden sind).

Die ersten Wellen der Flüchtlinge wurde am Nil freundlich empfangen. Es gab genug Platz für alle und man siedelte unter sich wie gewohnt. Aber die nächsten Wellen machten Probleme, denn diese Stammverwandten hatten unterdes eine nomadische Lebensweise angenommen, für die im Niltal kein Platz war. Sie waren daher genötigt, nunmehr Viehzucht auf begrenztem Gelände zu treiben, oder die Viehzucht auf zu geben. Viele taten Letzteres und machten statt dessen jene Beschäftigungen zum Beruf, die sie als Nomaden bisher nebenbei getrieben hatten: Zeltbau, Töpferei, Lederarbeiten, Herstellung von tierischen Fetten und Fleischkonserven, Verwertung tierischer Nebenprodukte. Die bei der Viehzucht blieben, bauten feste Ställe und trieben ihr Vieh von dort aus in die ausgedehnten Weiden der westlichen Savanne, den letzten Rest der alten Herrlichkeit. So entstanden am Nil kleine Gemeinwesen, die ihren eigenen Lebensrhythmus fanden und neue Traditionen begründeten. Vieles brachten sie aber auch bereits aus dem „schönen Westen“ mit – insbesondere die allen gemeinsame Erinnerung an diesen selbst, der vergangen, gestorben war und fortan als „Jenseits“ weiter existierte, denn die Nichtexistenz von etwas konnten sie sich wie alle frühen Kulturen, nicht vorstellen.³

Noch war der schöne Westen nicht ganz verschwunden. Noch existierten, nun am Rande einer lebensfeindlichen Wüste, weite Grasländer, existierten die letzten Seen, die letzten, von starken unterirdischen Reservoirs gespeisten Flüsse. Das ägyptische Mittelgebirge im Südwesten und seine nördlichen Ausläufer waren noch bewaldet, Täler und Senken noch begrünt. Das Tal, in dem später Könige zur letzten Ruhe gebettet wurden, war wirklich noch ein „schönes Wüstental“. Die Leute, die sich anschickten, Ägypter zu werden, hatten ihren Verlust immer vor Augen. Sie wussten alle, dass ihre neue Heimat kein Ersatz für diesen Verlust war, aber sie hatten sich, jeder für sich aus der eigenen Not heraus geschworen, dem fauchenden Dämon da draußen die Stirn zu bieten und sich aus der neuen Heimat nie wieder vertreiben zu lassen.

³ (Nun, ehrlich gesagt, wir können es doch heute trotz all unserer Informationen, auch immer noch nicht wirklich.)

Um diesen Entschluss zu bekräftigen befestigten sie ihre Wohnsitze und vor allem die neuen Wohnsitze der Götter, die aus der Wüste mit ihnen hierher gewandert waren. Errichtet waren diese Wohnsitze aus dem, was sich im Überfluss fand und in jedem Jahr neu auflief: dem Schlamm des Flusses, der, getrocknet und gegebenenfalls mit Stroh gemischt, widerstandsfähige Ziegel ergab. Zuweilen, in der Nähe von Lehmgruben, nahmen sie auch Lehm, aber der war selten und kostbar, so selten und kostbar wie der Ton, den man hier und da zu sehen bekam. Weil Ton so überaus kostbar und selten war, formten sie ihre ersten Götterbilder nicht etwa aus Stein – Steine lagen überall herum – sondern aus Ton. Für sich selbst formten sie Gefäße und Geschirr aber nicht aus Ton, sondern aus dem, was überall herum lag: aus Steinen. Sie lernten das Jahr zu gliedern nach Überschwemmungszeiten, Zeiten der Saat und des Wachstums, Erntezeiten. Sie lernten, dass die Überschwemmungen nicht regellos erfolgten, sondern in jedem Jahr zu einer bestimmten Zeit, wenn die Sonne hoch stand und die heißeste Zeit anbrach. Sie wussten nicht, dass dies die Zeit war, in der die warmfeuchten Luftmassen aus dem afrikanischen Süden über das äthiopische Hochland getrieben wurden, sich dort abkühlten und als Regenfluten zur Erde stürzten, alle Bäche und Flüsse anfüllten und diese ihre Last in den großen Abfluss trugen, den man als Gott Chapi nannte. Den Namen νεῖλος = Nil gaben ihm erst die Griechen. Kein Ägypter hat ihn jemals so genannt. Sie nannten ihn „iteru“, den großen Fluss. Sie lernten, ihn zu nutzen, nicht nur um ihre Fische dort zu fangen, sondern auch als Reiseweg. Sie lernten, aus Schilf Boote zu bauen in denen sie selbst große Lasten befördern konnten oder mehr Menschen samt ihrer Habe. Sie lernten, auf dem großen Gewässer mit seinen Winden zu segeln.

Dies geschah an den Ufern des Stromes noch ehe nur einer auf die Idee gekommen war, das alles als ein Königreich beherrschen zu wollen. Nach neuesten Erkenntnissen waren die Menschen in der nördlichen Hälfte des Tales denen in der südlichen dabei voraus. Das kann leicht nachvollzogen werden: sie hatten es von ihren Lebensumständen her leichter, eine Kultur aufzubauen. Im Süden hingegen umfasste das nutzbare Land zuweilen nur ein paar tausend Quadratmeter und wer mehr bebauen wollte, musste das Land der Wüste erst abringen. Das haben die „Urägypter“ besonders auf dem Ostufer des Stromes auch bald getan.

Im Norden erstreckte sich das grüne Land weit nach Westen und Osten und im Delta, dem Überbleibsel eines alten Golfes, gab es genug Wasser und feuchtes Land. Der Osten jenseits des Tales zwischen östlichem Gebirge und Rotem Meer hatte wohl schon immer wüst im Regenschatten des Ostgebirges gelegen – nun erfasste die Wüste auch die bisher regengesättigten Gebiete am westlichen Hang des Gebirges zum Nil herunter, die bis dahin vom feuchten Klima der nordafrikanischen Tiefebene mit beeinflusst worden waren – Waldhänge

wurden zu Felshängen. Diese Felshänge setzten menschlichem Streben eine natürliche Grenze – aber bis an ihren Rand wurde auf dem östlichen Ufer der Boden urbar gemacht. Das gelang im Norden besser als im Süden, da der Nil hier dem Boden mehr Feuchtigkeit auch da spenden konnte, wo er nicht unmittelbar vorüber floss. Aber es ist keineswegs so, dass es im Süden gar nicht gelang. Denn auch der hatte seine grünen Weiten. Es gab die Seen und Flüsse, deren Überbleibsel noch heute Grundlage der großen südlichen Oasen sind. Im Norden freilich gab es mehr davon: den mächtigen Josephsfluss im Westen, die Seen, sogar direkt am Nil gab es parallele „Altarme“, wohl ehemalige Nebenflüsse. Man konnte, im Süden wie im Norden, in diesem Stromtal sein Auskommen finden. Da man es finden konnte, suchte man es auch, und es entstanden, nein, nicht Reiche, sondern (zumeist theokratische) Stadtrepubliken längs des Stromes und an seinen Armen, es entstanden Dorfgemeinschaften, die sich um ein traditionelles oder gar neues „Totem“ scharten, einen eigenen Dialekt und eigene Bräuche entwickelten, sich bewusst gegen die Nachbarn absetzten. Dieser „Lokalpatriotismus“ hat sich in Ägypten dann durch Jahrtausende als konstitutives Element erhalten und ging in jeweils sehr spezifischer Weise in dessen spätere Staatlichkeit ein.

2. Vor dem Krieg

Lange Zeit lebten die Regionen in beinahe durchweg friedlicher Koexistenz miteinander. Sie kümmerten sich, genau gesagt, nicht groß um das Geschick des jeweils Anderen, sondern kümmerten sich vor allem um die eigene Autonomie, die Ausgestaltung der jeweiligen Eigenart. Aber allmählich entstanden größere Einheiten: so genannte „Fürstentümer“, die von einer Art Häuptlingskaste verwaltet wurden. Im Süden trug diese Kaste einen mehr patriarchalen, im Norden einen mehr matriarchalen Akzent. Im Ganzen aber war die Sprache ähnlich bis – in den Übergangsbereichen – deckungsgleich, die religiösen Vorstellungen waren, abgesehen von den unterschiedlichen „Stammestotems“ einander verwandt, der Lebensstil bis auf Nuancen einheitlich.

Wie konnte es zwischen denen im Norden und denen im Süden aber überhaupt zum einem, wahrscheinlich Jahrzehnte währenden, Krieg kommen? Wahrscheinlich kam es gar nicht zu einem Krieg, sondern zu vielen Techtelmechteln, die im Nachhinein zu einem großen Krieg zusammen gefasst worden sind. Szenarien dazu sind nicht schwer zu rekonstruieren: die größeren Territorien im Süden machten sich mangels Ressourcen über die kleineren her und umgekehrt. Dabei entstand nach und nach ein geschlossenes Gebilde, das

„Südreich“. Im Norden waren kriegerische Unternehmungen eher unbedeutend, da jedes Territorium ausreichend Ressourcen besessen haben dürfte. Es bildeten sich Stadtstaaten heraus, die sich kulturell nach den minoischen und kanaanäischen Mustern entwickelten statt nach dem Vorbild des Südens. Diese Stadtstaaten wurden erst durch den Angriff aus dem Süden in eine kohärente Staatlichkeit gezwungen.

2.1. Unterägypten

Wir finden, bereits ehe der große Krieg ausbricht, im gesamten Niltal eine wenn auch politisch nicht einige so doch weitgehend einheitliche Kultur. Wir finden überall spezialisierte Gewerbe, städtische und dörfliche Siedlungsgemeinschaften, wir finden Spezialisierung, auch in der Agrarwirtschaft, und, möglicherweise, auch schon im Handel und einen Anbeginn von Erfahrungswissenschaften. Im Süden ist all das zwar weniger differenziert entwickelt als im Norden, aber die Grundzüge sind ähnlich.

Dennoch ist es vielleicht gut, sich um diese im Grunde nur nuancenweisen Unterschiede zu kümmern, denn sie sollten Bedeutung erlangen. Der Norden hat sich, wie Artefakte zeigen, seine Vorbilder mehr im nordöstlichen Küstenbereich gesucht – es gab sehr wahrscheinlich Verbindungen zu den kanaanäischen Stadtrepubliken, umso mehr als die unterägyptischen Stadtrepubliken wie auch die kanaanäischen von einer matriarchalen Oligarchie beherrscht wurden. Die seit dem Neuen Reich vorhandenen zumeist friedlichen Beziehungen Ägyptens mit Israel stammen vielleicht aus dieser langen Verbundenheit.⁴ Der Norden hat sich aber wohl auch zur minoischen Kultur hin orientiert, die damals in Blüte stand und ebenfalls matriarchal organisiert war, desgleichen nach Zypern hinüber, wo ähnliche Verhältnisse herrschten. Auch Zypern stand später lange unter ägyptischem Einfluss.

Im Norden finden wir die städtische Kultur der Frühzeit voll entwickelt – mit- samt einer entwickelten Töpferkunst, denn im Delta waren, im Gegensatz zur Mitte und zum Süden, Tonvorkommen häufiger, dafür Steinvorkommen selten. Man hätte die Steine im östlichen Gebirge brechen können, aber man tat es nur ausnahmsweise. Die Menschen trugen sich, wie man aus den frühen oberägyptischen Paletten sehen kann, in Richtung phönizisch – kanaanäischer Moden mit krausem kurzem Haar und natürlichem, in Locken gelegtem Bart. Die Frauen Unterägyptens trugen vielleicht Moden, welche denen der Kretensinnen ähnlich waren. Ihre Toten bestatteten die Unterägypter mit den üblichen Beigaben ohne besondere Ausrichtung der Leiber. Man lebte, so verraten die Artefakte, in Unterägypten bequem und unkompliziert. Man lebte in den

⁴ Man kannte einander lange, ehe Tutmosis auszog, und quasi nebenher Israel eroberte.

Tag und sorgte sich um den nächsten nicht weit. Dafür hatte man gute Gründe. Man konnte es sich leisten.

Von Feinden wurde niemand behelligt, denn potenziell gefährliche Feinde waren durch kluge Politik zu Handelspartnern geworden. Gelegentliche Streifzüge libyscher Banden wurden mit Hilfe einer Grenzmiliz abgewehrt, die sich aus den Bewohnern der grenznahen Dörfer rekrutierte – aber selbstverständlich waren die Grenzen fließend und der Sieger bestimmte, wo sie verliefen. Sieger aber waren zumeist die unterägyptischen Bauern, denn sie hatten ein vitales Interesse, ihre mühsam errungenen Ernten zu schützen und daher ein ebenso vitales Interesse, sich militärisch zu organisieren – freilich von Dorf zu Dorf, denn der Lokalpatriotismus der Städte färbte selbstredend auf die Dörfer ab. Dieser Lokalpatriotismus sollte sich in der Folge als strategisch äußerst nachteilig erweisen. Er lieferte die unterägyptischen Territorien quasi scheibchenweise an die herandrängenden Südländer aus und erst als die erste Welle aus dem Süden über sie herein gebrochen war und sie überflutet hatte, kam mit dem bösen Erwachen auch die Idee der Staatlichkeit über sie.

2.2. Oberägypten

Hier lagen die Dinge wenigstens zuletzt anders als in Unterägypten. Die Ausgangslage war gleich, nur waren die Umstände ungünstiger. Oberägypten hatte, ich sagte es schon, schlechtere Ackerbauressourcen. Dafür verfügte es über ausreichende Ressourcen für die Viehzucht – war darin Unterägypten jedoch keineswegs überlegen. In der Sprache und in den geistigen Traditionen waren beide Regionen einander aber eng verwandt.

Oberägypten fand, wahrscheinlich und nach dem – postumen – Befund zu urteilen, eher als der Norden zur Staatlichkeit. Die dort nachgewiesenen Regionalherrschaften flossen in mehreren Auseinandersetzungen zu einem geschlossenen Staatsgebilde zusammen. Aber dieses Staatsgebilde hatte empfindliche Standortnachteile zu kompensieren. Oberägypten verfügte nicht, wie Unterägypten über reichliche Wasserreserven. Was es an Wasser verwenden konnte, erhielt es durch die Überschwemmungen; fielen sie aus, was vorkam, herrschte fast sofort Wassermangel. Die fernen Seen konnten für die ufernahe Ackerwirtschaft nicht genutzt werden. Ihr klimatischer Einfluss reichte gerade hin, die Savanne zu erhalten – zudem mögen sie brackisches Wasser geführt haben. Meistenteils eng zwischen zwei Gebirgszüge gequetscht, gab es aber auch in der Überschwemmungszeit nicht viel Boden, der bewässert werden konnte. Der bewässerungsfähige Boden hingegen musste weit mehr als nur der

Versorgung Derer dienen, die ihn unmittelbar bestellten. Städte, in denen keine Ackerfrucht produziert wurde, hingen gleichwohl auch ab von der allgemeinen Wasserversorgung. Dies Wasser fehlte dann in der Landwirtschaft. Diese aber brauchte die Städter, denn die Bauern produzierten Nahrungsmittel und die Städter andere Konsumgüter, die wiederum den Bauern das Leben erleichterten. Sie, die Bauern, gaben den Städtern Gelegenheit, die landwirtschaftlichen Überschüsse der Bauern gegen Artikel einzutauschen, an denen auf den Dörfern Mangel herrschte.

Also optimierten Bauern und Städter gemeinsam das Bewässerungssystem dergestalt, dass es außer den Anforderungen des Ackerbaus und der Kleinviehzucht auch den Verbrauch der – wachsenden - Städte befriedigen konnte. Das wiederum erforderte einen hohen Organisationsgrad der Arbeit. Diese wiederum brachte die Organisation der dörflichen und städtischen Verbände zu größeren Einheiten. Diese Einheiten benötigten eine entsprechend effiziente Verwaltung. Und diese Verwaltung benötigte eine wirksame Strukturierung. Im Unterschied zu Unterägypten bildete sich in Oberägypten eine zentrale Verwaltung heraus, die alles, Städte und Dörfer, Äcker und Weiden unter einer einzigen Aufsicht zusammenführte. Hier, und nicht in den unterägyptischen Stadtoligarchien wurde das Königtum geboren – übrigens als Koniginnentum. Das war traditionsgemäß nicht anders möglich, denn seit Alters besaßen die Frauen der frühen Gesellschaften die meiste Erfahrung im Umgang mit Zivilsachen. Das hatte nichts zu tun mit einer angeblichen Überlegenheit, sondern damit, dass sie, die „daheim“ blieben während die Männer zu Kampf und Jagd auszogen, zwangsläufig den besten Überblick über die Angelegenheiten der Sippe bekamen. Sie stellten, mit ihnen konfrontiert, dann Verhaltensregeln auf, über deren Einhaltung sie wachten. Somit waren Legislative und Judikative schon einmal in ihrer Hand – die Exekutive besorgten, in ihrem Auftrag, die Männer. Was lag also näher als mit der obersten Koordination ebenfalls eine Frau zu beauftragen? Seit unausdenkbaren Zeiten kannte man es nicht anders, als dass die Frauen für die Angelegenheiten des täglichen Lebens zuständig waren und die Männer waren es zufrieden.

Das Leben in Oberägypten verlief ansonsten wie das im Norden zwischen Saat und Ernte, Überschwemmung und Trockenheit. Nur verlief es immer mehr als Leben eines sich über die – interregionale - Gemeinschaft identifizierenden Volkes und Staates. Aber es gab in diesem Leben noch weitere Unterschiede, welche die Herausbildung des Staates beschleunigten. Anders als im Norden hatte das oberägyptische Volk nämlich gefährliche Feinde. Sie saßen im Süden und Südwesten und äugten begehrlisch auf das Werk der Oberägypter.

Ihnen selbst hatte das Schicksal gleiche Chancen versagt. Denn als sie, ebenso wie die Oberägypter, vor der mörderischen Wüste fliehen mussten, kamen sie

zu den Ufern des anderen großen Stromes, den wir heute Niger nennen und dessen ältere Namen nicht mehr bekannt sind. Dort aber lebten, anders als im Niltal, die Menschen bereits in wohl strukturierten Gemeinschaften, die allesamt nicht auf Zuzug erpicht waren. Man wies die ungeliebten Verwandten weiter nach Osten in die trockenen Savannen – dort weiter wandernd erreichten auch sie den Nil, aber, wie gesagt, einige Stromschnellen weiter flussaufwärts und ohne Kenntnis davon, dass die kalkigen oder auch lehmigen Wasser zu diesem Strom gehörten. Auch sie indes bauten sich etwas auf, nämlich eine gut organisierte Miliz, und brachten es darin zu einiger Kunstfertigkeit. Jedenfalls war der Angriff, den sie dann auf das Gebiet der Oberägypter vortrugen, wie man sagt, „nicht von Pappe“.

Die Oberägypter wurden von diesem Angriff aus dem Nichts jenseits des Kataraktes wahrscheinlich überrascht. Nichts hatte zuvor darauf hingedeutet, dass „auch hinterm Berg“ Leute wohnten. Aber nun waren sie da. Zwar zogen sie sich, da es wohl nur ein Vortrupp gewesen, zurück, ohne Gebiete zu annektieren, aber sie hinterließen eine Spur der Verwüstung. Sollte das nicht noch einmal oder gar schrecklicher noch wiederkehren, waren Maßnahmen zu treffen. Die erste bestand in der Schaffung eines stehenden Heeres, oder besser gesagt einer Kaste von Kriegern, die nichts zu tun hatten als auf der Wacht zu stehen und Nubier zu jagen. Die mussten natürlich derweil auch essen und ihre Familien versorgen, was alles von der Gemeinschaft zu leisten war. Die leistete das auch, indem nunmehr alle Erträge der Landwirtschaft registriert und der größte Teil derselben an eine zentrale Sammelstelle abgeführt werden mussten. Aus diesem Aufkommen teilte nunmehr die „königliche Zentralbehörde“ jedem das zum Lebensunterhalt Notwendige zu und zudem Saatgut für die nächste Ernte. Dafür nun wieder war es notwendig, die Bevölkerung nach Köpfen, Ackerbaufläche und Wohnort zu erfassen – mit Hilfe der überall nachbarschaftskundigen Frauen war auch das zu leisten. Sie übernahmen auch die jährliche Ablieferung und Zuteilung, denn sie wussten in ihren Dörfern jeweils am besten bescheid. So entstand der Prototyp eines durch und durch verwalteten Staates, in dem jedes Individuum in seinen wirtschaftlichen und familiären Verhältnissen erfasst war. Dies stellte gegenüber den Zuständen in Unterägypten einen entscheidenden Fortschritt dar.

Die Nubier wurden erwartungsgemäß aus dem Lande vertrieben und zogen sich wieder jenseits des ersten Kataraktes zurück. In der Folgezeit sollten sie aber für Ägypten immer wieder von Bedeutung sein. Übrig blieb ein Staat, straff organisiert, mit einem gut gedrillten und bewaffneten Militär, das nun seine Belohnung einforderte und nach Beteiligung an der Macht verlangte. Die konnte man ihm schlecht abschlagen und so wurde ein Heerführer neben die Matriarchin gestellt, um mit ihr gemeinsam zu regieren. Natürlich wurde diese Veränderung auch mythologisch ausgedrückt, denn ohne mythologische

Rechtfertigung ging in dieser Zeit gar nichts. Zur universalen Kraft, ausgedrückt durch die „Mutter“ an der Spitze des Staates, gesellte sich die schützende Gewalt, repräsentiert durch den „Heerkönig“, der für eine gewisse Zeit an die Seite der Königin treten durfte. Nach dieser Zeit wurde er den Göttern übergeben, also geopfert. Er wurde in diesem Opfertod – eine gewisse Entschuldigung für das, was man ihm antat – unmittelbar zu einem Gott. In weltlicher Hinsicht wurde damit vermieden, dass die Herren der Schöpfung allzu viel von der neuen Macht begehrten – als Preis für diese Macht nach einer bestimmten Zeit gewaltsam zu sterben ist bekanntlich sehr unattraktiv. Aber das Konzept ging so nicht auf: daher wurden die erst kurzen Abstände, in denen die Heerkönige wechselten, immer mehr verlängert und schließlich stand der Heerkönig auf Dauer neben der Matriarchin, mit dieser durch die Ehe verbunden. Der alte Opferritus veränderte sich in eine, in größeren Abständen zu wiederholende, Prüfung der Tauglichkeit zum Amte, in welcher der König in einem Scheinkampf rituell scheinbar getötet und nach Beachtung diverser Trauerriten wieder „zum Leben erweckt“ wurde. Der neu Belebte musste anschließend einige Proben seiner wieder erwachten Kraft abgeben. Aus diesem Begängnis entstand dann das in der gesamten ägyptischen Geschichte wohl bekannte und berühmte Heb Sed, das Fest des Thrones. Es verbindet also Ägypten mit seinen allerältesten Wurzeln, mit den später kaum noch irgendwo zutage tretenden Anfängen im Matriarchat.

Die Gewalten in der neuen Staatsform waren streng geteilt: der König verwaltete das Kriegswesen und bald darauf aus aktuellem Anlass auch die auswärtigen Angelegenheiten. Der gesamte Innenbereich aber unterstand der Königin – darunter auch die Polizeigewalt und die oberste Gerichtsbarkeit. Denn seit Steuern eingetrieben wurden, war eine Exekutive notwendig – nicht alle wollten freiwillig geben, was sie zu entrichten hatten, insbesondere in knappen Zeiten hätte man gern einen Vorrat behalten, aber mit den Bütteln des Königs war über solche Vorstellungen nicht zu reden. Wer nicht gab was er schuldete, der wurde ermahnt, wenn das nichts nützte, nachdrücklich zu rechtgewiesen – die gesellschaftlich höher Stehenden, da man sie für sensibler hielt, mit Ehrenstrafen, die „Niedrigen“ mit Körperstrafen. Das besorgten im Auftrag der „Regierung“ die Büttel. Das niedere Gerichtswesen lag nach wie vor in den Händen der Bürgermeisterei, die hohe Gerichtsbarkeit aber lag in den Händen des Königshauses, das seinerseits Beamte seines Gefallens mit dessen Wahrnehmung beauftragen konnte. Jedem Bürgermeister (Mann oder Frau) war aber ein „Kronbeamter“ als Aufsicht beigegeben, damit der Willkür und auch etwaiger Unwissenheit gesteuert werde. Das bedeutete wiederum, es mussten Leute für solche Fertigkeiten ausgebildet werden, und diese Ausbildung übernahmen, da sie sonst wenig zu tun hatten, die Heiligtümer. Bezahlt wurde diese Ausbildung von denen, in deren Auftrag sie erfolgte, nämlich König und

Königin, und sie umfasste zu dieser Zeit bereits neben der Götterkunde und den – soweit bekannt – Heilverfahren auch Katasterwesen, Straf- und Zivilrecht, kaufmännisches Rechnen, Vermessungstechnik, wofür Lesen und Schreiben die Grundlage von allem darstellte. Natürlich darf man sich dieses erste Ägyptisch nicht als formvollendete Schriftsprache vorstellen – es genügten in der Regel einige Zahl- und Wortzeichen, um den Verwaltungsaufgaben jener Zeit gerecht zu werden – Briefe und Abhandlungen schrieb man damals noch nicht, umfangreicheres Wissen wurde, wie anderswo auch, durch mündliche Überlieferung weiter gegeben.

Was Oberägypten durch diese Maßnahmen an verwaltungstechnischer Organisation gewann, hielt aber keineswegs Schritt mit seinen sonstigen kulturellen Leistungen. Denn wenn man in den unterägyptischen Städten auf Kunst und Kultur, Sport, Moden und Lebensart im Ganzen Wert legen konnte, gestaltete sich das Leben südlich von Memphis (das es damals noch gar nicht gab) als mühsamer Kampf mit der Wüste, der es nicht gestattete, Kräfte für solcherart Luxus zu erübrigen. Man hatte zu Essen und man hatte sicheren Wohnraum, man kleidete sich – übrigens spartanisch – und baute den Acker, züchtete Vieh, wo es anging, fischte man sicher auch. Aber das Leben verlief, im Gegensatz zu den städtischen Föderationen im Norden eher einfach. Was Wunder, wenn die nun einmal bestehende Streitmacht mangels anderer Aufgaben und ihrer militärischen Überlegenheit gewiss, nun ein anderes Ziel ins Auge fasste: Unterägypten.

Exkurs: Matriarchat

Dass das Matriarchat die erste gesellschaftliche Organisationsform der Menschheit gewesen ist, daran bestehen heute kaum noch Zweifel. Wir finden diese Organisationsform in den Sozialstrukturen der intelligentesten Sozialverbände bildenden Säugetiere vorgebildet: ob bei den Elefanten, den Wölfen, den Wildrindern, den Pferden – überall haben in der Herde die Weibchen das Sagen. Sogar in den Primatenverbänden sind es eigentlich die Weibchen, die für die „zivile“ Ordnung sorgen, während die Männchen sich mit Rivalenkämpfen die Zeit vertreiben. Die Herren der Schöpfung dürfen zwecks Nachwuchs mal vorbeischaun und sind dann auch wohl gelitten – aber ansonsten haben sie im Gemeinwesen wenig bis nichts zu entscheiden. Die Menschen beobachteten ihre Umwelt gut, trauen wir ihnen in dieser Beziehung niemals zu wenig zu, und fanden diese Organisationsform effizient. Der Mann unterwegs, für Essen und Frieden sorgend, die Frauen daheim, ihren Nachwuchs betreuend, für die

nicht fleischliche Nahrung sorgend, für „Haus und Hof“. Da die Frauen aber eben um all diese Dinge sorgten, hatten sie auch den größeren Überblick über alle Probleme und die Männer, die nur von Zeit zu Zeit vorbeischaute, fanden es bequem, wenn sie die Beine unter den Tisch und den Rest ins Bett stecken konnten. Niemand hätte auch nur im Traum daran gedacht, diese Verhältnisse zu ändern. Männer waren stärker, Frauen schmiegsamer, nachdenklicher, listenreicher. Dazu noch waren sie das höchste Gut einer jeden Sippe, denn ohne sie starb dieselbe mit Sicherheit aus. Also fügten sich die rauen Kerle daheim mit aller ihnen zu Gebote stehenden Demut in die Beschlüsse ihrer Frauen.

Es ist klar, dass die ideologische Konzeption dann dieser Sozialstruktur entsprach – wobei die Männer auch ihre Domäne hatten, nämlich im Kult von Kriegs- und Jagdgöttern, darin inbegriffen eine Menge „heiliger Tiere“. Das war bereits in der Sahara so gewesen und wurde nun in Oberägypten weiter gepflegt. Aber an der Spitze der ideologischen Selbstspiegelung stand eine Muttergöttin – wie im wirklichen Leben. Das war nicht nur in Ägypten der Fall, sondern ist Bestandteil aller matriarchalen Ideologien der Frühzeit, wie wir sie aus den überlieferten Mythen entschlüsseln können. In den anderen Kulturen wurde das Matriarchat zumeist gewaltsam durch das noch heute wirkende Patriarchat abgelöst. In Ägypten aber kam es später zu einer völlig untypischen Transformation des Matriarchates. Es wurde niemals, wie in den anderen Kulturen, völlig aufgehoben, denn es gab niemals eine aggressive Auseinandersetzung der Geschlechter. Aber es wurde nach und nach ausgehöhlt und in die faktische Männerdominanz sozusagen eingeflochten. Immer wieder indes erlebte es Höhepunkte: in den Königinnen der frühen Reichseinigungszeit, im späten „Gottesstaat des Amun“, übrigens auf dem alten Gebiet Oberägyptens gelegen, in dem alles begonnen hatte. Es gibt Namen, die uns bis heute erreicht haben: Ahmes, Hatschepsut, Nofretete, Nefertari die Gemahlin des großen Ramses II, aber auch Tausret, bereits in der Frühzeit (unter anderem) Chentkaus, im Alten Reich Hetep Heres die Mutter des Chufu – Cheops, Teje, und viele andere haben ihre Spuren in Ägyptens Geschichte hinterlassen. Nicht zu vergessen seine letzte Königin, Kleopatra VII Philopator, die von Geburt Griechin, von ihrer Wesensart aber durch und durch Ägypterin – Nesut – war, oder wie einige zu sagen pflegen, „Nesbiti“, nicht „Basilissa“.

Von den Königinnen der umliegenden Reiche wissen wir zumeist nicht einmal die Namen. In Ägypten hingegen gehörte es sich bis in die letzte Zeit hinein, dass ein Ägypter zum Namen seines Vaters auch den seiner Mutter nannte. Es blieb dabei, dass Frauen gleich den Männern erbberechtigt waren und eine einseitige Scheidung einer Ehe nur durch den Mann kam gar nicht in Betracht – jeder konnte zu dem andern sagen: verlasse ich dich eines Tages und hasse ich dich.... Es gab Schreiberinnen unter ihnen, auch hohe Beamtinnen, selbstverständlich Priesterinnen aller Grade, Künstlerinnen aller Sparten, Ärztinnen

sind belegt und Kauffrauen. Daher konnte auch von einem geschlechterspezifischen Bildungsmonopol keine Rede sein. Denn jede dieser Frauen war ihr Recht auf alle gesellschaftlichen Rollen bereits qua Geburt garantiert und wie hätte sie es ohne Elementarkenntnisse wie Lesen und Schreiben wahrnehmen sollen? Im Gegenteil: es existiert eine umfangreiche Hinterlassenschaft an Privatbriefen aus Ägypten und viele der Briefeschreiber sind Frauen. Dass sie selbst schrieben und nicht etwa ein bezahlter Schreiber erkennt man daran, dass sie eben in einer Weise schrieben, in der kein Schreiber (kleiner Beamter) geschrieben hätte - unmittelbar und um Stil- und Formfragen gänzlich unbekümmert. Diese wetteiferten mit ihrem Stil vielmehr um diverse Aufstiegschancen. Sie bemühten sich daher um möglichst geschmeidige, vieldeutige Formulierungen und zudem um eine besondere Formgestalt, mit der sie ihren Vorgesetzten angenehm auffallen konnten. Niemals wäre einem eingefallen, einen Brief dergestalt „unplugged“ zu schreiben.

In allen diesen Äußerungen unterschied Ägypten sich noch in der Spätzeit von den übrigen Völkern der Alten Welt – was einem im Patriarchat Erzogenen wie Herodot natürlich auffiel. Wenn man genau hinsieht, so unterscheidet sich Ägypten bis heute in dieser Frage von anderen orientalischen Völkern; es waren Ägypterinnen, welche zuerst in der islamischen Welt den Schleier ablegten und sie haben sich, auch als sie ihn noch trugen, dem Islam und seiner traditionsbedingten Frauenfeindlichkeit niemals in gleicher Weise ergeben wie die arabischen und die mesopotamisch – persischen Frauen. Auch unter dem Schleier haben sie eine sonst im Orient völlig untypische Eigenständigkeit gewahrt. Wer heute durch eine ägyptische Stadt geht, der sieht wohl Frauen im Kopftuch – aber tief verschleierte Frauen, wie sie in Arabien das Erscheinungsbild dominieren, sieht er nur selten und wohlgemerkt: das ist nicht nur in den Großstädten der Fall, sondern auch auf dem Lande. Die ägyptische Frau zeigt bis heute vielleicht nicht unbedingt ihr Haar, aber auf jeden Fall Gesicht. Nun, was das Haar anlangt – die Ägypterinnen waren es seit jeher gewohnt, über ihren natürlichen Haaren kunstvolle Perücken zu tragen, weshalb die „adeligen“ Damen, die solche Perücken wegen der Repräsentation oft aufsetzen mussten, ihre Köpfe gleich kahl schoren – für amtierende Priesterinnen war das ohnehin Pflicht, übrigens auch für Priester, sofern sie jeweils im Dienst waren. Bedecktes Haar war also in Ägypten nicht unbedingt etwas Neues, als der Islam die Bedeckung des Hauptes forderte. Die Ägypterinnen sind dieser Forderung mit Charme und Einfallsreichtum nachgekommen. Ebenso charmant und einfallsreich behaupten sie sich heute gegen den überbordenden Fanatismus arabisch beeinflusster Mullahs. Sie machen Zugeständnisse wo sie können und tun ansonsten was sie wollen. Man verbot ihnen den Bauchtanz – sie kreierten eine Weise dieser Kunst, die es den Mullahs schwer bis unmöglich machte, allzu laut zu protestieren. Man ließ sie nicht mehr filmen: gut, sagten sie, dann fil-

men wir also im Hidschab. Das fanden die Mullahs nun wieder nicht besonders anziehend, also verschwand das Thema wieder in den Schubladen der arabischen Forderungen nach einem bigotten Islam made in Saudi – Arabien. Und die ägyptischen Männer? Sie tragen, wenn sie Ägypter sind, ihre Frauen auf Händen. Nur die von Arabien her beeinflussten Männer versuchen sich in einem Zerrbild patriarchaler Autorität. Die meisten können sich eine solche Konzeption auch gar nicht leisten, denn in Ägypten ist man nach wie vor gerade in der bäuerlichen Schicht auf die Mitarbeit der Frau angewiesen und diese Schicht stellt die meisten Mitbürger.

So aber, dass man sich den Verzicht auf die Frau als Mitarbeiter nicht leisten konnte, verhielt es sich schon zu der Zeit, über die ich gerade schreibe. Der Kampf mit der Wüste, die Bestellung der Äcker, die Ernte, für die nur wenig Zeit vor der nächsten Überschwemmung blieb, forderte jede freie Hand. Die Verwaltung des Gemeinwesens konnte es sich nicht leisten, bei der Auswahl fähiger Köpfe nach dem Geschlecht des Körpers zu fragen, der sie trug. Dass man solchen Pragmatismus einigen heutigen Staatslenkern ins Stammbuch schreiben sollte, ist eine Binsenweisheit.

So kann man davon sprechen, dass die ägyptische Gesellschaft auf der Höhe ihrer Entwicklung weder ein Matriarchat noch ein Patriarchat gewesen ist, sondern eine Gemeinschaft schaffender Menschen unter den Fittichen einer universalen Gesellschaftsdoktrin, deren Garant der König und deren Maßstab die „Maat“ genannte umfassende Ordnung war. Ehe es aber zu diesem Zustand kommen konnte, waren noch etliche Hürden zu nehmen. Ägypten fiel als Musterstaat ja nicht vom Himmel. Schauen wir weiter, wie das geschah. – **Exkurs Ende** -

3. Der Streit der Geschwister

Ägypten als geografisches Gebiet ist ein Urstromtal. Die Umgebung dieses Urstromtales fällt insgesamt nach Norden hin ab. Die einst hier herabstürzenden Wassermassen haben das Tal tief in die abfallende Hochebene eingeschnitten, um sich in einem breiten Golf ins Mittelmeer zu ergießen. Der Golf versandete mit der Zeit und die Wassermassen nahmen ab und gaben Uferzonen frei. Im Norden war das erscheinende Land reichlich und eben, gut bewässert von den „Rinnsalen“, welche sich fürderhin durch das nun vorhandene Delta zogen. Im Süden war das Land knapp, ein schmaler Uferstreifen rechts und links, zwischen hoch strebenden Felsenhängen. In der Mitte war auf dem östlichen Ufer wenig, auf dem westlichen eine Menge Platz vorhanden, aber

diesen Platz nahmen dann das Grasland, noch später die westliche Wüste ein. Es blieb mehr oder weniger für den Ackerbau nur der relativ schmale Streifen am Ostufer übrig, denn hier verhinderten die Felsabstürze das weitere Vordringen der Wüste wenigstens in einem Maße, dass es möglich wurde, sie mit normalen Kräften im Zaum zu halten, während man ihr im Westen nur mit großer Gewalt entgegen treten konnte und sie endlich gewähren lassen musste. Nur im unmittelbaren Umkreis des Überschwemmungsgebietes und in den vom Altwasser versorgten Oasen blieb man ihrer einigermaßen Herr.

Das bedeutete, dass, ich sprach es schon mehrfach an, der Süden Ägyptens gegenüber dem Norden wirtschaftlich von Anbeginn benachteiligt war. Unter diesen Umständen kann es nicht wunder nehmen, dass die Oberägypter ein Auge auf die Ländereien im Umkreis des Deltas warfen und sich dachten, dass sie dort mit ihrem neuen und blitzblanken Staatswesen noch weitaus effizienter arbeiten und bequemer leben könnten. Zudem fühlten sie sich als Missionare, die ihren lotterigen Verwandten „das Heil“ in Form einer effizienten Staatsorganisation bringen würden. Auf mörderische Orgien hatten sie es niemals abgesehen und so gestaltete sich denn auch der große Krieg – gewaltsam zwar, wo unbedingt nötig, - im Ganzen eher als ein Prozess in dessen Verlauf nicht nur Oberägypten sondern auch Unterägypten ihre vorherige Eigenart verändert hatten.

Frühere Altertumsforscher haben den großen Bruderkrieg der Ägypter als eine heftige Aktion angesehen, welche die Stadtrepubliken im Delta im Umsehen hinweggefegt hat. Ihre Legitimation bezog diese Ansicht aus den so genannten Königspaletten, Bulletins in Form von Schminktafeln, auf denen die entsprechenden Könige (oder waren es in Wirklichkeit eher Feldherren?) ihre Siege, dem Anlass entsprechend propagandistisch aufpoliert, ihren Göttern zum Opfer brachten. Diese Schminktafeln wurden dann benutzt, um die Augen der Götter zu schminken, denn wie die Menschen Ägyptens sich schminkten, so auch die Götter dieser Menschen – da sie es nicht selbst tun konnten, taten es die hem netjeru, die Priester an ihrer Stelle. Sie waren Augen, Ohren, Hände und Füße ihrer Götter. In der Gestalt der Palette schminkte auf diese Art durch die Hand des Priesters der siegreiche Feldherr den Gott und erwies ihm so die Ehre, welcher er als Laie sonst nicht teilhaftig wurde. Der Gott aber beschaute die Palette, las und verstand ihren Inhalt und war dem Feldherrn oder auch König gewogen.

Die Schminktafeln waren also weitaus mehr als nur „Siegesdepeschen“ aber das waren sie auch. Man darf nicht vergessen: die Welt der alten Ägypter teilte sich nicht auf in belebte und unbelebte Dinge, Beziehungsreiches und Beziehungsloses, sondern alle Dinge waren belebt und alle Dinge standen untereinander in vielfältigen und sinnreichen Beziehungen, welche sich dem Kundigen offenbarten, damit er in diesen Beziehungen schalte und walte, forsche und erfinde. Das nennt man eine magische Beziehung zur Existenz und sie ist heute sehr aus der Mode gekommen. Dennoch kann man sie auch heute noch und wieder vor allem in Kulturen finden, die sich dem westlichen Typus nicht oder nur sehr selektiv angeschlossen haben. Zu einem nicht ganz unbedeutenden, aber natürlich gegen die Gewohnheit dieser Kulturen sehr zurücktretenden Maße findet man ein solches „magisches“ Denken auch in den okkulten Subkulturen des Westens. D. h. diese haben von sich aus bereits einen besseren Zugang zum „Geist Ägyptens“ als unsere in dieser Beziehung gewöhnliche total unsensible Geschichtsbetrachtung. Ich hoffe, dass man nun verstanden hat, warum diese reliefierten Steine solche Bedeutung hatten, und fahre in meiner Betrachtung der Gestalt des „großen Bruderkrieges der Ägypter“ fort.

Wie gesagt: um ein einzige groß angelegte Aktion hat es sich sehr wahrscheinlich nicht gehandelt, sondern um eine Abfolge verschiedener Aggressionen des Südens gegen den Norden.

Die erste Aktion könnte ein Überraschungsangriff gewesen sein, der aber nicht allzu weit in den Norden vorgetragen werden konnte; weit genug indes, um die Föderation zu spalten indem die weiter südlich gelegenen Orte unter oberägyptischer Herrschaft verblieben und auch in allen weiteren Unternehmungen nicht mehr in den Einfluss der Föderation zurückkehrten. Sie bildeten in der Folgezeit einen Gürtel mehr oder weniger sicherer „Kantonisten“, von denen aus die Oberägypter operierten. Sie mussten sich also nicht jedes Mal in den tiefen Süden zurück ziehen, sondern fanden ihre notwendigen Ressourcen gleich „dicht dabei“. Das erleichterte natürlich die weiteren Angriffswellen, denn die so unkriegerische Föderation zeigte, nun es ums Ganze ging, doch die Zähne und ließ sich wenn, dann nur nach heldenhafter Gegenwehr, unterkriegen. Es wurden Bündnisse geschlossen und vor allem nutzte der Föderation ihre Ortskenntnis, während sich die Oberägypter in den Armen des Deltas und den Marschen rundum mehr als einmal „verlaufen“ haben dürften. Aber wie auch immer: das Ende vom Lied war, dass binnen abgemessener Zeit das ganze Land von der Küste bis zum ersten Katarakt des Nil einer einzigen Macht untertan war: der Macht Oberägyptens. Diese Siegesnachricht ließ der Heerkönig Skorpion nach dem Süden schicken.

Aber die Freude währte wohl erst einmal nicht lange. Denn die unterlegenen Fürstentümer im Delta gaben sich ganz und gar nicht geschlagen. Viele hatten auch wohl nur aus Gründen taktischer Unterlegenheit klein bei gegeben. Nun, in relativer Ruhe, mögen sie kräftig konspiriert und koalitiert haben – das Fehlen einer Zentralmacht hatte sich allzu nachteilig bemerkbar gemacht, aber andererseits mochte auch keine der mächtigen Damen in den Städten etwa zu viel von ihren Befugnissen abgeben. Zudem: die Eindringlinge waren keine Fremden, sie hatten Sinn für Lebensart und Bedürfnisse der regierenden Stadtfürstinnen. Daher war es nicht ganz einfach, der eigenen Bequemlichkeit im Interesse der eigenen Souveränität zu widerstehen.

Irgend ein Oberägypter aber muss „unterwegs“ Dummheiten gemacht haben. Vielleicht ist er mit der annektierten Bevölkerung allzu unsanft umgegangen, wir kennen das doch aus eigener leidvoller Erfahrung, dies: „denen sollte man das Arbeiten erst mal beibringen“ und was es noch alles an ähnlichen Freundlichkeiten gibt. Jedenfalls erhob sich Widerstand und es war nicht der Widerstand der Damen, sondern der Widerstand des Volkes. Die Damen mussten sich erst peu a peu davon überzeugen, dass es dem „Herrn Omnes“ ernst war, sehr ernst. Aber die Geschichte dieses Widerstandes ist in die Mythen Ägyptens eingegangen, und zwar hat er einem andern Mythos ein Gesicht gegeben: dem Streit zwischen Osiris und Seth und dem Schicksal des Osiris überhaupt.

Exkurs: Osiris

Kein anderer ägyptischer Gott hat jemals den gleichen Bekanntheitsgrad, hat je die gleiche Volkstümlichkeit genossen, wie Wasire, den die Griechen, alles verballhornend, was ihnen unter die Zunge kam, Osiris genannt haben. Da unsere Kultur - wenigstens vorgeblich – auf der griechischen aufbaut, ist die Gestalt unter diesem Namen in die Kulturgeschichte der Menschheit eingegangen. Aber: was steckt hinter dieser herzerwärmenden Geschichte vom gestorbenen Gott? Vielleicht harte Fakten? Oder doch nur eine Parabel von Kampf und Sieg des Lebens über den Tod?

Für eine reine Göttergeschichte ist der Mythos, das wurde schon von vielen bemerkt, zu vielschichtig. Wenn man ihn in all seinen Zweigen verfolgt, so ist er ein pralles Stück altägyptischen Lebens, ja, wie das Gilgamesch – Epos, ein Stück Menschenleben an sich. Wir kennen die Geschichte: Osiris ist ein Sohn des jeweils herrschenden obersten Gottes, in diesem Falle des Re. Er ist natürlich nicht dessen einziger Sohn, denn Re hat mindestens neun Kinder – es war

in Ägypten üblich, Götterfamilien als „Neunheiten“ zusammen zu fassen. Weitere in diesem Drama auftretende Kinder sind Seth, sowie die beiden Damen Isis und Nephthys, die beiden Letztgenannten sind die Gattinnen der jeweils Erstgenannten, Isis also gehört zu Osiris, Nephthys (oder besser Nechbet) zu Seth. Denn man darf sich die „Geburt“ von Göttern nicht ganz so vorstellen, wie heute Familien begründet werden: es sind „parthogene Hervorbringungen“ gleichartiger Wesenheiten, deren Verwandtschaft vor allem in ihrer gemeinschaftlichen Göttlichkeit liegt, die aber ansonsten alle Optionen der Entfaltung frei haben. Wenn sie sich paaren, so dachte der Ägypter dabei nicht an Inzest, sondern nur daran, dass das Gleichartige sich zum Gleichartigen zu finden habe: Menschen zu Menschen und Götter eben zu Göttern und zwar zu den Göttern der gleichen Hervorbringung. Es sei denn, die Theologen beschlossen es aus irgendwelchen Gründen anders, denn sie sind die eigentlichen Konstrukteure der ägyptischen Götterwelt. Eine Neunheit, das ist sozusagen der Genpool und die Ahnenfamilie einer bestimmten Art von Göttern. So stammen von der Paarung Isis – Osiris die königlichen Götter ab: zunächst Horus, der Patron des Königtums als solches, dann aber auch die „Horuskinder“, in denen sich die Königsideologie weiter entfaltet. Denn eigentlich ist die ägyptische Mythenwelt eine staubtrockene Angelegenheit nur sehr selten werden die Ergüsse kompilierender Priester von wirklichen Begebenheiten gestört. Die Geschichte des Osiris ist eine solche Störung.

Osiris gerät mit Seth in Streit, weil er mit dessen Gemahlin Nechbet ein, sagen wir, flüchtiges Verhältnis, hatte. Seth kommt ihm drauf und sinnt nicht nur auf seinen Tod, was bei einem Gott nicht weiter problematisch wäre, wenn auch nicht ganz schmerzlos (Götter können Schmerz empfinden), sondern er sinnt auf die tatsächliche und totale Vernichtung seines Bruders und Schwagers. Die kann nur erreicht werden, wenn die Gestalt, das „Bild“ des Gottes auf irgend eine Weise vernichtet wird. Verbrennen mag er ihn nicht – das würde Isis, seine Gattin, bemerken und dann auch schon verhindern. Also erschlägt Seth seinen Bruder und zerstückelt ihn, verbirgt und beerdigt die Leichenteile überall in Ägypten.

Aber Seth ist kein Kind von allzu viel Klugheit und so übersieht er – eigentlich eine Antizipation unseres westlichen Denkens – die Tatsache, dass alles Lebendige auch beseelt ist und dass der Mord an einem Gott, einem Ahnengott zudem, keinem lebendigen und beseelten Leben gefallen kann. Als die verzweifelte Isis – Osiris ist gestorben ohne seine Linie fortsetzen zu können und Isis hat nun keinen adäquaten Partner mehr – den Toten beklagt und noch viel mehr den Umstand, dass sie ihn nicht wieder ins Leben bringen kann, da sie nicht weiß, wo er sich befindet, plaudern Schilf und Kraut, da plaudern die

Fische und die Vögel aus, wo sich die Teile jeweils befinden. Nur den Phallus findet keiner, denn den hat Seth verschluckt. Er hat also sozusagen für den Fall, dass es alles kommt, den „Schlüssel“ zum Fortgang der Dinge vorsorglich an sich genommen. So dumm ist er nun wieder nicht, dass er nicht auch mit dem Schlimmsten rechnet. Aber mit dem Einfallsreichtum der Isis hat er nicht gerechnet, denn als die alle Teile beisammen hat, setzt sie ihm einen neuen Phallus ein, der genau das tun kann, was er tun muss: ihr einen Sohn zeugen. Denn es gelingt ihr nicht, Osiris wieder zu vollem Leben zu erwecken: er bleibt ein „lebender Leichnam“. Was Seth aber am wichtigsten war, die Weiterexistenz der Linie „Osiris“ zu verhindern, das hat er genau nicht erreicht. Gut ägyptisch geht er nun zu Re und führt Klage gegen Isis. Dem ist die ganze Sache höchst peinlich und er ist ganz froh, dass Horus, der Sohn des Osiris, sich erbietet, die Sache mit seinem Onkel Seth nach allen Regeln der Kunst auszufechten. Daher sieht Re auch „durch die Brille“, wenn die Mutter Isis den jugendlich naiven Horus kräftig und sachverständig berät und unterstützt. Nur als es zum Äußersten kommt, und Horus, zwischen Mutter und Vaterbruder, in die moralische Klemme gerät, kann Isis sich nicht überwinden, den Onkel, ihren Bruder, zu opfern – und wird dafür von dem zornigen Horus, der sich verheizt fühlt, geköpft. Eine Zeitlang muss sie ohne Kopf (dann mit einem Kuhkopf) herumlaufen, bis Re die heißblütige Tat seines Enkels rückgängig macht, Isis gestattet, wieder ihren eigenen Kopf zu haben. Der hält es wohl auch für ganz gut, wenn seine allzu gerissene Tochter einmal andere Erfahrungen macht... Nun, Re hat sich in seiner Weisheit ordentlich „geschnitten“, denn Isis, zu allem bereit, organisiert eine Palastrevolte gegen Re, presst ihm den geheimen Namen ab und veranlasst ihn so, ihr den eigenen Kopf zurück zu geben. Das Mädel kennt offensichtlich, wenn es um ihre Interessen geht, keinerlei Rücksichten – ein weiblicher Machiavelli und eine virtuose Zauberin in einem ist sie und Re wird sich gewaltig gewundert haben wie ihm geschieht. Zuletzt aber siegt die Weisheit des Re dann doch: nach einem großen Prozess, der anschaulich wiedergibt, wie es vor ägyptischen Gerichten zugehen konnte, ergeht sein Urteil: Seth, der von Horus Besiegte, darf gleichwohl weiter herrschen, wenn auch nur dort, wo er niemandem gefährlich werden kann: in der Wüste. Horus, der Sohn und Erbe, wird zum Patron Ägyptens und seiner Könige und hat über dessen Wohl und Wehe zu wachen. Osiris aber, dem auch Re das alte Leben nicht wieder geben kann, wird zum Richter und Herrn der „Unterwelt“ bestellt und damit zum Herrn aller Menschen, falls sie nämlich gestorben sind. Niemand kommt mehr in die Gefilde der Götter, er sei von Osiris nicht zuvor „gerecht gesprochen“ also von seinem Erdenleben „entlastet“ worden.

Nun zu dem, was alles hinter dieser sehr umfangreichen und verzweigten Geschichte stecken kann. Da ist zum einen die Erinnerung an die zur Wüste ge-

wordene Urheimat der Ägypter und zwar der am Nil stets ansässigen genau so wie der später zugewanderten. Diese Heimat wird einmal so wie sie ist als „Gebiet des Seth“ weiterhin im Verständnis der Ägypter als „Eigentum“ geführt, zum andern wird die Urgestalt desselben im Bild des „Totenreiches“, des „schönen Westens“ als Herrschaftsbereich des Osiris „verewigt“. Aber die Ägypter geben niemals einer Angelegenheit nur eine einzige Bedeutung, das liegt ihnen einfach nicht. Sie erkannten als ihre höchste geistige Kunst das Erzeugen von so genannten „Knoten“, nämlich vielfach ineinander verschlungener Gebilde voller Beziehungen untereinander und zu anderen, ferneren Dingen und Gedanken. Sie machten sich dreitausend Jahre lang ihren liebsten Denksport daraus, solche „Knoten“ zu konstruieren und wieder aufzulösen. Der Osiris – Mythos nun ist ein ganzer Teppich aus solchen „Knoten“. Wo man ihn immer anfasst, hat man einen solchen in der Hand und wehe dem, der sich nicht auskennt. Andererseits ist es kaum möglich, in einer einzigen Betrachtungsweise ALLE Knoten zu entwirren. Wenn also jemand noch welche findet, ist es ihm unbenommen, die Sache weiter zu führen. Ich muss mich allerdings auf einen Knoten beschränken, weil dieser Knoten wichtige Aufschlüsse über das gibt, was in Ägypten zur Zeit der so genannten Reichseini-gung so alles passiert ist – zumindest über eine sehr aufregende und für die spätere Erscheinung Ägyptens ungeheuer wichtige Sache: den Aufstand des Wasire. – **Exkurs Ende** -

3.1. Der Aufstand des Wasire

Er war fast ein Niemand. Ein Milizenführer vielleicht aus einer Stadt im Delta, die schon in ägyptischer Zeit zu existieren aufhörte. Die Stätte aber, an der sie gestanden haben sollte, blieb heiliges Land für alle Ägypter. Er hatte eine Frau und eine Geliebte, die sich mit den Fremden als den Siegern rasch arrangiert hatte. Daher hasste er die Fremden, die ihm die alleinige Verfügung über die Geliebte streitig machten. Seine Frau beherrschte die kleine Stadt in der er lebte und er führte ihre kleine Polizeitruppe. Er sah, wie es im Lande zuing und sammelte die Unzufriedenen um sich. Da er ein Niemand war, achtete auch niemand auf ihn und darauf, wie es in Pe zuing.

Die Sieger merkten es erst, als der Aufstand schon hell loderte und sich mit atemberaubender Geschwindigkeit zum Flächenbrand entwickelte, denn Wasire besaß beträchtliche militärische Talente. Er manövrierte mit seinen Gefährten im Delta, brach aus dem Dickicht des Marschlandes und verschwand wieder im Gewirr der Wasserläufe, spielte mit den Regimentern der Eroberer Katz und Maus. Da er Erfolg hatte, schlossen sich ihm immer mehr bereits er-

oberte Gebiete an und der Norden schien für die Oberägypter verloren kaum dass sie ihn gewonnen hatten. Inzwischen gebot Wasire bereits über eine beträchtliche und vor allem gut organisierte Streitmacht, die zudem prächtig motiviert war, da sie zumeist ihre engere Heimat verteidigte. Man könnte sagen, Wasire wäre der „Erfinder“ der Guerilla gewesen, kleiner, miteinander vernetzter Einheiten, die in koordinierten Schlägen vorgingen und den Feind überall da trafen, wo er sich dessen gerade nicht versah. Denn die Einheiten waren praktisch unsichtbar – sie trugen weder Waffen bei sich noch besondere Kennzeichen, sie waren Bauern bis sie unversehens zu Kriegern wurden. Logistisch unterstützt wurde er von den mächtigen Damen in den Städten, die es satt hatten, irgendwelchen Herrn schöne Augen zu machen, um ihr gewohntes Leben weiter zu führen. Es wurde also brenzlich und die eben noch errungenen glorreichen Siege schienen sich zu verflüchtigen, die Erben des Skorpion waren vor ihren Göttern bis auf die Knochen blamiert von einem kleinen Burschen, von dem niemand je zuvor etwas Gutes vernommen.

In offener Feldschlacht war dem Kerl nicht bei zu kommen, denn er stellte sich nicht. Er wusste, mit seinen Milizen würde er in einer Schlacht unterliegen, denn ausgebildeten Soldaten konnten sie nur in begrenzten Aktionen Paroli bieten, nur dort, wo sie das Überraschungsmoment für sich hatten. Dafür, Soldaten auszubilden, hatte er weder Zeit noch Gelegenheit gehabt. Er musste nehmen, was sich anbot, und daraus machen, was ging. Aber man lockte ihn in einen Hinterhalt und ermordete ihn – ließ sogar seine Leiche verschwinden, denn man wünschte ihm beileibe keine fröhliche Urständ. Seine Milizionäre ließ man, so man ihrer habhaft wurde, in andere Gebiete des Niltals umsiedeln – ein Massaker verübten die Oberägypter nicht an ihnen, denn sie wollten das Land nicht zur Brutstätte neuer Erhebungen werden lassen. Mit den mächtigen Damen arrangierte man sich neuerlich und gestattete ihnen ein paar ungefährliche Freiheiten mehr. Sie durften ihre Heiligtümer behalten, darin die Priesterschaft dominieren, sie behielten ihre Paläste und ihre Titel, ihre Einkünfte und alles, was das Herz einer verwöhnten Dame erfreuen kann, und sie mussten nicht mehr um jede Kleinigkeit betteln. Allerdings mussten sie sich mit Gouverneuren arrangieren, die in jede Stadt gesetzt wurden und diese samt dem umliegenden Gebiet im Auftrag des oberägyptischen Königs und seiner Großen Gemahlin regierten. Aber wenn sie wollten, konnten sie diese Gouverneure ja heiraten oder, noch besser, sie konnten sich selbst zu solchen einsetzen lassen – nicht sofort, aber doch in absehbarer Zeit. Narmer, der „Wels mit dem Meißel“ konnte nach Hause melden: die Sache ist erledigt, Unterägypten ist befriedet.

Ganz erledigt war die Sache allerdings noch nicht, denn Wasire hatte nicht nur eine Frau hinterlassen sondern auch Kinder, darunter einen Sohn, den er „Falke“ genannt hatte, auf Ägyptisch Hor. Der war recht sauer darüber, wie er und seine Mutter von Narmer herumgeschubst wurden. Wären da nicht überall die alten Freunde seines Vaters gewesen, es wäre ihnen wohl noch schlechter ergangen – so fanden sie wenigstens überall Unterkunft und Nahrung, aber ein Leben was das natürlich nicht für einen jungen Mann, der eigentlich ein Königssohn hätte sein sollen. Anzunehmen, dass seine Mutter das Andenken seines Vaters in ihm wach hielt und ihn womöglich spornte, diesem Andenken eigene Taten hinzuzufügen. Aber wie nur – Ägypten war in Gänze dem oberägyptischen König unterworfen und keine Rede war weit und breit davon, dass es sich noch einmal erheben würde. Denn es ging den Leuten unter Narmer nicht schlecht, sie hatten ihr Auskommen und man ließ sie in Ruhe, was der König von ihnen verlangte erschien ihnen wohl überlegt und billig, die Damen hatten oft mehr verlangt. Kurzum, die Zeichen standen rundum nicht mehr auf Sturm und der Heldenmut unseres Jünglings stand auf schwachen Füßen. Dennoch forderte er seinen König heraus und dieser ließ sich gnädig herbei, die persönliche Herausforderung anzunehmen.

Niemand argwöhnte etwas Böses, als der König (ob noch Narmer oder schon ein Nachfolger kann niemand sagen) gegen den jungen Mann mit dem schwachen Rückhalt im Volk eher aus sportlichen und erzieherischen Gründen denn von Zorn gestachelt antrat, aber das Schicksal wollte es anders. Nicht der König verließ den Kampfplatz dieses Duells als Sieger, sondern der junge Hor. Der König war vielleicht nicht tot, aber auf keinen Fall mehr fähig, die Herrschaft auszuüben. Mit einer halb generösen, halb aber auch zynisch gemeinten Geste bestellte der den jungen Hor als Nachfolger. Man hört förmlich seine Gedanken: bitte, wenn du mich ausbootest, mach es selbst besser. Ob er es wirklich besser machte, weiß wiederum keiner, aber es war mit der Einsetzung des Hor ein Präzedenzfall geschaffen: der Primat Oberägyptens über den Norden war damit, dass ein Unterägypter zum König bestellt wurde, hinfällig. Es gab keine Sieger und keine Besiegten mehr, sondern nur noch Ägypter. Hor zeugte mit der jungen Tochter der „Königinwitwe“ selbst einige Kinder, von denen die Söhne große Kriegsherren, die Töchter aber weise Königinnen wurden, die nacheinander, mit Söhnen aus dem „Volk“ vermählt, den Thron Ägyptens inne hatten. Denn die Königinwitwe hatte ihre Chance, Ägypten das Matriarchat wenigstens in Teilen zu erhalten, als der Matriarchatszögling König wurde, klug genutzt und setzte eine Erbfolgeregelung durch, die in Ägypten bis ins Neue Reich hinein Gültigkeit behalten sollte. Nach dieser Erbfolgeregelung wurde der Thron stets über die Hand der ältesten Tochter vererbt. Derjenige war oder wurde König, der, im zarten Alter an den Hof ge-

zogen und ausgebildet, durch die verlobte Hand der Kronprinzessin als „Sohn“ des Königs galt – und die Prinzessin galt folgerichtig als seine Schwester. In Wahrheit war nur immer die Frau königlicher Abkunft: der König war jemand aus dem Volk, ein Unbekannter, einer, dessen Kindernamen niemand mehr kannte, denn er bekam einen neuen Rufnamen.

Aber das ist jetzt schon ein Kapitel aus jener Zeit, in der Ägypten das wurde, was wir heute als Ägypten kennen.

4. Die ersten Dynastien

Großes Kopfzerbrechen hat alle erfasst: wer ist denn nun der erste König Ägyptens? Die verschiedenen – sehr alten – Quellen nennen ganz verschiedene Namen, Narmer, Menes, manchmal auch Sel, den Skorpion und alle haben irgendwie recht ohne dass einer ganz recht hätte. Denn alle haben ihre Ära selbst für den Beginn einer neuen ausgegeben und das sicher nicht nur der Propaganda wegen, sondern ehrlichen Herzens. Was sie im Einzelnen fühlten und dachten wissen wir natürlich nicht mehr – die Zeit der königlichen Annalen und Weisheitslehren steht noch bevor und die Schrift taugt zwar schon zur Buchhaltung, aber nicht zum Bücherschreiben. Wir wissen es, respektive können es erschließen aus der ägyptischen Mentalität im Ganzen, denn die ist sattem bekannt. Wir wissen, wie die Menschen (nicht nur die Könige) dachten, wie sie fühlten, was sie wie ausdrückten und warum. Daher wissen wir: die Ägypten waren ebenso wenig unfehlbar oder idealisch wie wir es heute sind, aber sie waren eines nicht: link. Ihre Handlungen und ihr Denken war keineswegs immer fehlerlos und da sie zumeist von heißem Temperament waren, gab es auch reichlich Gewaltausbrüche, aber sie waren eben von heißem Temperament und daher dem kalten Betrug nicht eben zugetan. Wir können uns aus dieser Geradlinigkeit heraus also gut vorstellen, wie der König dachte – er wollte den Jüngeren nicht „ansmieren“ oder gar blamieren, sondern glaubte ehrlich daran, dass sein Auftauchen ein Zeichen der Götter zur Veränderung der Normen sei. Hor war nicht königlichen Geschlechts? Nun, da selbst der regierende König das eigentlich nicht war, was tat das?

Stolz kannte man in Ägypten. Adelsstolz in unserem Sinne aber hat Ägypten nie gekannt. Sondern aller Stolz ging vom Verdienst aus und zwar vom eigenen. Wenn der Vater oder der Großvater ebenfalls Anlass zu Stolz gehabt hatten, so steigerte das natürlich den des Nachkommen und des Enkels (man kann nicht leichthin „Sohn“ sagen in Ägypten.) Aber einen Adel wie in der westlichen Kultur begründete das nicht. Sondern es entstanden Familien, in denen eine bestimmte Aufgabe gewissermaßen erblich wurde, zum Beispiel die

des Bürgermeisters oder des Gouverneurs, des Ingenieurs oder auch des Mediziners und Notars. Daneben aber blieben diese Aufgaben jedem weiterhin zugänglich; keine Aufgabe in Ägypten ist jemals das Monopol einer einzigen Familie oder eines Clans gewesen, am wenigsten das Königsamt. Das zeigt anschaulich der stete Wechsel der „Dynastien“, wie man die im Königsamt aufeinander Folgenden nun zu Gruppen zusammen fasste, um ihr eigenes Profil wenigstens einigermaßen von dem anderer Gruppen abzugrenzen, denn die Ägypter waren geborene Systematiker.

Man denkt heute, mit dem „dynastischen“ Denken des Westens sofort, wenn man „Dynastie“ hört an eine strikte männliche oder wenigstens familiäre Abfolge von „Herrschern“. Damit hat man für Ägypten gleich zweimal daneben gegriffen, denn erstens waren „Dynastien“ nicht gleichzusetzen mit der Folge von Vater und Sohn, auch nicht von Familienangehörigen, zweitens waren „Herrscher“ im Sinne gottgleicher Despoten in Ägypten noch lange ein unbekannter Begriff. In gewissem Sinne gehörte das Reich immer dem Tüchtigsten – nur war späterhin, wer der Tüchtigste sei, eine zuweilen von zu Wenigen zu entscheidende Angelegenheit. Aber die Könige werden doch reihenweise als „Sohn von“ geführt? Ja, richtig das ist so. Denn „Sohn“ war in der ägyptischen Denkweise der Nachfolger im Amte schlechthin, der auch gerne eine Tochter sein konnte. Eine biologische Verwandtschaft war damit eben so wenig gemeint wie „Schwester“ als Begriff für die Geliebte eine blutsmäßige Schwester meinte. Um das zu verstehen gehen wir doch einmal zurück zu dem, was ich über die „Familien“ der Götter gesagt habe: der Mensch im emotionalen Ausnahmezustand der leidenschaftlichen Liebe fühlte sich darin wie ein Gott und sprach als und wie ein Gott. Die Könige waren identische Abbilder der Götter, zeitweilig sogar selbst in Person Götter, daher war, auch unabhängig davon, ob die Königin die Thronerbin war oder nicht, sie auf jeden Fall die „Schwester“ des Gottgleichen oder doch Gottähnlichen. Die „Standardisierung“ dieser Begriffe wird anschaulich, wenn wir in der siebzehnten Dynastie nach dem Namen Ahmose fahnden, der die Heka Chasut, die Fremden, vertrieb und das Land wieder zu einer Heimat für Ägypter machte. Denn hinter Ahmose taucht Ahmes auf, genannt Ta Scheri, die „Kleine“, die mit ungeheurer Energie den zaudernden König zu entschlossenem und erfolgreichen Handeln bewegt hat. Sie wird auch deutlich, wenn, sehr viel später, Echnaton seine Töchter in der Funktion der „Großen Gemahlin“ amtieren lässt. Und wenn Ptahhotep und andere mahnen: „schaffe dir einen Sohn“, dann bedeutet das nicht, sich einen Sohn zu zeugen, was ja relativ wenig Mühe macht, sondern es bedeutet, sich einen Nachfolger im Amte heran zu ziehen und zwar beizeiten, denn die Ausbildung zum Beamten war nicht gerade ein „Schnellkurs“. Über die Darstellungen der Hatschepsut brauchen wir, denke ich, an dieser Stelle nicht zu re-

den, da ihre Leistung und der Hintergrund ihrer Herrschaft ein eigenes Kapitel beanspruchen werden. Aber auch was sie verlauten lässt, gehört in die Liste dieser „Standards“.

All diese Standards bildeten sich in den frühen Dynastien heraus. Ägypten wurde zusehends zu dem, was wir heute darunter verstehen. Dazu brauchte es, gemessen an seiner Vorgeschichte, nur sehr wenig Zeit. Denn es galt ja nicht, „das Fahrrad neu“ zu erfinden, sondern lediglich zwei einander eigentlich sehr verwandte Kulturen zusammen zu führen. Hinzu kam, dass Ägypten nun eine lange Friedenszeit bevorstand. Nach dem großen Krieg gab es über Hunderte von Jahren keine weiteren Aggressionen zu vermelden. Dennoch: der Standard des Königs als „Heerkönig“ blieb auch als er längst ein Friedenskönig von seiner Gattin Gnaden war, erhalten und wurde zu einem stehenden Attribut seiner Darstellung. Wie gesagt, die Ägypten arbeiteten gern mit Standards. Dieses nicht wissende Ägyptologen, denen diese Zeit zu friedlich verläuft haben sich, martialischen Eigeninteressen folgend (sie können sich eine friedliche Gesellschaft eben nicht vorstellen) dazu verstiegen, im Alten Reich eine Abfolge von Kriegen aus dem Umstand zu rekonstruieren, dass die Könige nach wie vor mit kriegerischem Gestus abgebildet wurden. Nun, das ist auch bei jemandem der Fall, von dem wir sehr genau wissen, dass er keinen Krieg geführt hat: bei Amenhotep IV, besser bekannt als Echnaton. Standards eben, aber was interessiert das die Fachleute... sie interessiert im Allgemeinen nur die Vertretung des eben beschlossenen Konsenses – der aber hat sich in den zweihundert Jahren der Ägyptologie schon mehrfach geändert und wird sich weiter ändern. Der Boden dieses Reiches scheint unentwegt vor allem damit beschäftigt zu sein, wissenschaftliche Dogmen zu Fall zu bringen.

Standards also bestimmen unser Wissen von den ägyptischen Königen. Aber mit diesen Standards wurde gearbeitet. Keineswegs wurden sie schematisch in die Wände der Tempel gehauen oder auf deren Außenmauern gemalt, sondern jeder König kannte die Standards und benutzte sie in seinem wohlverstandenen Interesse, darin notfalls beraten durch aller Standards kundige Priester. Das war in den ersten Dynastien so, das hörte mit der letzten Ptolemäerin – immer noch nicht - auf. Denn auch die römischen Kaiser, so sie in Ägypten bauten, bedienten sich noch dieser Standards. In Ägypten haben viele römische Kaiser gebaut, denn sie fühlten sich diesem alten Reich geistig verpflichtet und verbunden. Ein Archäologe von heute ist also gut beraten, sich diese Standards ebenfalls anzueignen und nicht wie mancher es tut, diese Nachrichten eins zu eins auf seine moderne Auffassung von Information zu übertragen. Haben wir denn etwa keine Standards in der Informationsüber-

mittlung? Oder sind es am Ende nur andere? Ich denke da an gewisse gestanzte Formulierungen... doch, so etwas gibt es. So etwas gab es damals schon, man sollte den alten Ägyptern nicht zu wenig zutrauen. Sie waren schließlich – und nicht etwa die Babylonier – unsere Lehrmeister in Organisation und Verwaltung eines Staates. Denn sie waren es, welche die Griechen lehrten.

Was sagen uns nun diese Standards auf die frühen Dynastien bezogen? Sie sagen uns, dass der König gegenüber der Königin an Bedeutung gewann – auch in Friedensdingen. Denn Kriege gab es nur noch in Form von Scharmützeln an den Grenzen zu führen. Dabei konnte man zwar auch drauf gehen, aber kaum Ruhm erwerben. So wurde die Berufsbezeichnung des (möglichst siegreichen) Feldherrn zum Standard. Und waren es in Wahrheit nur ein paar elende Beduinenstreifen – der Standard ließ den König Feinde über Feinde unter seine Füße treten, ihnen Köpfe und Hände abhauen und in dreifacher Lebensgröße triumphieren. Der König wurde nun mehr und mehr zu dem, was er ab der dritten Dynastie dann für alle Zeit sein sollte: vom Gemahl der „lebenden Göttin“ zum selbst zumindest halb göttlichen Herrscher über Leben und Tod Ägyptens. Nicht etwa, wie man annehmen darf, seiner Untertanen – zwischen denen und ihm bauten sich Richter und Berufungsinstanzen auf – sondern über Leben und Tod des Landes selbst, das sich nun stolz „die beiden Länder“ nannte und binnen kurzem die Stammverwandten auch wirklich zusammengeführt hatte. Der König initiierte das Steigen des Wassers, von dem alles abhing. Der König war es, der bei Nacht mit der Sonne gemeinsam das dunkle Reich der Toten durchfuhr, mit dem Gott gemeinsam den lebensbedrohenden Dämonen richtete und gemeinsam mit der Sonne des Tages gewissermaßen von den Toten auferstand – wer's nicht glaubt, lese das bekannte Morgenlied für den König. Auf diesem Hintergrund wird er es vielleicht besser verstehen. Er wird auch verstehen, warum der Tod eines Königs nicht nur eine nationale, sondern eine kosmische Katastrophe war und höchste Gefahr für die Welt drohte, wenn der König seiner Funktion als Garant des Lebens nicht mehr gerecht werden konnte.

Was war in alledem noch die Macht der Königin? Sie war erheblich, denn sie gab mit dem Thron ja auch die Göttlichkeit als solche weiter. Sie war neben dem König die einzige in allem befugte Inhaberin der königlichen Würde, und jederzeit musste sie sich bereit halten, das Land an seiner Statt zu verwalten, wobei ihr das Wissen einer Königstochter und obersten Gouverneurin mit Sicherheit dienlich war. Alle andern Hofbeamten erfüllten Teile dieser Aufgabe – sie allein und der König füllten die Macht in allen Teilen aus. So haben denn auch etliche Königinnen im Alten Reich regiert: zuletzt Chentkaus I, deren

Grab in Gizeh zu bewundern ist, aber sie ist nicht die einzige. Ninuter aus der zweiten Dynastie käme noch dazu (Königin Binothris) und einige andere, über deren Identität die Forschung sich nicht einig ist, da die Thronnamen oft maskulinen Charakter tragen – was übrigens zum Beispiel bei Hatschepsut ebenfalls so ist. Für die spätere Zeit können wir mit einer Vielzahl von regierenden Damen aufwarten, was noch Herodot zu dem entsetzten Aufschrei verleitete, in Ägypten säßen die Frauen auf dem Thron und die Männer spielten Harfe. Was dieselben übrigens auch wirklich getan haben, denn die großen Tempel-Harfen waren für Frauen schlecht bespielbar. Sie konnten wegen der starken Spannung der Saiten keinen „großen Ton“ auf ihnen hervorbringen, ebenso wenig wie sie die „Langflöten“ mit ihrem orgelartigen Klang volltönend blasen konnten.

Aber zurück zu unseren Königinnen. Sie regierten in Abwesenheit ihrer Männer das Land. Sie regierten, wenn die nachfolgende Königin und ihr König noch zu klein waren, die tatsächliche Macht auszuüben. Dann regierten sie ohne Anspruch auf eigene königliche Ehren und also auch ohne Anspruch auf die „Königskartusche“ die einem Wappen und Ehrenstander gleich kam. Das scheint bei Chentkaus, der „Mutter zweier Könige“ so gewesen zu sein, denn sie kam zwar zu einem Ehrenggrab, aber nicht zu einem „gewappneten“ Königsnamen. Ihre beiden Töchter hatten nacheinander die Anwartschaft auf den Thron, aber sie waren samt den Prinzen noch zu jung, als ihr Vater, Chentkaus' Gemahl, starb. Nun, Chentkaus lebte zwar in der vierten Dynastie und wir bewegen uns im Augenblick in den Jahrhunderten vor der dritten, aber das Verfahren dürfte damals ähnlich gewesen sein. Ägypten ist konservativ bis in die Knochen und das im guten Sinne – nicht krampfhaft rückwärts gewendet und von dort alles, von der Zukunft nichts erwartend, sondern aufmerksam für Neues das Alte sorgsam hütend und abwägend, was es im Verhältnis zu dem jeweils Neuen wert sein mochte. Dieses Denken hat Ägypten mehr als einmal vor dem Untergang gerettet.

Die Königinnen waren in den frühen Jahren die einzigen Gemahlinnen ihrer Männer. Sie duldeten nicht, dass diese sich Frauen „neben“ ihren Ehefrauen nahmen und so die „dynastische Linie“ womöglich schwächten. Denn eine Tochter des Königs war, wenn in der Ehe mit einer nicht königlichen Frau geboren, ein Faktor der Unordnung. Sie gab, da sie nicht die Tochter der Thronerbin war, den Thron nicht weiter – aber sie war Tochter eines Königs und daher eine Gefahr für die matriarchalen Elemente in der ägyptischen Königsideologie. Was die Könige indessen außerhalb der Ehe trieben, ging die Damen auf dem Thron nichts an, denn solche Kinder wurden – aus der Hand – mit versorgt und ausgebildet ohne dass sie sich Chancen auf die Macht ausrechnen konnten. Sie teilten das Schicksal der Königssöhne: sie wurden hohe Beamte, Gottesväter (Hohepriester) irgendwo, Generäle und dann auch Diplomaten und

niemand hinderte sie daran, ihre wertige Person in einer „nicht standesgemäßen“ Verbindung dem Volk zurück zu geben, dem sie in Wahrheit entstammten.

In Sachen Sexualität waren die Ägypter ganze Afrikaner, das heißt, Prüderie war ihnen völlig fremd. Sie hatten einen Geschlechtstrieb und sie lebten ihn aus – wie es sich ergab, mit allen Geschlechtern und in allen denkbaren Variationen. Der König als erster Repräsentant des Volkes hatte ihnen auch darin Vorbild zu sein – nur, da sie nicht prüde waren, da Sexualität sich „verstand“ kannten sie keine Pornographie und keine sexuelle Protzgebärde. Da jeder seinen Phantasien freien Raum lassen konnte und ließ, brauchten sie keine künstliche Anheizungen derselben durch „Pin Ups“ männlichen und weiblichen Geschlechts. Andererseits wäre in Ägypten ein Priester, der die Leute zu sexueller Enthaltsamkeit gedrängt hätte, von aller Welt verspottet worden und die Ägypter konnten spottend sehr einfallsreich sein. Man machte es umgekehrt als man es heute in Deutschland macht: Deutschland redet darüber und tut es nicht oder nur sehr zaghaft. Ägypten redete nicht groß drüber, aber tat es und zwar gern und viel: wie sonst ist es zu erklären, dass Abtreibungen und auch Schwangerschaftsverhütung (klar hatte und kannte man so etwas, wir kommen gerade aus dem Matriarchat, meine Herren!) nicht verhindern konnten, dass die Bevölkerungszahl ständig stieg, ständig neue Städte gegründet werden mussten (wir bewegen uns in der frühen Zeit) und die bestehenden ständig wuchsen? Klar, die Deutschen, denen dieses natürliche Mittel unbekannt erscheint, werden sagen: durch Immigration (nein, das meinte ich jetzt nicht unbedingt ernst).

Ich sagte, der König hätte dem Volk auch in Sachen Sexualität ein Vorbild sein sollen. Wie konnte er das, wenn man doch über „diese Dinge“ nicht in aller Öffentlichkeit herzog? Nun, man konnte das ganz einfach: mittels der Standards, denn natürlich gab es auch dafür welche. In aller Diskretion konnte propagiert werden: der König gibt seiner Männlichkeit das, was ihr zukommt. Standard hierfür war das Bogenschießen in Gegenwart der Königin. Denn „Bogenschießen“ und „ejakulieren“ haben ungefähr denselben Lautstand. Aber dieser Standard war nicht der einzige für diese Angelegenheit. Das Attribut bestimmter Tiere setzte ein Bild in einen sexuellen Zusammenhang, desgleichen die Abbildung bestimmter Gesten bei Paaren. Gut leserlich sind all diese „Worte“ noch immer in der so genannten „Geburtslegende“ der Königin Hatschepsut zu entziffern, aber wohl nicht nur dort.

Ich erzähle hier viel von der allgemeinen Kultur Ägyptens ohne mich über sein Schicksal während der frühen Dynastien zu verbreiten. Aber habe ich das nicht eben vorhin in Sachen „Reichseinigungskrieg“ bis zu blanken Spekulation hingetan? Nun, es gibt hier nichts zu spekulieren. Das Reich war befestigt und es

wuchs zusehends, das ist erst einmal alles, was darüber zu sagen ist. Während es wuchs, festigten sich die Bräuche und Sitten, die Denkweisen, welche für Ägypten bis zu seinem Untergang maßgeblich gewesen sind. Da ich später über gewisse feine Unterschiede in diesen Sitten und Denkweisen zu reden haben werde, ist es vielleicht gut ihrem Entstehen zuzuschauen und dabei das Eine oder Andere an wilden Geschichten schon einmal etwas gerade zu rücken. Zum Beispiel jene Geschichte, nach der die Ägypter ein Volk von Analphabeten gewesen sind.

Versuchen Sie doch einmal Ihren Kontostand zu verfolgen, wenn Sie des Lesens und Schreibens nicht mächtig sind. Sie werden es nicht können. Ebenso wäre es einem Ägypter jener Zeit ergangen: er hätte nicht gewusst, was für ein Einkommen er hatte und nicht gewusst, wie er es sich einteilen sollte, denn eine „Sozialhilfe“ in unserem Sinne, die auch in der Katastrophe noch wenigstens das Nötigste darreicht, gab es nicht. Aber es gab ein wohldurchdachtes Einkommenssystem, das selbst dem Ärmsten wenigstens den Lebensunterhalt garantierte, vorausgesetzt, dass der davon Gebrauch machen konnte. Dazu war es nötig, dass er lesen konnte. Ägypten besitzt das älteste Kreditsystem der Welt.

Es funktionierte in etwa folgendermaßen: in jedem Jahr wurde von der zu erwartenden Ernte ein bestimmter Satz vorab als „Kopfsteuer“ festgesetzt. Nach diesem Satz wurde der Staatshaushalt dann geplant. Nach der Ernte wurde dieser Satz, falls denn die Ernte den Erwartungen entsprochen, von allen prozentual eingetrieben. Jeder musste seinen Ertrag herzeigen und die Steuerbeamten sonderten das dem Staat Zukommende davon aus. Übrig blieb zumeist nur gerade so viel, dass der Betreffende die Zeit, bis es zur Bekanntgabe des neuen Jahreseinkommens kommen konnte, überstand, und natürlich vergriff sich auch niemand am Saat- und Pflanzgut. Niemand nahm einem Fischer das Netz oder einem Bauern den Pflug oder den Zugochsen fort, niemand dem Farmer den Zuchtstier oder die trächtige Kuh und das säugende Kalb. Kam so etwas dennoch vor – ägyptische Steuerbeamten waren ebenso wenig Engel wie andere ihrer Art und hatten selbst ein Soll zu erfüllen – so stand dem Betreffenden der Klageweg bis vor den König zu, aber wehe ihm, er sprach nicht die Wahrheit. Indessen, über das ägyptische Gericht reden wir ein andermal.

Nehmen wir aber einmal an, dass bei der Steuererhebung alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Dann flatterte der entsprechenden Familie über einige Wochen des Wartens ein Bescheid ins Haus, auf dem zu lesen stand, dass der Familie Soundso so und so viel Maßeinheiten Weizen zustanden, so und so viel

Maßeinheiten Gerste und was sonst noch dringend nötig war, das Leben auskömmlich zu fristen. War die Ernte insgesamt gut ausgefallen, stand viel drauf, war sie eher mager ausgefallen, weniger, aber es war dem Menschen Ägyptens nicht verboten, dem Wenigen mit zusätzlicher Arbeit auf die Beine zu helfen – zum Beispiel konnte man Leute zum staatlichen Bausektor abordnen, die dort gut verdienten. Man konnte sich auch auf den Farmen der Tempel verdingen und dort neben einem guten Verdienst auch noch neueste Anbau- und Zuchtmethoden quasi nebenher studieren. Denn alle diese Zuverdienstmöglichkeiten waren nicht mehr steuerrelevant, da sie selbst aus Steuern bezahlt wurden.

Nun ist klar, dass ein Mensch, der seinen Einkommensbescheid nicht lesen konnte, ziemlich in Schwierigkeiten war – ebenso wie der, der ihn nicht handhaben konnte, weil er vom Rechnen keine Ahnung hatte. Ja, sagen unsere Wissenschaftler, die sich mit einem alphabetisierten alten Volk sichtlich unwohl fühlen, weil das einzige alphabetisierte Volk der frühen Zeit eben das jüdische zu sein hat (schlag mich einer tot, aber ich weiß nicht, warum das so sein soll), da kamen dann Heere von Schreibern und erklärten den Leuten alles. Na also, ich hätte da Bedenken: wie soll einer, der weder rechnen noch lesen kann, wissen, was er jeden Tag an Krediteinheiten verbraten kann ohne dass ständig ein Schreiber neben ihm her geht. Und wie soll ein analphabetischer Kaufmann seinen Anteil von einem Betrag abschreiben können und sich selbst zugute, wenn er gar nicht weiß, wie man das macht und was ein Anteil ist – auch er müsste ständig einen Erklärer neben sich gehabt haben. Deren Zahl müsste demnach ungefähr die Hälfte der ägyptischen Bevölkerung ausgemacht haben, damit Pannen vermieden wurden. Sie alle wurden vom Staatsfünftel besoldet, also wäre dasselbe nur noch in der Lage gewesen, ihnen einen Hungerlohn zu zahlen. Wie aber kommt es dann, dass die ägyptische Literatur herauf und herunter den Stand des Schreibers als den auskömmlichsten und bequemsten aller Berufe preist – wenn diese Leute doch nur damit zu tun hatten, für einen Hungerlohn den Massen der analphabetischen Bauern, Handwerker und Kaufleute hinterher zu rennen? Irgend etwas stimmt hier nicht. Die Alimentationssteuer stimmt. Es gibt genug Belege für die Bereitstellung und Verrechnung derselben. Von dem, was jeder gab, bekam jeder seinen angemessenen Teil zurück. Fiel die Ernte gut aus, so bekam Mancher, der nur wenig hatte geben können, weil er nur wenig Land besaß, mitunter mehr zurück als er selbst hätte erzeugen können. Denn es wurde zwar prozentual eingesammelt, aber dann wurde gnadenlos dividiert. Auch das ist belegt – direkt und indirekt. Was nicht belegt ist, das ist der angebliche Analphabetismus der Massen. Er wird nur analog zu den Kulturen der Alten Welt angenommen. Aber Ägypten verhält sich in vielen Dingen anders als die Kulturen der Alten Welt und es ist reichlich sinnlos, es in einen Rahmen pressen zu wollen in den es nicht gehört. Wir haben uns inzwischen von so vielen Annahmen Ägypten be-

treffend verabschiedet: wir sollten angesichts der Fakten endlich den Mut aufbringen auch hierzu zu sagen: wir haben uns geirrt. Die Leute, auch die einfachen, konnten lesen und schreiben – vielleicht nicht in Perfektion, aber für den „Hausgebrauch“ reichte es allemal.

Was haben sie aber geschrieben? Nun – seit den ältesten Zeiten der Nilkultur begleiten uns Zeichen. Sie reichen von einfachen Eigentumsmarken bis zu ebenso simplen Bildzeichen für einen bestimmten Namen, eine bestimmte Person oder Funktion. Diese Bildzeichen insbesondere die für Namen und Funktionen lassen uns schon in den ältesten Zeiten die Gestalt der Sprache erkennen – denn sie können aus dem Lautstand der späteren Sprache mühelos erschlossen werden. „Nar Mer“ heißt auch im Mittelägyptischen noch „Der Wels mit dem Meißel“. Man kann also die entsprechende Palette noch tausend Jahre später lesen, wenn man denn lesen kann. Hor Djet heißt immer noch „der ewige Falke“ und „Hor Wadji“ heißt immer noch „Der Falke mit der Schlange“ und zwar der Königskobra. Ihre Zeichen finden sich ebenfalls auf öffentlichen Verlautbarungen der Frühzeit. Aber was waren das für Verlautbarungen? Nun, zunächst einmal waren es „Grabsteine“. Man kann das ohne weiteres im Sinne unseres „hier ruht in Frieden“ verstehen. Dann gab es Katasterverzeichnisse – es musste sie geben, denn ohne sie hätte keine Alimentation funktioniert. Dann gab es Personenstandslisten – aus demselben Grund. Diese mussten ständig auf dem neuesten Stand gehalten werden und dazu benötigte man in der Tat Schreiber: wirklich Leute, die nur aufschrieben, was andere ermittelten. Ja, und was schrieben sie nun auf? Die Namen und die Zahlen und, das ist wichtig, ob es sich um Getreide, Trockenfisch, Leder, Vieh und welcher Art Vieh handelte, ob der Haushalt Soundso nun drei Köpfe mehr zählte oder gar vier weniger, und wie diese Köpfe hießen, ob sie Jungen, Mädchen, Erwachsene waren, Männlein oder Weiblein. Das alles schrieb man, so es anging, in Bildern – auch in anderen Weltteilen war dies der Beginn der Schrift und manche kamen nie darüber hinaus. Die Ägypter übrigens im Grunde auch nicht aber sehen wir weiter. Man schrieb diese Bilder nicht um einen Lautstand zu erfassen, sondern als Gedächtnisstütze. Und mit der Zeit trieb man die Kunst dieser „Eselsbrücken“ weiter. Dagegen verharrten die Zahlzeichen auf im Wesentlichen Punkten und Strichen: der ältesten Zählweise der Welt. Und mit diesen primitiven Zeichen haben die Ägypter dann so tolle Berechnungen angestellt? Ja, denn sie kannten es nicht anders.

Aus den Eselsbrücken wurden mit der Zeit Symbole, die der Situation entsprechend modifiziert wurden. Ein Korb war ein Korb, aber weil „Korb“ auch, in anderer Vokalisation, „Herr“ bedeuten konnte, wurde „Korb“ mit den entsprechenden Modifikationen auch zum Zeichen für „Herr“. Das hieß also dann: hier

steht „Korb“ – aber ich meine nicht „Korb“ also male ich einen Mann dahinter und damit mich keiner missversteht auch noch einen Mann mit einem Stab, also einen Würdenträger. Und schon wird aus dem einfachen Zeichen ein Begriff. Nun ist es aber mühsam, jedes Mal sorgfältig einen Mann mit Stab und einen Korb zu malen, also schrumpfte alles auf einige signifikante Striche zusammen und – fertig war die hieratische Formel. Die konnte nun ihrerseits wieder ausgeschmückt werden – und wer mit der ägyptischen Sprache aufwuchs, für den war es gar nicht schwer, diese Zeichen, die aus seinem Leben stammten, zu entziffern.

Natürlich ist es richtig zu sagen, dass nicht alle alles schrieben und lasen. Aber einen bestimmten „Grundwortschatz“ beherrschten mit der Zeit alle. Die Zeit der großen Literaturen freilich sollte erst mit der „Staatsrevolution“ in der dritten Dynastie anbrechen und auch dann sollte es noch gute Weile haben, bis aus den „amtlichen Dokumenten“ und der – religiösen wie weltlichen – „Fachliteratur“ eine ausgesprochene Unterhaltungsliteratur entstand. Denn wer dieses alte Ägyptisch liest, sieht: es ist eine ganz unmittelbare Sprache, in ihrer Gestalt einfach, dem Denken und Sprechen der Menschen unmittelbar folgend – man hört sie, wenn man liest. Wer zum Beispiel die „Theologie von Memphis“ als das wohl älteste erhaltene große Dokument dieser Zeit liest, sieht, wie der Schreiber oder auch die Schreiber sich mühen, aus dieser konkreten Sprache Material für Abstraktionen und philosophische Thesen zu gewinnen. Wer, anders herum, die grandiose Fälschung der „Hungerstele“ liest, erkennt, wie man sich bemüht, aus einem viel größeren, komplexeren Fundus solche tastenden Formulierungen zurück zu gewinnen und – wie man sich weil man sich nicht mehr recht einfühlen kann, auch konsequent „verhaut“. Denn mit der Zeit wurden die Möglichkeiten der Formulierung natürlich sehr viel weiträumiger.

Die Menschen schrieben also ein frühes, noch den Bildzeichen stark angenähertes „Hieratisch“ wobei dieses Wort selbst schon ein Missverständnis ist, denn keineswegs war es eine „Priesterschrift“. Diesen Namen bekam sie erst durch die Späteren, die in ihrer Bewertung der ägyptischen Kultur einem Manetho oder einem Herodot folgen mussten, weil sie nichts Besseres hatten. Es war vielmehr, bis zum Aufkommen eines weiteren, noch mehr dem Buchstabenwert der Sprache angenäherten Schriftsystems das einzige und von allen genutzte Schreibsystem Ägyptens. Natürlich gab es Unterschiede zwischen einem Kanzleipapier und einem Privatbrief. Natürlich gab es einen „offiziellen“ Stil und eine „Umgangssprache“. Selbstverständlich sah ein „geistlicher“ Text anders aus als ein Liebes- oder Arbeitslied, ein – womöglich illustriertes – medizinisches Fachbuch anders als ein Roman. Sicher sieht eine kurze Nachricht auf einem „Ostrakon“ einer beschriebenen Scherbe, anders aus als ein „Hofbericht“. Aber eines bleibt bestehen: Ägypten schrieb. Es schrieb

eine einzige, einheitliche Sprache, die vom Delta bis zum ersten Katarakt verstanden wurde. Es gibt unter den wenigen Dokumenten jener Zeit allerdings keine, an denen sich ein regionaler Dialekt fest machen ließe, aber das kann auf der insgesamt schlechten Überlieferung beruhen; in der Zeit der koptischen Sprache finden wir jedenfalls mehrere Dialekte in der Qualifikation literaturfähiger Sprachen. Das wird in dem grundkonservativen Ägypten kaum erst in der hellenischen Zeit der Fall gewesen sein. Dass eine Hochsprache einer „Volkssprache“ gegenüber stand, wissen wir zumindest seit dem Neuen Reich genau, denn es war Amenhotep IV, der dem Rechnung trug und seine eigene Sprache nach der Volkssprache ausrichtete. Der Mann wollte nämlich von allen verstanden werden – ein Volksheld war er eindeutig nicht. Aber warum wollte er verstanden werden, wenn dieses Volk doch sowieso nicht lesen oder schreiben konnte? Warum seine literarischen Bemühungen um die Volkssprache, wenn doch ohnehin nur die oberste Kaste, die mittelägyptisch sprach, relevant war? Weil es eben nicht so war: weil eben jeder Ägypter zumindest einen Mindestwortschatz lesen konnte. Weil er ihn allein und ohne Assistenz schlecht bezahlter Armeleuteschreiber lesen konnte. Weil er ihn, im Falle Amenhotep IV, lesen können musste oder er geriet ob der Neuerungen, welche derselbe einführte, in Panik. Nun, das ägyptische Volk geriet ob der Neuerungen erst dann in Panik, als Amenhotep mit allen Göttern auch die von Junu abschaffte, aber davon später. Dann halfen allerdings auch keine Manifeste mehr. Sondern es verbreitete sich die Meinung, der König sei ein Irrer. Vielleicht war er das auch – aber aus dem Fall Amenhotep sieht man, wie wichtig das geschriebene Wort in Ägypten war und das wird es seit den Anfängen gewesen sein. Die Annahme einer „Elitegesellschaft“ a la Harvard - Absolvententreffen ist jedenfalls ziemlich verblasen.

Das zeigt sich auch darin, wie die „staatlichen Ämter“ besetzt wurden. Hier ging nämlich eindeutig Kompetenz vor Genealogie und vor Kaste. Wir hören immer wieder, dass Männer und Frauen „aus dem Volke“ in die „Regierung“, das „Per – O“ berufen wurden und sich niemand um deren Herkunft Gedanken machte. Wer Gouverneur, pardon, Iripat, wurde, bestimmte der „Regierungsrat“ in Körperschaft und machte dem König dann seine Vorschläge. Allerdings galt letztthin der Wille des Königs, des Nesut oder, wie manche es halt lieber sehen, des Nesbiti, nur wird der sich gehütet haben, mit seinem Staatsrat überkreuz zu kommen, denn er brauchte diese eingefuchsten Politiker und Diplomaten, diese Verwaltungsgenie und hyperkreativen Manager aller Sparten. Absolut unumschränkt war er allerdings in der Auswahl des Mitarbeiterstabes für seinen Haushalt, was ebenfalls noch Bedeutung haben wird, und in der Besetzungsfrage geistlicher Ämter hatte er als Stimme der Götter gegen jeden noch so ambitionierten Hohenpriester das unumstößlich letzte Wort. Dass es

dabei zu Auseinandersetzungen mit seiner Gemahlin kam, ist anzunehmen und dass er in dieser Auseinandersetzung auch klein beigegeben hat, macht das „höfische Leben“ Ägyptens, denke ich, sehr sympathisch – übrigens vollzog sich dieses in der königlichen Familie wie anderswo auch, denn der König war kein zu hätschelndes Wundertier mit Sonderkonditionen, sondern der Generalnenner ägyptischen Lebens.

4.1. Die Kleinfürsten und der Bürgerkrieg

Kaum habe ich, mehr ahnend als wissend, behauptet, Ägyptens Boden wäre mit nichts so beschäftigt als damit, ägyptologische Dogmen ad absurdum zu führen, da hat mich anscheinend die Wahrheit dieser Aussage schon eingeholt. In einem recht modernen Buch über Probleme der modernen Ägyptologie finde ich den im Brustton der Überzeugung vorgetragenen Satz: wir wissen, dass gegen Ende der zweiten Dynastie ein Bürgerkrieg tobte. Hm, denke ich, woher wissen die das? Damit stehe ich auch schon vor einem weiteren Fragezeichen, denn so recht wissen sie es eben nicht. Sie mutmaßen es aus einigen klagenden Fragmenten und natürlich aus dem Standard, dass das Erscheinen eines neuen Königs das Unheil aus Ägypten verbannt und die Ordnung wieder her gestellt habe. Narren, denke ich, und so was nennt sich Ägyptologen. Leider – ich hätte mir schon etwas Belebung in der insgesamt vielleicht Manchem zu friedlichen Anfangszeit der „beiden Länder“ gewünscht, aber anscheinend wird mein Wunsch wohl doch nicht erhört werden. Denn „wir wissen“ bedeutet im Klartext: „wir vermuten“ und es ist wie immer: aufmerksame Detailbeobachtung, aber in der Rundumsicht ist die Blickschärfe gleich Null. Man nennt das Kurzsichtigkeit und sie kommt nicht nur in der Augenheilkunde vor. Ich kenne ihr Vorkommen aus Politik, Kunst, Wirtschaft, Religion, Justiz, Soziologie und und und... nichts Besonders also. Indessen scheint es etwas durchaus Besonderes zu sein, wenn jemand mit ägyptischen Standards umzugehen vermag. Die meisten Ägyptologen bemühen sich nicht einmal um das Erlernen dieser Kunst. Aber wer keinen Wert darauf legt, in die Denkweise einer Kultur einzudringen, warum beschäftigt er sich überhaupt mit ihr – wegen der hübschen Artefakten und wegen der gruseligen Mumien? Na, aber... nichts gegen Sentimentalitäten, auch sie müssen manchmal eben sein, aber als Grundlage einer Wissenschaft, ich weiß nicht recht.

Halten wir also fest: der Tod eines jeden Königs bedeutete eine nationale Katastrophe ersten Ranges und die Inthronisation eines jeden neuen beendete eine geradezu kosmische Unheilsperiode. Dieser neue legte dann auch seinen Amtsvorgänger in sein vorbereitetes Grab und so hatte alles wieder seine Ord-

nung und ging seinen Gang – der König starb als ein Gott aber er wurde be-
graben als ein Mensch und zwar von dem nächsten Menschen auf den die
Göttlichkeit des Amtes übergegangen war. Er wurde gewürdigt und gesegnet
und mit allen guten Wünschen für das Jenseits versehen, aber er war darin je-
dem Ägypter gleichgestellt. Im Tode kehrte der Gottgleiche sozusagen in die
Mitte seines Volkes zurück, wurde tief vergrabene Bienenkönigin im Stock, un-
sichtbares Reservoir der Fruchtbarkeit und Mehrung Aller. Daher sind die frü-
hen Gräber auch sehr viel mehr tief als hoch – an der Oberfläche erreichen sie
nur wenige Meter oder gar Zentimeter, gerade so viel dass man erkennen kann:
hier ist ein Grabmal. Dieses konnte – musste aber nicht – mit weiteren Ge-
dächtnismalen ausgestattet werden. Im Grunde aber bildeten sie alle den
„Bienenstock“ ab – einschließlich des tief verborgenen Schachtes, in dem die
Königin lag und durch ihre Brut ihr Volk vermehrte. In der späteren Zeit kehrte
man zu diesem Modell sogar zurück und in den folgenden Jahrhunderten kam
es nie aus der Mode, so viele Pyramiden man auch drüber baute – auch die
hatten ohne das alte Modell dabei zu beschädigen ihren Sinn.

Es ist also leider nichts mit dem berühmten Bürgerkrieg. Es kam lediglich eine
neue Variante des Standards für den König in Mode, die da lautete: der die
Ordnung in den Ländern wieder hergestellt hat, nämlich dadurch, dass er sein
Amt antrat. Diese war notwendig geworden, um der um sich greifenden
Verunsicherung ein Ende zu setzen, die das Volk wegen des Todes eines
Königs ergriffen hatte. Nein, angesichts dieser kühnen Gedanken kann ich ja
direkt von Glück sagen, dass ich kein Ägyptologe geworden bin und mir dem-
zufolge auch unberührt von Zustimmung oder Ablehnung einer meiner Karrie-
re vielleicht missgünstig gesonnenen Kollegenschaft Überlegungen über das
Warum und Wieso der Dinge anstellen kann.

Aber was für eine Verunsicherung kann ich wohl meinen, ich denke, die Stan-
dards lagen fest? Wir haben, das wird nicht bestritten, im Alten Reich einen
Dynastiewechsel. Das bedeutet, es kam ein ganz und gar neues „Geschlecht“
an die Macht, denn der König hatte keine Tochter, die er mit einem „Sohn“
hätte verheiraten können, daher übernahm einer seiner Söhne den Thron und
wählte sich eine Frau „aus dem Volke“ als neue Königin. Im Empfinden des
Volkes gab es dafür nur eine einzige Reaktion: ein großes „Autsch!“. Denn alles
war von den Grundfesten auf neu geworden und Neues gefährdete in den
Augen des Volkes auch immer gleich den Bestand der Ordnung als solcher.
Was voraussetzt, dass jeder über die Vorgänge orientiert war und das war
man, denn der Austausch nilaufwärts und nilab funktionierte ausgezeichnet.
Die „Iripat“ erhielten umgehend Bescheid und die informierten ihrerseits die

Anderen. Mindestens drei Tage nach einem solchen Ereignis war die Nachricht im letzten Dorf und das Zittern allgemein. Dieses aber hatte höchst nachteilige magische Folgen für das Potenzial einer künftigen „Regierung“, sollte also besser unterbleiben. Zumal dann, wenn diese neue „Regierung“ erst selbst um Akzeptanz ringen musste wie das bei einer totalen Neugründung eben unumgänglich ist. Wir sehen Ägypten in den Fängen des – latenten – Matriarchats, denn von einem König, dessen magische Kompetenz nicht von einer Königin gestärkt und gestützt wurde, erwartete man sich nicht viel.

Seltsam ist nur, dass man beim Tod einer Königin nicht in denselben allgemeinen Katzenjammer verfiel wie beim Tod eines Königs. Von einer solchen erwartete man, dass sie wie auch immer Vorsorge getroffen hatte und vor allem war man sich dessen sicher, dass sie auch im Jenseits für ihre Schutzbefohlenen sorgen werde. Zudem lebte sie, lebte ihr Potenzial als Mensch in ihren Töchtern weiter. Sie war es ja auch nicht, die an der Seite der Sonne jede Nacht gegen die Dämonen der Vernichtung zu Felde ziehen musste – sie hatte diesbezüglich andere Möglichkeiten und war, wenn nun auch mehr im Hintergrund agierend, immer noch mächtiger und umfassender in ihrer Kompetenz als der König. Starb eine Königin, so hieß es: die macht das schon. Im Gegenteil: man war sich nun größeren magischen Schutzes sicher als vordem, denn der Geist einer Königin vereinigte sich quasi automatisch mit dem ihrer Vorgängerinnen und das seit der Urzeit der Wüste. Aber was, wenn der König starb und niemand da war, den magischen Schutz, der Ägypten in solchen „leeren“ Zeiten umgeben konnte, zu gewähren? Dann sah es wahrlich traurig aus und zweifelhaft. Um dem nachhaltig zu begegnen, nahmen die Könige diese Passage unter ihre Standards auf – sicher nicht zur Freude der Königinnen, aber auch die mussten letztlich an der inneren Stabilität der Länder auch für einen solchen Fall interessiert sein und sie waren es und duldeten es. Ihre magischen Kompetenzen als solche wurden dadurch ja nicht angetastet, sondern nur die Fassade des – geistigen wie weltlichen – Außen- und Verteidigungsministeriums bekam einen neuen Anstrich.

Und was ist mit den so genannten Kleinfürstentümern, die man vor allem in Oberägypten gefunden haben will? Erstens: man kennt die entsprechenden Könige seltsamerweise nicht, nichts was auf ihre Identität hindeutet, wohl nicht einmal ihre Skelette. Man hat ihre Gräber und einiges Gerät, sonst nichts, aber man will großzügig die Grenzen ihrer Herrschaftsgebiete abstecken... au weia. Ich sehe da eine Karte, bei deren Anblick stehen mir die Haare zu Berge und ich besitze etliche davon. Na fein, Jungs, kann ich nur sagen: wer hat euch diese wunderbaren Grenzziehungen denn geflüstert? Meines Wissens sind sol-

che Grenzbeschreibungen erst seit Manethos Aufzeichnung der „Gaue“ überhaupt möglich. Halten wir mal, so lange wir nichts Besseres wissen, fest, dass diese „fürstlichen“ Gräber Berufseinrichtungen (wie ein Dienstwagen und eine Dienstwohnung heute) für die „Gouverneure“ gewesen sind, die in des Königs-paares Auftrag die Gebiete verwaltet haben, und die Sache klärt sich im Umsehen. In einem dieser Gräber hat man diverse Utensilien aus Unterägypten gefunden – und daraus geschlossen, dass dieser Mensch auch über Unterägypten geherrscht habe. Nichts spricht dagegen, denn wir befinden uns bereits im Stadium der „Reichseinigung“, dass wir hier eines der fröhdynastischen Königsgräber vor uns haben, wozu die Aufregung?

Hatte der Wechsel von der ersten zur zweiten Dynastie also – wegen des erwachenden „Staatsbewusstseins“ und des gehobenen Bildungsstandes des ägyptischen Volkes – einiges „Stuhlbeben“ verursacht, so vollzog sich der Übergang von der zweiten zur dritten Dynastie infolge dieser Vorarbeiten in geordneten Bahnen. Man hatte nun gesehen, dass auch die Herren der Schöpfung als Söhne einer Königin genug magisches Potenzial besaßen, um eine wirksam schützende Macht aufzubauen und zu erhalten. Man hatte gesehen, dass das weibliche Potenzial wohl nicht nur in den Königinnen Ägyptens wirkte, sondern in seiner Weiblichkeit insgesamt – was dieser nicht unbedingt abträglich war, denn es befestigte die Akzeptanz der Frauen bei ihren Männern gemein, wenn jede „ein Stück Königin“ in sich trug. Diese dritte Dynastie aber trug in sich den Keim zu einer nochmaligen generellen Umformung Ägyptens. Sie ereignete sich zur Regierungszeit des Königs Neterkhet, den man besser unter seinem „Spitznamen“ Djoser, der „Prachtliebende“ kennt. Aber Djoser war nicht der Umgestaltende, er war nur dessen „Schutzpatron“. Der Umgestalter selbst hieß – oder ließ sich nennen – Imhotep, zu deutsch: ich bin zufrieden oder „ich komme in Frieden“. Sich so zu nennen war auch nötig bei allem, was dieser Mann Ägypten abverlangte.

5. Neterkhet und die Staatsrevolution

Nichts deutete auf solche Umwälzungen hin, als nach dem friedlich entschlafenen Hor necht sa (oder nach anderer Lesart Sa Nacht) dessen Schwiegersohn Neterkhet den Thron der Länder bestieg. Er ist der erste König, dessen Konterfei wir kennen: ein Mann eher gedrungener Erscheinung, mit einem derben, energischen Gesicht und kräftigen Muskeln. So jedenfalls sieht er auf seiner Ka – Statue aus, deren Funktion es ist, das Erscheinungsbild eines Menschen so genau wie nur möglich wieder zu geben. Die Ka – Statue stand in

einer aus Steinen nachgebildeten Laube an der Nordseite seiner Stufenpyramide und schaute durch zwei runde Löcher unverwandt auf den Polarstern – die Löcher sind noch da, die Statue ist inzwischen durch eine Nachbildung ersetzt worden, das Original steht im ägyptischen Museum in Kairo. Dass wir aber diesen König als allerersten seiner Art von Angesicht kennen lernen können, ist das Verdienst eben jenes Imhotep, von dem bereits kurz die Rede war. Die Regierungszeit Djosers ist ohne diesen Mann nur eine ganz unbedeutende gewesen – mit ihm wird sie zur Ausnahmeregierung und der Name Djoser nicht nur in Ägypten, nicht nur in der Seelenwelt, sondern im Gedächtnis der Nachwelt bis heute bewahrt. Man versucht zwar im Augenblick, vor allem von Seiten der US – amerikanischen Ägyptologie her, das Gedächtnis dieses Mannes tunlichst in den Hintergrund zu drängen. Aber man wird Ägypten damit noch weniger gerecht werden als es ohnehin derzeit der Fall ist, denn ohne ihn und das, was er für den Geist Ägyptens getan hat, ist das Bild desselben bis in dessen letzte Tage, ja bis in dessen Gegenwart hinein unvollständig. Ägypten ohne Imhotep – das ist sehr viel mehr Auslassung als wollte man das wilhelminische Deutschland ohne Bismarck begreifen oder die Regierung Friedrichs II von Hohenstaufen ohne das Werk eines Petrus de Vinea.

Im späten Ägypten wurde dieser Imhotep zum Gott erhoben. Das ist außer ihm nur noch einem Hohenpriester namens Amenhotep, dem Sohn des Hapu, passiert. Denn die ägyptische Götterwelt speiste sich nicht wie die griechische aus vergöttlichten Menschen beiderlei Geschlechts. Ihre Götter standen von Anbeginn fest und wurden nur in immer neuen Konstellationen miteinander verflochten. Daher spiegelt diese Aktion sehr gut, welchen enormen Rang diese Gestalt in der ägyptischen Geschichte insgesamt einnimmt und es kommt schon von daher nicht in Frage, ihre Existenz oder Bedeutung in Frage zu stellen. Auch Imhotep wurde in ein bestehendes Göttergeflecht eingeordnet, und zwar rechnete man ihn zur Familie des Thot – Djehuti, des Gottes der Beamten und der Schreibkunst. Die Griechen übersetzten diesen Thot in Ermangelung einer Entsprechung mit ihrem Asklepios, dem Gott der Heilkunde, aber Imhoteps Ruhm beruht weniger auf seiner Tätigkeit als Arzt, sondern auf seiner Tätigkeit als Staatsmann, Philosoph/Ideologe und – Architekt.

Da Imhotep später zum Gott erklärt worden ist, bestand auch ein gewisses Interesse an seiner Abstammung, an der die geschichtliche Überlieferung überhaupt kein Interesse hat. Für diese war Imhotep der „Weise aus dem Nichts“, der seltsamerweise auch ins Nichts zurück ging, denn „niemand hat sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag“, wie es die Bibel über Mose schreibt, ebenso trifft es auf Imhotep zu. Die Namen seines Vaters und seiner Mutter variieren,

ebenso der seiner Gattin, man weiß nur, dass er verheiratet gewesen ist und, wie es üblich ist, auch Kinder gehabt haben wird, über die aber ebenfalls nichts verlautet. Sie traten wohl nicht in die Fußstapfen ihres Vaters. Dennoch weiß man mehr über ihn als über manchen König seiner Zeit und danach, denn er hat Spuren hinterlassen, an denen kein Ägyptenbesucher vorbei kommt: den Fest- und Grabkomplex von Sakkara mit der ersten Pyramide Ägyptens. Nicht nur das: auf der schon genannten Statue des Djoser ist er mit Namen und allen seinen Titeln verewigt worden – eine ungeheure, seither in der ägyptischen Geschichte nie wieder dagewesene Auszeichnung. Seine Titulatur ist ebenso wenig missverständlich für einen Ägypter wie für uns: Der Hüter der Menschheit – das besagt nahezu alles, zumindest die fast abergläubische Achtung, die dieser Mann bereits zu Lebzeiten genossen hat. Was folgt ist nicht weniger beeindruckend: der Erste nach dem König – das meint den „Regierungschef“, folgen die Titel der Hohenpriester von Memphis und Junu - Heliopolis. Niemals wieder hat ein Ägypter zwei Hohepriesterämter in seiner Hand vereinigt. In der blauen Kappe des Ptah wird er bis in die Spätzeit dargestellt. Dann folgen noch etliche Aufseher – also Ministerämter, folgt das des königlichen Chefarchitekten. Djoser wusste wohl, was er an diesem Mann hatte und wenn das einigen amerikanischen Forschern vom Format einer Archivkerlake nicht passt – es ist dies nicht das Problem der Geschichte, sondern allein ihres.

Aber wir haben nicht nur seine Ehrungen, wir haben auch seine Handschrift, denn die zweite große Stufenpyramide, an deren Bau er beteiligt gewesen ist, überliefert uns, auch wenn sie nicht vollendet wurde, eine schnell hingeworfene Bauanweisung von seiner Hand. Der Mann war also bis auf die Knochen historisch und wir kennen sogar seinen flüchtigen Namenszug. Nur sein Gesicht haben wir nicht, denn die späten Bildnisse geben wohl kaum seine Gesichtszüge wieder. Es sind vielmehr stilisierte Darstellungen eines jugendlichen Priesters mit den großen Augen des „Größten der Schauenden“ von Junu, ein Titel, der auf ihn selbst zurück geht, denn vor ihm hieß derselbe hohe Beamte „der, der den Größten (nämlich den Gott) schaut“.

Wir haben seine Gedanken, denn als die ägyptischen Staatsdokumente im 8. Jhdt. vor unserer Zeitrechnung in ihrem Archiv zu zerfallen drohten, da ließ König Schabako sie nicht etwa nur wieder auf Papyrus kopieren, was er sicher auch getan hat, da es seine Pflicht als König war, sondern er ließ die allerwichtigsten unter diesen in Stein graben. Unter diesen befindet sich ein Musterritual für eine Königsbestattung, die ganz augenscheinlich auf Djoser zurück geht, da es ein „Herumtragen auf der Pyramide“ gibt, das nur in Sakka-

ra und nachdem niemals wieder möglich gewesen ist. Es befindet sich darunter das Fragment einer naturwissenschaftlichen Betrachtung und – wahrscheinlich das wichtigste Stück ägyptischer Staatsliteratur, die später von Gelehrten so genannte „Theologie von Memphis“ samt einigen Hinweisen auf Imhotep als Person. Diese Theologie ist die Begründung des Anspruches des Ptah auf die Rolle des Weltschöpfers und wendet sich gegen den Anspruch des Atum – Re von Junu auf die gleiche Position. Offenbar hat Imhotep mit seinen Argumenten obsiegt, seine Titel besagen es. Der erste „Reichsgott“ der ägyptischen Geschichte heißt nicht Atum – Re, sondern Ptah. Und dass es einen solchen überhaupt gab, geht auf die neue Reichs-, Staats- und Königsideologie des Imhotep zurück.

Ich sprach vorhin schon vom Hang der Ägypter zum „Lokalpatriotismus“. Dieser hatte mit den Jahren geradezu abenteuerliche Züge angenommen, die oft in krassem Widerspruch zur Wirklichkeit standen. So war jede Stadt mit ihrem Stadtgott der Mittelpunkt einer Welt und wenn man es genau nahm, schienen überall eine andere Sonne, floss überall ein anderer Nil. Zwar sprachen alle eine Sprache und pflegten im Großen und Ganzen eine Kultur, aber sie waren sich dessen nicht bewusst und es gab niemanden, der es ihnen bewusst machte. Sie hatten einen König, aber der erschien in jeder Stadt als ein anderer. Imhotep machte damit, seine Befugnisse als Regierungschef nutzend, Schluss. Er verordnete eine Sonne, einen Nil, einen König für das ganze Land vom Delta bis zum Katarakt. Zum Zeichen dieser Einheit machte er den Komplex von Sakkara, das eigentliche Nationalheiligtum Ägyptens. Zum Zeichen dieser Einheit organisierte er ein epochales Heb – Sed für Djoser, der damals mit Sicherheit noch keine dreißig Jahre geherrscht hatte, aber darauf kam es nicht an. Sondern es kam darauf an, dass ganz Ägypten sich an diesem einen Orte traf, den sie unter anderem auch das „Land über dem Land“ nannten. Nie wieder ist seither ein ägyptischer Sakralbezirk so lückenlos durchdacht errichtet worden, nie wieder auch in einer so offensichtlichen Symbolik. Diese Symbolik ist so schlüssig und rund, dass kein König nach Djoser gewagt hat, an diesem Bau zu ändern oder anzubauen. Der einzige König der hier gebaut hat, war Ramses II und der hat nur restauriert. Vor diesem Ort hatte selbst der größte Baulöwe der ägyptischen Geschichte Respekt.

Was gibt es nun in diesem steingewordenen politischen und ideologischen Testament Imhoteps zu sehen? Zunächst einen umfriedeten rechteckigen Bezirk, der sich auf einem relativ nahen Hochplateau über der damaligen Königsstadt Memphis erhebt (das natürlich noch nicht Memphis hieß). Dieser Bezirk ist genau in Nord – Süd – Linie ausgerichtet und wir werden sehen, dass das

einen Grund hat. In der Mitte des Bezirkes, ein wenig nach Norden verschoben, thront die Stufenpyramide als Zentrum der gesamten Anlage. Nach Süden schließt sich der Pyramide ein großer Hof an, der für den Heb – Sed – Lauf des Königs bestens präpariert ist. Den Hof umgeben nach Westen allerhand Wirtschaftsgebäude, nach Osten die steinerne Nachbildung sowohl des Hauses des Königs als auch des seines Kanzlers, die einen kleineren Hof umschließen, um den diverse „Scheingebäude“ aufgeführt sind, die vielleicht damalige traditionelle Heiligtümer repräsentieren. Der kleine Hof ist jedenfalls bestens für die – privateren – Riten von Tod, Auferstehung und erneuter Krönung des Königs eingerichtet. In der Südostecke befindet sich der einzige Zugang zum Bezirk – eine relativ enge Pforte führt in eine Vorhalle – einen frühen Versuch, freistehende Säulen zu schaffen. Zwischen den Säulen – sie stehen nur zur oberen Hälfte frei – befinden sich Nischen und in den meisten von ihnen hatte früher je eine Provinzstandarte ihren ständigen Platz. Eine Nische im Norden der Halle enthält eine Tür, die zur Kanzlerwohnung führte. Dieser musste also, wie auch der König, die Halle nicht ganz durchschreiten, um in seine Gemächer zu gelangen. Alle anderen mussten durch die Halle, durch ihr westliches Tor, in einen weiteren Vorbau treten, der nach Norden auf den Platz hinaus sich öffnete und nach Süden von einem großen und tiefen Schachthaus geschlossen wurde – nach Westen aber schloss dieser Vorbau an das so genannte Südgrab an, welches der Eingangshalle gegenüber liegt. Im Norden, jenseits der Pyramide, vom Hof aus nicht sichtbar, lag der „Totentempel“ des Djoser, der nur noch an seinen Fundamenten kenntlich ist. Im Totentempel befand sich auch der – originale – Eingang zu den unterirdischen Kammern und Schächten nicht nur der Pyramide, denn der ganze Komplex ist von unterirdischen Gängen und Kammern durchzogen. Einige davon wurden allerdings erst später angelegt. Man sieht, es wurde doch gebaut in Sakkara – aber unterirdisch, ohne den Gesamteindruck des Komplexes zu beeinträchtigen, denn dieser galt ganz Ägypten als heilig und unverletzlich. Nicht einmal die Hyksos haben gewagt, sich an ihm zu vergreifen, nicht einmal in der entsetzlichen Not der ersten Wirre, als Junu und viele andere Tempel in Schutt und Asche fielen, hat eine Hand dieses Heiligtum angetastet. Nördlich des Totentempels lagen wie man heute vermutet, Wirtschaftsgebäude und vor allem die noch heute kenntliche Landestelle eines Stichkanals, der vom Fruchtland her in der Zeit der Überschwemmung Boote zum Heiligtum brachte und wohl auch zum Transport schwerer Lasten gedient hat. Seine vornehmste Aufgabe aber dürfte die Landung des Königs zum Fest und dann die Landung des „verewigten“, des „vergöttlichten“ toten Djoser gewesen sein, dessen „Totenamt“ Imhotep noch zelebriert hat, ehe sich seine Spuren verlieren. Möglicherweise stammt das Ritual des Schabako – Steines ja von seiner Hand – es deutet Vieles darauf hin. Möglicherweise wollte Schabako mit seinem Stein auch und vor allem dem Vordenker, in dessen Schuld ganz Ägypten stand, damit seine Reverenz er-

weisen, dass er seine wichtigsten Werke in Granit schlagen ließ. Er konnte ja nicht ahnen, dass eine Zeit kommen würde, in der seine Ägypter derart pietätlos und gottlos sein würden, dass sie diesen Stein, unwissend was er enthielt, als Mühlstein verwendeten.

Die nationale Symbolik des Bauwerkes drängt sich geradezu auf. Für die spirituelle Symbolik muss man allerdings genauer hinsehen. Zentrum derselben ist die Pyramide selbst. In ihr überschneiden sich spirituelle und „nationale“ Symbolik, und das ist für Ägypten auch weiterhin signifikant. Der „Aufstieg“ des Königs zu den Göttern erfolgt inmitten seines Landes und seiner Kultur, erfolgt öffentlich und stetig. Immer ist der König bei seinem Volk und zugleich auch immer bei den Göttern, zu deren Kreis er eigentlich gehört. Das genau ist das Neue an Imhoteps Ideologie: der König wird nicht im Tode wiederum zu einem Menschen, sondern er ist Gott und er bleibt Gott ob im Leben oder im Tode. Er wäre niemals König wäre er nicht von langer Hand zu diesem Amte berufen gewesen. In Ägypten, sagt diese Ideologie, wird niemand König, der das nicht von allem Anfang her bereits gewesen ist. Die Männer und Frauen, die ihn finden, finden ihn nur wieder. Er ist Gott nicht aus Gnade irgend eines anderen Gottes, sondern von sich selbst her. Die Götter, zu denen er nach dem Tode wieder „versammelt“ wird, erkennen ihn als der, welcher er in Wahrheit ist, denn er hat in seinem Erdenleben gelernt, sich ihnen verständlich und erkennbar zu machen indem er sich selbst erkannte als das, was er ist

Als ein solcher Menschengott beherrscht der ägyptische König sein Reich. Weil das so ist, ist Ägypten ein Vorbild für alle anderen Reiche der Welt, denn keines kennt den Weg der Ewigkeit wie dieses. So konnte Ägypten sich ruhig auf sich selbst zurück ziehen und vor allem anderen sich selbst ordnen, in seinem Charakter und Wesen jene „himmlische“ Ordnung „verirdischen“, die sie „Maat“ nannten. Irgend welche aggressiven politischen Ziele waren für Ägypten nicht nur überflüssig, da es durch sein Dasein selbst die Welt beherrschte, sondern würden ihm sogar schaden, denn auch der beste Bogen bricht, wenn man ihn überdehnt. Maat bedeutet nicht nur Maß nach innen zuhalten, sondern auch im Verhältnis zu ändern.

Ägypten hütet das Geheimnis der Weltentstehung, die nicht aus dem Samen und nicht aus dem Ei geworden ist, sondern aus dem Geist allein, aus dem Geist „des Gottes“, dessen Namen wechseln können, dessen Wesen aber niemals wechselt. Ihn allein hat Ägypten allezeit in seinen Tempeln verehrt und ihm gedient indem es der Welt – seiner Welt – zu Diensten war. Aus dieser Gewissheit heraus und nicht als sozusagen himmlische Schlüssellochgucker wie die Mesopotamier hat Ägypten sich auf die Wissenschaften geworfen und getrachtet, alles, was es tat, so vollkommen wie nur möglich zu tun, im Wissen

darum, dass Vollkommenheit niemals zu erreichen sein wird, wie Ptahhotep, ein Nachfahre Imhoteps im Geiste, nicht allzu lange nach dessen Tod, sagt.

Stufenweise geht diese Erkenntnis der Zusammenhänge voran. Die erste Stufe ist breit und jedermann zugänglich, auf der letzten thront allein noch das Licht – das des Königs oder das des Gottes. Wer es sehen will, der trete des Mittags im Nordtempel an die Stätte des Altares und schaue nach oben. Er wird dort etwas sehen, das ihn stärken wird. Über diese Stufen geht es hinauf und Djoser war der erste König, der diese Stufen der Erkenntnis betrat – gelehrt und geleitet von Imhotep, seinem Kanzler, seinem „Hofkaplan“, seinem Wunscharchitekten und manchmal sicher auch seinem „Stachel im Fleische“.

Djosers Ach, der Lichtleib, fuhr also in Wahrheit und wortwörtlich gen Himmel, Djosers Ba, der Weg der Seele, blieb und bleibt unterwegs zwischen Lichtreich und Welt. Djosers Ka blieb indes dem Irdischen verhaftet und erfüllte dort alle Pflichten, welche das Ka eines Königs nach seinem Tode zu wirken hat. Imhotep hat, das ist das vornehmste Kennzeichen seiner Lehre und darin ist der ganz Ägypter, das Althergebrachte niemals vernichtet, er hat es in die neuen Strukturen voll und ganz einbezogen. So hatten die Menschen, denen er alle diese Veränderungen zumutete, niemals das Empfinden, dass „das Land sich drehe wie eine Töpferscheibe“, sondern dass alles beim Alten und Gewohnten bliebe und nur klarer werde. Kein einziger Gott wurde durch Imhotep von seinem Sockel gestoßen, im Gegenteil, sie alle wurden heim nach Sakkara geholt, um den ganzen Lokalpatriotismus an dieser Stelle als „Nationalpatriotismus“ zusammen zu führen und in all seinen Teilen als ein Ganzes zu demonstrieren. Dieses Ganze aber wurde ewig vom König dominiert und alles zusammen, Ägypten und König, vom Geist selber. Denn er ist der eigentliche Regent Ägyptens.

Auf Imhotep gehen noch einige andere Einrichtungen des ägyptischen Lebens zurück, wobei man nicht sicher sagen kann, ob sie wirklich von ihm stammen. Er soll den Tempeln den Rang wissenschaftlicher Hochschulen gegeben haben (vermutlich war der Ansatz dazu bereits vorhanden), er soll den Sonnenkalender in Ägypten eingeführt haben, was wahrscheinlich ist, denn Junu besaß diesen Sonnenkalender und Imhotep das Priorat über Junu. Im weiten Umkreis um Ägypten rechnete man noch Jahrtausende später nach dem Mondkalender, weil der so schön anschaulich ist - leider auch entsetzlich ungenau. Solche Ungenauigkeiten konnte sich Ägypten wegen der notwendigen Vorausberechnung der Nilflut nicht leisten. Andernfalls hätte es jedes Jahr Tausende von

Überschwemmungsopfen gegeben. So aber, aus dem Sonnenkalender heraus, wurde man der Bewegungen am Sternhimmel ansichtig und konnte sie in ein festes, astronomisch sicheres Zeitgerüst einbauen. Zudem: man musste nicht mehr den Blick zum Himmel wenden, um zu wissen, wann ein Monat um war – man musste nur noch die Sonnenaufgänge zählen. Bei Dreißig war Schluss. Dann konnte man wieder mit Eins anfangen. Sicherlich wollte man nun auch wissen, warum das so war - und lange vor den Griechen entdeckten die Ägypter die Wanderung der Erde um die Sonne und ihre Kugelgestalt, was nachweisbar ist. Die Griechen, die brav nach dem Mondkalender rechneten, wurden erst durch die Ägypter überhaupt darauf aufmerksam gemacht, dass es hier ein oder zwei Probleme gab. Am Anfang dieser, die Geschicke der Menschheit beeinflussenden Kulturtaten aber steht Imhotep.

Man sagt, er habe das Justizwesen Ägyptens geordnet. Man sagt, er habe die Verwaltungsstrukturen Ägyptens so hergerichtet, dass sie dreitausend Jahre standhalten konnte. Möglicherweise tat er das ja ebenso nebenher wie er das Medizinwesen und das Unterrichtswesen ordnete. Möglicherweise taten das auch andere in seinem Auftrag. Er hat sich jedenfalls nicht verzettelt. Sondern er hat seine Lehre ausgestaltet, hat ihr handgreifliche Gestalt gegeben und, was für uns insbesondere bedeutungsvoll ist, ihr auch eine Methode zugesellt, nach der auch jene diese Lehre würden vermitteln können, welche nicht Imhoteps Ingenium besaßen. Diese Methode ward von seiner Zeit an die Standardmethode, nach welcher Priester für den geistlichen Dienst vorbereitet wurden. Sie ist so effizient – ich schreibe hier ja nicht für materialistische Holzköpfe – dass sie die einst Ordinierten noch heute bindet und – verbindet. Sehr viele Menschen, die heute spirituelle Interessen als für ihr Leben vordringlich betrachten, wissen, dass sie einst in Ägyptens Tempeln Dienst getan haben und solches Wissen täuscht nie. Denn man bedenke: über dreitausend Jahre hinweg sind seither in Ägypten Priester auf diese Weise ausgebildet und zu Geistlichen ordiniert worden – das ist eine erkleckliche Menge an Seelen, die da zusammen kommt; es wurden Priester ja nicht nur an einem einzigen ägyptischen Tempel ausgebildet. Und so kann man sagen, dass Imhoteps Wirken bis heute Einfluss auf die Menschheit hat und sein Titel „Hüter der Menschheit“ mit Sicherheit keine majestätische Floskel gewesen ist.

6. Die Pyramiden

Imhotep aber war ein Mensch – was er sonst auch immer gewesen ist – und so starb er als ein Mensch und musste sein Lebenswerk Anderen überlassen. Es fand sich in der Priesterschaft von Memphis zuletzt niemand, der dieses Werk hätte kongenial fortsetzen können und so ging die Funktion des Reichsgottes auf Junu und seinen Atum Re über. Auch Djoser starb – noch vor Imhotep – und obgleich sein Nachfolger Sechemchet sich alle Mühe gab, den neuen

Vorgaben gerecht zu werden, legte doch die aus Gründen der „Staatsraison“ schließlich notwendige Verlegung des Reichskultes nach Junu ihm Fesseln an. Denn Junu verstand - erwartungsgemäß – die Intentionen Imhoteps nicht – ob aus wirklichem Unverständnis heraus oder aus Opposition ist nicht mehr feststellbar. Wahrscheinlich spielten beide Gründe eine Rolle. Aber ganz aufgegeben hat auch Junu die Intentionen dieses Genies nicht – es hat sie vielmehr in seinem Sinne modifiziert.

Ein König als menschengewordener Gott mochte den braven Sonnenpriestern zu unheimlich sein, daher modifizierten sie den König als „Gottessohn“, in seinem Erdenleben Mensch, erst in seinem Fortleben ein Gott. Und da im Zentrum ihres Kultes die Sonne stand, bedeutete, ein Gott zu werden, sich mit derselben zu vereinigen. Das nun geschah, wie es in Junu an jedem Tag geschah, mit Hilfe des Ben – Ben – Steines, einer freistehenden Säule mit pyramidalem Abschluss. Diese Säule war so ausgerichtet, dass sich die Sonne scheinbar jeden Tag, des Morgens und des Abends, auf der pyramidalen – vergoldeten – Spitze niederließ, was sehr beeindruckende Lichtwirkungen erzeugte. Überflüssig zu sagen, dass der Sonnengott von Junu sich nicht in einer dunklen Cella verkroch, sondern dass sein Allerheiligstes offen unter freiem Himmel lag.

Allerdings, und hierin liegt vielleicht Opposition zu Memphis, sollte die „Vergottung“ des Königs kein „demokratischer Akt“ mehr sein, an dem das ganze Volk Anteil nehmen konnte. Nichts mehr mit einer Prozession des Sarges um die Pyramide – nichts mehr auch mit deren Stufengestalt, denn auch wenn die Priester von Junu ihren Nachwuchs nach Imhoteps Prinzipien ausbildeten, so hingen sie es doch nicht an die „große Glocke“ sonder frönten des Spirituellen liebster Missgeburt: der Heimlichtuerei. Imhotep hatte das zwar mit voller Absicht unterlassen, denn nur was in des Volks Gedächtnis sich unauslöschlich eingräbt kann nicht sterben, und seine Pyramide sollte das immerwährende Abbild dessen sein, was in des Volks Gedächtnis sich einzugraben hätte, aber die Priesterschaft von Junu wollte eben als „Hüter seiner Geheimnisse“ exklusiv sein. So verschwand die Lehre von der Erkenntnis hinter den Tempelmauern und der König musste sich mit einer nachtodlichen Vereinigung mit dem Sonnengott begnügen. Er war nicht mehr Gott von eigenen Gnaden. Sondern er war in seiner Gottwerdung auf die Priester angewiesen – eine wie sich später zeigen sollte, verhängnisvolle Verkettung. Aber die Priester hatten ihren spirituellen Abenteuerspielplatz auf dem sie sich im Erfinden und Finden neuer ritualistischer Kombinationen austoben konnten. Das Ergebnis dieses beziehungsreichen und einfallsreichen Austobens sehen wir im ägyptischen Totenritual vor uns. Und ein Bestandteil dieses Rituals war die Mumifizierung, die hier ihren Anfang nimmt.

6.1. Mumien, Mumien

Es geht nicht an, über Ägypten zu sprechen und seine Mumien nicht zu erwähnen. Aber in den meisten Büchern über Ägypten werden sie meines Erachtens viel zu viel erwähnt. Nun, rücken wir die Angelegenheit also mal etwas zu recht. Da die König der 4. Dynastie und aufwärts (die dritte endete bald nach Sechemchet) als regelrechte Mumien bestattet wurden, ist hier, denke ich, der richtige Ort für eine solche Betrachtung.

Die ersten Mumien entstanden wie überall in der Welt, zufällig. Im trockenen Klima Ägyptens, insbesondere im Süden, trockneten die Leichen einfach aus. Sie wurden nämlich nicht innerhalb der Ortschaften oder im Fruchtländ, sondern draußen in der niemals fernen Sandwüste bestattet. An diesen Brauch hielt man sich, wenn möglich, auch im Norden, aber dort war das nicht immer durch zu halten. Großer „Bahnhof“ wurde um solche Begräbnisse nicht gemacht. Der einzige Mensch, um dessen Tod ein „großer Bahnhof“ veranstaltet wurde, war der regierende König – also auch um die Prinzen und Prinzessinnen, nicht einmal um die „Große Gemahlin“ wurde irgend ein „Zorres“ aufgeführt.

Aus diesem Tatbestand, aus dem allgemeinen Wissen darum, dass die Körper in Ägypten eben nicht oder nur selten vergingen, wurde die Lehre vom Ka abgeleitet. Da die Trockenleichen nun einmal da waren, wurden sie mythologisch – theologisch aufbereitet und ins Gesamtsystem ägyptischen Lebens einbezogen, denn im ägyptischen Leben durfte nichts dem Ägypter Fremdes sein. Der König als Repräsentant Ägyptens nahm alle Ka's seiner während seiner Regierungszeit verstorbenen „Untertanen“ bei seinem Tod quasi en bloc und Huckepack mit ins (siehe unten) ewige Leben, also musste bei seiner Bestattung alles seine magisch hundertprozentige Richtigkeit haben, der Rest konnte sich irgendwie abspielen. Vorhanden waren sie ja alle...

Fakt ist: in Ägyptens frühen Jahren wurde nicht mumifiziert. Denn das ganze Land galt als beseelt und die Ewigkeit nicht als ein jenseitiger Zustand, sondern als eine ständig anwesende Institution. Der Tod des Königs öffnete seinen Untertanen lediglich die Türe dorthin. Eine kurze Zeit lang begleiteten einige von ihnen ihren Herrscher leibhaftig in die Ewigkeit, indem sie sich bei seinem Tode das Leben nahmen. Davon kam man aber wieder ab, denn man konnte sich eine solche Verschwendung von Arbeitskraft nicht leisten. Man fand andere Lösungen: die Grabfiguren. Denn es ging ja nicht um die Körper als solche, sondern um die „Essenz“ ihrer Lebenskraft, die auch in magische Ab-

bilder gebunden werden konnte. Dass die Vorbilder der Figuren sterben könnten, fürchtet man allerdings nicht (in anderen Kulturen war das wohl der Fall), da die „Ewigkeit“ ja auch das „diesseitige“ Leben umfasste, kurzum es ist für einen dualistisch in Diesseits und Jenseits denkenden Westeuropäer der Neuzeit nahezu unmöglich, das metaphysische Denken Ägyptens nachzuvollziehen. Für ihn ist es ein ständiges Hin und Her – Springen zwischen zwei Polen, wo die Ägypter nur eine Einheit und eine ggf. Akzentverschiebung sahen. Auf dieses ursprunghafte Ganzheitsgefühl konnte Imhotep aufbauen, aber die ihm nachfolgenden Sonnenpriester konnten es ebenso gut und sie machten sich ihre eigene Version darauf, die, wegen der Grundgleichheit allerdings nicht bis zur Charakteristik einer Kontroversfassung von der Imhoteps abwich. Letztenendes waren sie ja alle Geschwister, Kinder eines einzigen Lebensgefühls.

In Sachen Jenseitsforschung leisteten die Sonnenpriester sogar einen wichtigen eigenen Beitrag. Dem Irdischen auf andere Art und Weise verwurzelt als die Priesterschaft des Ptah, nämlich durch den Schöpfungsmythos ihres Gottes, widmeten sie sich in größerem Maße als Imhotep dem Schicksal des Ka, der dem Irdischen zugewandten Seite des ewigen Lebens. Sie wussten, dass dieser Ka mit der Gestalt des Menschen untrennbar verbunden war und sie dachten nach: Musste nicht, wenn der Leib des Menschen vergangen war, auch sein Ka unweigerlich aufhören zu existieren? Würde damit nicht der Erscheinung des bewussten Lebens (von dessen Faktizität sie mittlerweile aus eigener Erfahrung ebenso überzeugt waren wie seither alle Schüler der Erkenntnis) ein Schaden getan werden? Denn: komplett war das bewusste Wesen doch nur, meinten sie, in allen drei Teilen. Sicher, der Ach war bei den Göttern oder im „schönen Westen“, der Ba flatterte munter umher, aber wenn er den Ka nicht fand, dann wurde er irritiert und mit ihm möglicherweise auch der Ach und wenn DER irritiert war, dann waren die Folgen möglicherweise unkalkulierbar. Also, wie machte man es, wie stellte man es nur an, dass dem Ka kein Unheil geschah und er möglichst für ewige Zeiten haltbar gemacht wurde, auf dass die umfassende Ordnung der Dinge im Lot bleibe? Dabei dachten sie noch keineswegs an eine massenhafte Konservierung, sondern einzig allein an die des Königs, denn hatten sie den, so hatten sie alle.

Djoser ist nicht mumifiziert worden, er wurde lediglich als „Osiris“ eingewickelt nachdem man ihn zuvor, damit er während der Trauerzeit nicht stinke, im Ganzen gekocht und dann gedörrt hatte. Mehr erschien nicht nötig, denn was mit dem Ka geschehen könnte, war Imhotep irgendwie entgangen. Was mit Sechemchet geschehen war, wissen wir nicht, aber wir wissen: in der vierten Dynastie WURDE konserviert und zwar so gut, dass diese Mumien besser in-

stand sind als viele sehr viel kunstreicher balsamierte und konservierte des Neuen Reiches. Nur haben wir schandbar wenig von ihnen und die wir haben, können wir nicht zuordnen. Denn der König musste seinen sozusagen in seiner Mund verstorbenen Untertanen ein in allen Teilen verlässlicher Garant für deren ewiges Leben bleiben. Damit diese Konservierung nicht allzu prosaisch vor sich ging, wurde sie in ein dramatisches Geschehen eingebunden, das vom Tod und von der Auferweckung des Osiris handelte. Hierbei durften alle Götter sofern sie damit befasst waren (und das waren die Meisten) in Masken aus Pappmaché, versteiftem Leinen oder Holz auftreten und die Priester hatten außer der dreckigen Arbeit des Leichensezierens noch etwas Kurzweil und konnten sich, wenn sie denn wollten, auch noch spirituell ein bisschen wichtig machen. Dass ihr Tun und Lassen von großer magischer Bedeutung war, ahnten sie zwar, aber ein solcher Totenpriester musste nicht unbedingt in alle Geheimnisse der ägyptischen Ewigkeitslehrer eingeweiht sein. Es genügten, wenn er seinen Dienst ordentlich und fehlerlos versah. Zuerst wurden die Leichen nur gesalzen um sie nach dem Ausnehmen haltbar zu machen – dann entdeckte man die Wirkung des Ätznatrons und fortan war das Wadi Natrun, die Natronseen ein ägyptisches Staatsareal erster Ordnung. Bis zum Untergang Ägyptens, ja darüber hinaus, hat man die Kunst des Konservierens dann perfektioniert. Als Herodot darüber schrieb, war aber diese Kunst nicht mehr wie anfangs nur den Königen und denen vorbehalten, welche von den Königen mit dieser Gunst ausgezeichnet worden waren. Zu Herodots Zeit war die Kunst des Konservierens bereits seit Langem „kommerzialisierter“.

Wegen dieser Mumien hat irgend ein Halbwissender Ägypten das Land des Todes genannt. Das Gegenteil ist wahr: Ägypten ist gerade wegen dieser Mumien eigentlich das Land des Lebens. Denn alle Toten Ägyptens sind, so ihre Überzeugung, niemals gestorben in dem Sinne, dass sie ins Nichts gegangen sind. Sie alle überschritten nur eine Schwelle, hinter der das Leben weiter ging. Wenn man ihre „Briefe an die Toten“ liest, verlor dieses Leben für die Ägypter auch niemals die Verbindung mit dem menschlichen Alltag. Denn die Lebenden waren auch nur potenzielle Tote, die eine Zeit des Lebens auf Erden zubrachten bis sie sich wieder ihrem eigentlichen Dasein widmeten. Zwischendurch aber standen alle Pforten zwischen diesem und dem irdischen Dasein offen. Fachleute für diese Reisen zwischen der einen und der anderen Lebensart waren die Priester. Aber einen gewissen Grundstandard kannte jeder Ägypter. Jeder wusste: wenn der König stirbt, nimmt er alle Gestorbenen mit sich ins Jenseits. Jeder wusste: das Jenseits öffnet sich uns nicht nur in den Gräbern, sondern jede Nacht im Traum. Jeder wusste: was immer in Ägypten geschehen war, es war aufgehoben in der jenseitigen Welt. Dort existierte die alte „Sahara“, dort lebten die alten Könige und kämpften ihre alten Schlachten,

dort lebten die alten weisen Königinnen und verwalteten als „Weisheiten“ weiterhin ihre Welt. Jeder Ägypter wusste: nichts hört jemals wirklich auf. Dem trugen sie durch die Mumien, welche die hinüber gegangenen Wesen an ihre Angehörigen die noch lebten binden sollten, Rechnung. Indem die Menschen es dem Ka ihrer Angehörigen möglich machten, am Leben auf Erden teil zu nehmen, verloren ihre „Verstorbenen“ sie niemals aus den Augen und konnten ihnen in allen Schwierigkeiten ihres Lebens beistehen. Wir kennen Ähnliches aus den alten Ahnenkulten. Aber in Ägypten kam etwas Neues hinzu: die Menschen auf Erden sahen sich selbst als potenzielle Ahnen und verkehrten mit ihren Verstorbenen auf gleicher Augenhöhe.

6.2. ... und Priester

Um mit den - stets anwesenden – Toten in Verbindung zu treten brauchte man keinen Priester. Die Priester waren vielmehr für das zuständig, wofür Ahnen nicht zuständig waren oder auch nicht zuständig sein wollten. Sie heilten Kranke, für welche die Ahnen sich nicht interessierten, ja sie heilten sie sogar gegen den Willen der Ahnen, wofür magische Fähigkeiten benötigt wurden, die stärker als die der Ahnen waren. Sie verkehrten mit den Göttern selbst, regelten als spirituelle Moderatoren deren Familienangelegenheiten und sorgten notfalls auch gegen den Willen der Götter für ein gedeihliches Leben in Ägypten. Die Macht dazu bekamen sie aus den Vorgängen bei ihrer Ordination. Sie waren „aus dem Tod zurückgekehrte Tote“.

Wie wurde man in Ägypten ein Priester? Alle, die einen Toten in der Familie hatten, durften sich auch Priester nennen. Jeder war also „irgendwie“ Priester. Alle Magier, die Amulette und Zaubersprüche verkauften, durften sich Priester nennen. Alle Kräuterheiler durften sich Priester nennen. Aber wer waren die richtigen Priester, die ihr Leben lang in den Tempeln dienten? Die an den Königshöfen in Weset – Theben, in Anch – Taui, dem „Leben der beiden Länder“ nämlich Memphis, in Niut Weret – Tanis und wo auch sonst immer Kanzler, Minister und „Hofkapläne“ und damit nicht nur Opferer, sondern auch Seelsorger waren, die überall im Lande den Musterfarmen vorstanden und in den „Häusern des Lebens“ Kranken unentgeltlich Heilung oder wenigstens Hilfe gewährten?

Priester konnte in Ägypten nicht nur jeder sein, sondern auch jeder werden, der die entsprechende Berufung in sich fühlte. Dazu war nichts nötig als in

einen Tempel zu gehen und mit einem der Diensthabenden zu sprechen. Wenn der „Postulant“ Kind armer Eltern war, so gewährten die Tempel ihm sogar – nach Möglichkeit – eine Freistelle. Denn es war allgemein anerkannt, dass geistige Fähigkeiten nicht brach liegen sollten nur weil Eltern nicht in der Lage waren, ein entsprechendes Entgelt zu zahlen. Seine Alimentation brachte der Betreffende ja ohnehin mit und sie wurde dem Einkommen des Tempels zugeschlagen. Wenn der Tempel selbst keine Priester ausbildete, wurde der Betreffende an den nächsten Tempel verwiesen, der das tat. In der Regel bildeten die Haupttempel der großen Städte Nachwuchs aus.

War man im Tempel aufgenommen, so wurde man, so man männlich und noch nicht beschnitten war, erst einmal beschnitten. Dann, wieder genesen, erhielt man eine gründliche Basisbildung. Man lernte die höhere Kunst des Schreibens und Lesens, man lernte die feineren Methoden des Rechnens und Berechnens. Man lernte aber auch die Landwirtschaft und die Künste kennen, die Verwaltung, die Geschichte des Landes und was man über die Götter wissen sollte. Man wurde in den Grundlagen des Bauwesens ausgebildet - nur wurden die Priesteranwärter in keiner dieser Disziplinen zu Spezialisten erzogen – das war Sache der künftigen Beamten, die ebenfalls Kurse in den Tempeln besuchten, aber in der Hauptsache als „Eleven“ in den entsprechenden Büros arbeiteten. Die Priester mussten von all diesen Alltagswissenschaften nur wissen, dass es sie gab und womit sie sich beschäftigten. Sie mussten verstehen, worum es in diesen Wissenschaften ging, aber sie mussten in ihnen nicht firm sein.

Wenn sie diesen Grundkurs absolviert hatten, während dessen sie auch schon zu Aufgaben im Kultus heran gezogen wurden, kam der zweite, der sich dezierte mit theologisch – philosophischen Fragen beschäftigte. Hier lernten sie, warum die Ägypter so waren wie sie waren. Zudem wurden sie angehalten, sich mit der spirituellen Welt vertraut zu machen. Sie lernten, wie man den Verstand leer macht um in die Welt der Götter einzutreten. Sie lernten, wie man Kontakt mit dem eigenen „Ach“ aufnahm und lernten, sich von diesem führen zu lassen. Sie lernten, sich in der jenseitigen Welt zu bewegen. Und natürlich lernten sie auch alles über die Kulte und Götter Ägyptens, nicht nur über den Gott dieses Tempels, seine Familie und seine „Gäste“.

Waren sie darin sicher, folgte Stufe Drei, die eigentliche Ordination. Hierzu musste sich der Einzuweihende ein wenig vorbereiten. Diese Vorbereitungen waren Erfahrungswerte und je nach Eigenart des Tempels unterschiedlich. Die Ordination aber war in allen Tempeln gleich. Der Anwärter wurde in einen Sarg gelegt und mit verschiedenen Substanzen in einen komatösen Zustand versetzt. In diesem Zustand erlebte er die Vereinigung mit seinem Ach, wie sie für alle andern erst nach dem Tode geschieht. Als „Wiedergeborener“ wachte

er dann auf und wurde von den anderen Priestern in großem Zeremoniell als einer der Ihren aufgenommen und bestätigt. Bei diesem Anlass erhielt der Ring und Stab, zuweilen auch erst hier das priesterliche Leopardenfell. Gegenleistung des Neupriesters war eine Eidesleistung, deren Inhalt ihn über seinen Tod hinaus verpflichtete: er war Priester in Ewigkeit, wie das die Bibel ausdrückt, die es aber anders meint. Den Eid leistete er nicht den anwesenden Priestern, auch nicht dem in dem Tempel verehrten Gott, sondern jener geistigen Kraft, die hinter allem stand: dem „höchsten Bewusstsein, aus dem alles hervorgegangen ist“.

Dieser Eid ist in dreitausend Jahren ägyptischer Geschichte nicht einmal von denen gebrochen worden, die ihre Kompetenz hernach kaum verstanden haben und, für viele kein Geheimnis, die Priester des Amun, die ihn oft brachen, wurden, seit Amun Reichsgott war, nicht mehr ordiniert und leisteten diesen Eid auch nicht mehr. Sie leisteten statt dessen nur einen Gehorsamseid gegenüber der Priesterschaft des Amun. Allerdings haben die ersten Generationen von Priestern des Amun die volle Ordination genommen und den vollen Eid geleistet und irren nun als gebrochene Seelen durch die Welt, denn sie wurden damals im Interesse ihrer Karriere in Korporation eidbrüchig, wir reden noch darüber. Aber jeder spirituell interessierte Mensch hat schon solche Priester getroffen, die zwar nicht sehr wissend, dafür aber um ein Vielfaches eingebildeter waren als alle andern. Sie halten sich zumeist sehr viel darauf zugute, in Ägypten Priester gewesen zu sein, sind aber heute zumeist in den „dunklen Ecken“ des spirituellen Sektors zu finden. Im O.T. O., in der Fraternitas Saturni, in der thelemitischen Gesellschaft, im Golden Dawn und so fort, dürften etliche von ihnen ihr Unwesen treiben und getrieben haben. Denn sie kommen aus ihrem Eid nicht heraus, es gibt für sie nur immer den einen Weg – ihre alten Fehler zu berichtigen. Daran hindert sie aber oft ihr „spiritueller Adelsstolz“ der an sich schon ein historisches Missverständnis ist. Die Priester der anderen Kulte waren niemals stolz auf das, was sie von andern Menschen unterschied, aber sie wussten wohl darum und um das Besonderen ihres Standes. Denn diese Art von Priester zu sein war verbunden mit der Zugehörigkeit zu einer Elite – einer Kompetenzelite, keiner Geburts- oder Adelselite. Die Kinder von Priestern waren nicht verpflichtet, wieder Priester zu werden. Überflüssig zu sagen, dass ägyptische Priester außerhalb ihrer Tempel nie im Zölibat leben mussten. Wenn sie nicht im Tempel dienten, waren sie auch nicht kahl geschoren, kleideten sich keineswegs nur in schlichtes Weiß, sondern in alle Farben ägyptischer Kleidung, machten alle Moden der Kosmetik mit und trugen alle Perücken, auf die sie Lust hatten, allen Schmuck, der ihnen behagte. Wenn sie indes im Tempel dienten, mussten sie einige zusätzliche Normen einhalten. Dazu gehörte der Verzicht auf in ihrem Kult tabuisierte Nahrungsmittel, es gibt hier schöne Beispiele für Fisch und Knoblauch, dazu gehörte ein

gesteigertes Reinheitserfordernis. Die Tempel besaßen aus diesem Grund stets eine reichliche Wasserversorgung. Dazu gehörte sexuelle Abstinenz, da der natürliche Fortgang der Sexualität einmal die Energien des Leibes beruhigt und dadurch magische nutzbare Spannungen entfernt, zum andern äußerlich, und zwar beide Geschlechter, verunreinigt. Aber außerhalb des Dienstes waren ägyptische Priester Menschen gleich allen andern.

Der ägyptische Priesterstand war kein Stand der Heiligen, sondern ein Stand der Wissenden – wissend über das unbedingt für den Alltag Erforderliche hinaus. In der Pyramide der ägyptischen Karrieren stand der Priester – der richtige Priester, der *hem netjer* oder „Gottesdiener“, nicht der „web“, der Laien- und Gelegenheitspriester, unmittelbar unterhalb, zuweilen neben dem Nesut, dem König. Dann erst kamen die Beamten, die Minister, Gouverneure, Bürgermeister, Dorf- und Quartiersvorsteher. Ihnen erst folgten die „freien Berufe“ die Künstler, Ärzte, Lehrer und Rechtsbeistände, denen dann Handwerker, Bauern und freie Tagelöhner als unterste Stufe der Hierarchie folgten. Ganz unten rangierten die „Outcasts“ die aus Kriegsgefangenschaft oder der Strafrechtsprechung stammenden Sklaven (Geburtssklaverei gab es in Ägypten nicht) und die saisonalen Arbeitskräfte, die „Hapiru“ davon unsere Bezeichnung Hebräer. Das bedeutete: ein Priester konnte ohne weiteres alle diese Laufbahnen (mit Ausnahme der letzten) einschlagen – aber nicht umgekehrt. Was wiederum bedeutete, dass die Priester Ägyptens solche Laufbahnen oft und gerne eingeschlagen haben, denn das machte sie in ihren Einkünften vom Tempeldienst unabhängig. Sie saßen in Büros, arbeiteten als Ärzte, leisteten Rechtsbeistand und waren auch gerne selbst Farmer, sie waren Minister und Gouverneure, wenn es der König befahl – aber nicht jeder Gouverneur war gleichzeitig auch ein „Gottesmann“. Überflüssig zu sagen, dass ein König hohe Ämter gern mit Ordinierten besetzte, denn deren Loyalität gegenüber der Maat, der universalen Ordnung, konnte er sicher sein. Aber das Kriegshandwerk beispielsweise übten die Priester nicht gern, deshalb waren die „Offiziers- und Generalstabsränge“ zumeist mit Laien besetzt. Wenn es sich ergab, leisteten aber auch Priester Dienst beim Heer – zumeist als (magische wie strategische) Berater. Ins Gefecht gingen sie nicht. Nicht weil sie Feiglinge und Pazifisten gewesen wären – Pazifismus war in der Alten Welt unbekannt – zudem konnten sie ihren Gegnern empfindlichen Schaden tun – ihr Leben als Ordinierte war zu kostbar, um es im Waffengang aufs Spiel zu setzen.

Wir haben eine Menge ägyptischer Gräber erforscht und gelesen – wir haben aber nur sehr selten und sehr aus sehr später Zeit Priestergräber gefunden, obschon diese wie alle andern Menschen auch zu ihrer Zeit gestorben sind. In Ägypten war jemand, der die Fünzig erreichte, bereits ein Hochbetagter. Das

lag nicht an massenweiser Verelendung, sondern am insgesamt mörderischen Klima des Niltales. Zudem waren in Ägypten diverse „Zivilisationskrankheiten“ im Schwange. Wenn ich Priestergräber sage, dann meine ich regelrechte Priester, nicht Laienpriester. Dergleichen Gräber haben wir genug. Aber wo sind sie begraben, die Hohenpriester des Ptah von Memphis, die „den Größten Schauenden“ von Heliopolis, ja wo sind denn die Gräber der vielen namentlich bekannten Priester auch nur des Amun? Ich finde das recht seltsam, dass man gerade über diese Bildungselite Ägyptens eigentlich so wenig weiß, da man so wenige Gräber kennt und: was wissen wir denn von diesem Volk, wenn wir es nicht aus ihren Gräbern erfahren haben? Wenig. Zwar sind auch ihre Tempel und ihre Papyri nicht stumm, aber woher haben wir denn diese Papyri? Die meisten fanden wir in Gräbern. Wir fanden sie in Gräbern von Bildhauern, von Gutsherren, von Beamten (die meisten Gräber sind Beamtengräber), von Handwerkern. Warum nicht in Gräbern von Priestern? Oder – vielleicht haben wir reichlich Gräber von Priestern und wissen es nur nicht, weil diese Priester nach ihrem Tode gar keinen Wert mehr auf ihre „Würde“ legten? Möglich, aber nichts ist bewiesen. Ebenso wenig wie über das Ritual der Ordination bewiesen werden konnte – dieses Ritual ist nur aus der Königsideologie rückschließbar, die sich bei ihrer Entwicklung an eben diesem priesterlichen Verfahren orientierte. Der König war sozusagen der einzige „Laie“, welcher der priesterlichen Ordination teilhaftig wurde – und zwar nach dem Tode, um ihn zu jenen Göttern zu führen, die jeder Ordinierte während des Rituals erlebte. Später, im Prozess der „Demokratisierung“ des Königsrituals zum kommerzialisierten „Mumifizierungsakt“ erster, zweiter und dritter Klasse, erleben wir, wie das anfänglich sehr umfangreiche Am Duat (Das Buch von der andern Welt) nach und nach zu einer Art Comic verkommen ist. Ganz unschuldig werden die ordinierten Priester an dieser Verstümmelung nicht gewesen sein. Denn sie hatten kein Interesse daran, ihre Intimitäten ausgeplaudert zu sehen – sie wussten nur zu gut, dass getretener Quark eben nicht stark wird. Menschen, die in ihrem ganzen Leben später kaum noch mit den Grundprinzipien ägyptischen Lebens vertraut gemacht worden waren, standen den „Geheimnissen“ der Priester eher hilflos gegenüber und - wurden daher von ihnen besser verschont. Ihrem religiösen Bedürfnis war mit einigen bunten Zeichnungen eben so gut gedient. Heute erfüllen Klebebildchen und reproduzierte Ikonen ungefähr denselben Zweck Wozu braucht eine fromme Bäckersfrau in Woronesh am Don denn ein Original von Andrej Rubljow? Braucht sie nicht, um fromm zu sein und ihre religiöses Gewissen in Ordnung zu halten. So ähnlich müssen wir uns den Umgang der Ägypter mit den „Totenbüchern“ der Spätzeit vorstellen. Mit den „Geheimnissen Ägyptens“ hatte das nur noch sehr entfernt zu tun.

Priester waren also charismatische Persönlichkeiten, deren Wissen für ihre Zeit exorbitant, deren spiritueller Wirkungskreis gewaltig und deren Lebensführung zumeist unspektakulär gewesen ist. Da sie im Leben bereits gestorben waren, und mit den Göttern seit dem Tage ihrer Ordination au Du und Du standen, brauchten sie keine besonderen Vorkehrungen für ihr Weiterleben zu treffen. In ihren Gräbern erscheinen sie daher zumeist als Privatleute, von denen wir nicht einmal erfahren, dass sie „hemu netjeri“ – Gottesleute – gewesen sind. Sie waren, zeitlebens und darüber hinaus, miteinander in einem Netz spiritueller Kommunikation miteinander verbunden. Sie konnten erstaunliche Wirkungen erzielen, aber sie taten keine Wunder, sie handelten nur aus ihrem Wissen und ihrer besonderen Art heraus. Daneben versorgten sie, wie es alle Ägypter taten, die Götter mit dem, was ihnen nach dem Glauben des Volkes zustand. Diesen Glauben respektierten sie ohne weiteres, auch wenn ihre Einsichten diesem Glauben des Volkes zuweilen entgegen standen. Denn sie waren sich dessen bewusst, dass Ägypten als Ganzes nur funktionieren konnte, wenn jeder Mensch in Ägypten seinen Vorstellungen leben, sich selbst in allem Guten entfalten konnte. Ägypten aber gesund und funktionsfähig zu halten, war seit Imhoteps Auftreten eine ihrer vordringlichsten Aufgaben. Um dieser Aufgabe willen scheuten sie auch unpopuläre Entscheidungen und Handlungen nicht. Dieser Aufgabe haben sie bis zum Ende des Reiches und darüber hinaus gedient – bis die Einführung des Christentums ihrem Wirken ein gewaltsames Ende bereitete. Was bei der Erfüllung dieser Aufgabe vielleicht nicht ganz nach dem „Bandmaß“ gelaufen ist, werden wir im Verlauf unserer kleinen Geschichts- und Milieubetrachtung noch erfahren.

6.3. ... und Pyramiden

Ja, was sind den nun aber Pyramiden und warum kam man dazu, welche zu bauen und warum ist die von Sakkara eine Stufenpyramide, die andern aber sind das nicht? Wie wurden sie gebaut und warum wurden sie eines Tages nicht mehr gebaut? Auf die letzte Frage kann erst das übernächste Kapitel antworten, die andern aber können wir hier abhandeln. Pyramiden sind, die von Sakkara ausgenommen, überdimensionierte Ben – Ben – Steine, aufgetürmt um dem König die Vereinigung mit der Sonne zu ermöglichen, und zwar an dem Tage, der dafür astrologisch als der günstigste errechnet worden ist. Als solche entstammen die „klassischen“ Pyramiden dem Geist von Heliopolis und seinem Kult des Atum – Re. Diese Vereinigung mit der Sonne erfolgte in periodischen Abständen – man kann solche Tage noch heute beobachten – und war, vorausberechnet, noch lange nach dem Tode eines Königs ein Fest für die Ägypter. Jeder konnte, wenn er sich am Orte befand, diese Vereinigung mit eigenen Augen sehen: die Sonne ließ sich dann zu einer bestimmten – und bestimmbar –

ren – Tageszeit genau auf der vergoldeten Spitze der Pyramide nieder und tauchte die ganze Umgebung in ein überirdisch blendendes Licht. Dass das Licht, welche die Sonne symbolisiert eigentlich nicht blendet, verschwiegen die Priester dem Volk, sie selbst aber wussten es. Sie verschwiegen es nicht aus Hochmut, sondern aus der Einsicht, dass dem Volke ein gewisser Respekt und sei es der des Geblendeten – Seins, im Umgang mit dem „Überirdischen“ gut tut. Denn wenn das Übernatürliche so ganz selbstverständlich daher kommt, gerät der Mensch leicht in Versuchung, allerhand Missliebigen daran auszuprobieren. Schließlich will er sich ständig beweisen, dass auch er „Jemand ist“.

Die Stufenpyramide ist in ihrer Funktion umfangreicher als es die klassischen Pyramiden sind. Sie stellt außer einem „Königsweg“ auch noch ein Abbild der Lehre Imhoteps dar so wie der ganze Komplex sowohl der Königsideologie als auch dem „nationalen“ Selbstverständnis und darüber hinaus der Idee von der „Apotheose Ägyptens“ dient. Sakkara ist ein „Knoten“ wie mehrdeutige Ideenkonstrukte in Ägypten genannt wurden. Die anderen Pyramiden sind das zumindest nicht im gleichen Umfang.

Warum wurden sie so gebaut, warum kopierte man nicht das Vorbild der Pyramide von Sakkara? Erstens beachte man die Rivalität zwischen den beiden „Theologien“, zweitens die Veränderungen an der Königsideologie, drittens den Hang der Ägypter, immer besser zu sein als ihre Vorfahren. Insbesondere der König musste sich hierzu etwas einfallen lassen, denn sein Handeln war Vorbild und Zeichen für alle anderen Ägypter. Sehen wir uns die sichtbare Geschichte des Pyramidenbaus an. Wir wissen, dass auch Sakkara nicht ganz nur aus dem Ingenium Imhoteps erschaffen wurde, sondern dass dieses Ingenium auch Anstöße durch die Tradition erhalten hat. Allerdings erscheinen mir die Theorien, nach denen Imhotep nur die bereits vorhandenen Gräber der alten Könige in einer anderen Größenordnung kopiert habe, etwas weit hergeholt zu sein – zwischen einer Mastaba und einer Stufenpyramide gibt es doch einige signifikante Unterschiede. Stimmiger scheint mir allerdings die gedankliche Verbindung zwischen dem Festgelände und den umfriedeten Königsgräbern der Vorzeit, und mit denen, also mit der „Epiphanie Ägyptens“ steht der Festkomplex ja auch in bewusstem ideellen Zusammenhang. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass es Imhotep bei seiner Revolution (es war eine Umwälzung, was sich hier vollzog), nicht um radikale Brüche ging, sondern im Gegenteil gerade um ein Bewusstsein von Kontinuität auch dort, wo sie im Grunde gar nicht existierte (so zwischen Totemkult und Schöpfung aus dem Geist). Dies geriet mit dem Ende der dritten Dynastie rasch in den Hintergrund der Erwägungen. Denn Heliopolis – Junu verstand es nicht und wollte es wohl auch gar nicht verstehen.

Man hörte aber keineswegs schlagartig auf, Stufenpyramiden zu errichten – sie blieben ein Symbol für alle, die sich weiterhin zur Lehre Imhoteps bekannten – nur errichtete man solche Stufenpyramiden nun privat und in sehr viel kleineren Maßen. Tonangebend indes waren die Vorstellungen der lebenden Könige und die gingen in Richtung auf ihre eigene Verklärung, darin wurden sie von den Priestern Junus kräftig unterstützt. Da die Könige ihre eigene Verklärung als stellvertretend für das ganze Volk betrachteten, mussten die Dimensionen ihrer „Sonnen Throne“ schon entsprechend sein. Es war also nicht Großmannssucht, was sie antrieb, solche Steinhäufen zu türmen, sondern ihre Auffassung von Verantwortungsgefühl ihrem Volke gegenüber (dem sie ja in der Tat als eigentlich namenlose Wesen entstammten).

Wenn wir die Entstehungsgeschichte der „echten“ Pyramiden betrachten, so fällt auf, dass sie sich aus der Stufenpyramide entwickelten und erst angesichts der Unmöglichkeit, eine solche nachträglich durch Anlegen der Ecken in eine „echte“ zu verwandeln zu einer Grundkonstruktion gelangten, die von Anfang an auf eine „echte“ Pyramide abzielt. Der größte Experimentator in dieser Richtung war König Snofru. Er ließ gleich mehrere Pyramiden zu gleicher Zeit errichten und dabei ließen sich die verschiedenen Verfahren wunderbar testen. Die gelungenen verwendete Snofru dann in seinem von seinen Priestern für ihn entworfenen Verklärungsverfahren, das die gelungenen Pyramiden von vornherein berücksichtigen konnte, da sie an in modernen der Königs-ideologie bedeutsamen Plätzen angelegt worden waren. Die nicht gelungenen wurden stillschweigend ausgeschieden.

Wie mag es den Erbauern der nicht gelungenen Pyramiden ergangen sein? Wurden sie für das Misslingen grausam bestraft? In der Vollmacht eines Königs hätte das schon gelegen, denn er war, über alles Gesetz und Gewohnheitsrecht hinaus, Herr über Leben und Tod eines jeden Ägypters. Wir verstehen unter diesem Ausdruck heute vor allem die Lizenz für jede Art von Willkür. Die Ägypter verstanden das allerdings etwas anders als wir. Herr über Leben und Tod: das bedeutete, dass der König in Person Leben und Tod eines jeden Ägypters verkörperte. Er konnte mit jedem „kurzen Prozess“ machen – aber er machte diesen Prozess dann auch mit sich selber. Ein unrecht Gerichteter würde von seinen Händen gefordert werden, auch wenn ihn zu Lebzeiten niemand deswegen auch nur anklagen durfte. Also wird unser König wohl genaue Untersuchungen darüber angestellt haben, wer und was für das Misslingen der Pyramidenprojekte verantwortlich war und sein Urteil wird sich danach gerichtet haben, was bei dieser Untersuchung zutage getreten ist. Schlamperei wird er geahndet haben – technisches Versagen allerdings kaum. Schlamperei wird er sogar schwer geahndet haben, denn es handelte sich hier

um ein Staatsprojekt und Staatsprojekte waren auch stets Gottesprojekte, Schlamperei also ein Vergehen gegen die Götter und das Göttliche. Technisches Versagen hingegen war Schicksalsfügung, denn den Ägyptern war, siehe Ptahhotep, durchaus klar, dass ihre Fähigkeiten im Angesicht dessen, was sie noch nicht wussten, begrenzt waren und blieben. Ein Mensch der wegen einer Schicksalsfügung bestraft werden sollte, konnte beim König intervenieren und bekam staunenswert oft recht. Wenn nun aber durch eine solche Schicksalsfügung die Maat aus dem Gleichgewicht geriet, so war es Sache des Königs, sie wieder in Balance zu bringen. Er hatte kraft Amtes aber auch allein die Kompetenz hierzu. Diese Kompetenz ist in der Geschichte Ägyptens ziemlich oft nötig gewesen. Die Ägypter waren weder Engel noch waren sie allwissend, aber sie waren überdurchschnittlich neugierig und hatten ein ausgesprochen feuriges Temperament, das alleweil des Zügels bedurfte. Die Menge der Weisheitslehren ist mit Sicherheit nicht deshalb entstanden, weil alle Ägypter so brav und langweilig waren.

Nehmen wir also an, dass es eine technische Panne und dass dieselbe unvorhersehbar gewesen sei, weshalb die Pyramiden absackten. Dann wird niemandem als den königlichen Einkünften etwas zuleide getan worden sein. Aber der Bau des königlichen Grabhauses, gleich wie dieses aussehen würde, war sowieso stets ein fester Posten im Budget. Was gehörte nun aber alles zu diesen Kosten? Einmal die für die Wahl und Bereitung des Bauplatzes. Dann gehörten dazu die Kosten für Material, Werkzeuge und Logistik. Ferner gehörten dazu die Kosten für die Arbeitskräfte. Diese Kosten dürften am höchsten zu Buche geschlagen sein, denn die Steinbrüche gehörten, wie auch alle Bodenschätze, sowieso dem König, die Beschaffung der Werkzeuge dürfte das Budget kaum überfordert haben und Binsenschiffe zu bauen war auch nicht besonders kostenaufwendig. Aber ein Heer von Arbeitskräften Saison für Saison über Jahre zu beköstigen, zu betten und zu kleiden, sie kostenlos medizinisch zu versorgen, ihnen Häuser zu errichten und Brunnen zu bohren, zudem eine Mannschaft von Spezialisten ständig in Bereitschaft zu halten und dafür eine volle Alimentation für die ganze Familie zu geben, das hatte seinen Preis. Es war nicht besonders kostspielig, tief im Süden Granitplatten zu finden und auf Booten nach Norden zu transportieren, aber die Leute zu bezahlen, die sie dort brachen und bearbeiteten, damit sie vor Ort nur noch kurz nachbehandelt werden mussten und sodann ohne großen Zeitverzug eingebaut werden konnten, das war aufwändig. Sicher, ein Teil der Steinbrucharbeiter waren Staatssklaven, Leute, die durch irgend ein Vergehen in die königlichen Brüche geraten waren oder Kriegsgefangene – aber gerade die wichtigsten Arbeitskräfte, die Ingenieure, Vorarbeiter und Kundschafter waren hoch be-

zahlte Fachleute und jeder kleinen Gruppe von vielleicht zwangsarbeitenden Hauern stand ein freier Arbeiter als „Taktgeber“ und Aufsicht vor.

Ich sagte, die meisten Arbeiter an den Staatsprojekten wären Saison für Saison zu bezahlen gewesen. Die Arbeit an den Pyramiden ruhte nämlich in den Monaten nach der Überschwemmung, da die Arbeiter dann auf ihren eigenen Äckern und Weiden beschäftigt waren. Nur in den Monaten der Überschwemmung, wenn in der Landwirtschaft Arbeitsmangel herrschte, bot die Arbeit an den Staatsprojekten den Menschen willkommene Überbrückungseinkommen. Dann zogen sie, oft mit Kind und Kegel, in die Arbeitersiedlungen an den Baustellen, bekamen dort ein Häuschen zugewiesen und dafür, dass sie sich die Rücken krumm arbeiteten (denn es wurde schon Einsatz verlangt) bekamen sie gut und reichlich zu essen, gute Kleidung, anständigen Hausrat und alles, was schwer arbeitende Menschen erfreute und was sie zu ihrer Erholung benötigten. Anwesende Kinder und Frauen wurden sozusagen mit hin genommen. Außerdem konnten auch sie bei der Arbeit mithelfen. Die Frauen konnten in der Küche und bei der Wäsche für die Alleinstehenden helfen, die Kinder sich, wenn sie wollten, als Handlanger für die Arbeiter betätigen. Gezwungen wurden sie aber nicht. Kein Ägypter hätte jemals ein Kind zur Arbeit gezwungen. Aber niemand hätte auch seinem natürlichen Nachahmungstrieb Zügel angelegt, außer, wenn es das Leben des Kindes gefährdet hätte – die Ägypter waren (und sind noch heute) Kindernarren. So wuchsen die Kinder des Volkes, im Sommer an den Bauarbeiten, im Winter und im langen Frühling auf den Feldern und Weiden und wenn es sich machen ließ auch in den „Basischulen“, in ihr Dasein als Ägypter hinein. Zumeist indes lernten sie die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens bei ihren Eltern. Sie lernten auch, was es bedeutet für den König zu arbeiten und dass das sehr ehrenvoll wäre. Ab und an sahen sie diesen König sogar, wenn sie, auf den Bäuchen liegend, mit der Kindern eigenen Neugier durch die Finger spähten und fanden, dass er eigentlich wie ein normaler Mensch aussähe. Sicher sieht er so aus, sagten die Eltern dann, er stammt ja auch aus unserer Mitte, aber er gehört nun zu den Göttern. Dann, bohrten die Kinder weiter, ist er also so etwas wie unser Bote bei den Göttern? So etwa, stimmten die genervten Eltern zu. Haben, bohrten die Kinder weiter, denn die Götter auch Boten bei uns Menschen? Ja, sagten die Eltern und verzogen halb schmerzlich halb ergeben das Gesicht, weil die lieben Kleinen sich offenbar immer mehr aufs Nerven verlegten und wie alle Kinder der Welt einen Mordsgefallen daran fanden, ihren Eltern Fragen über Fragen zu stellen: Es gibt von Zeit zu Zeit auch Boten der Götter bei den Menschen. Aber die erkennt man gewöhnlich erst, wenn sie wieder fort sind. Kennt ihr so einen Boten, fragten die Kinder. Wir selber nicht, gaben die Eltern zur Antwort, aber es ist noch nicht lange her, da gab es einen, der hieß Imhotep und war solch

ein Bote. Manche sagen auch, er selbst ist der Gott gewesen. Von dieser Art etwa waren der erste „Sozialkundeunterricht“ und der erste „Weltanschauungsunterricht“, den ein ägyptisches Kind erhielt. Ein Kind, das im Schatten der Pyramiden aufwuchs, erhielt ihn sogar noch eher als ein Kind, welches die Baustellen nur vom Hörensagen kannte. Ein Kind aber, das bei den Pyramiden aufwuchs, sah nicht nur den König, es sah diverse Minister, es sah den Chefarchitekten des Königs, es erlebte diverse Künstler und Spezialisten, es sah wie die Beamten und die Ingenieure arbeiteten, wie die einfachen Arbeiter teils schufteten, teils aber auch aus der Schufterei heraus zu qualifizierteren Arbeiten befohlen, andere zum Schuften degradiert wurden.

Schuften, das hieß: schwere Blöcke auf Rollen ziehen, das hieß Sand aufschütten und abtragen, das hieß in der Sonnenglut mit steinernen Werkzeugen auf weichen Stein einzuschlagen und das ganz akkurat. Schuften, das hieß Wasser schleppen und Boote treideln. Schuften hieß in der Küche Berge von Brotfladen kneten und backen, in riesigen Suppenkesseln rühren, hieß Mengen von Gemüse und Fleisch zerkleinern, jeden Tag den Staub von Straßen fegen, die schon Mittags wieder wie Wüstenpfade aussahen. Schuften hieß, die schweren Blöcke auf ihre Liegeplätze wuchten und immer wieder hieß es, die Rampen zu befestigen, auf denen die Blöcke aufwärts gezogen wurden, denn der wichtigste Helfer der Ägypter beim Pyramidenbau war der Wüstensand. Von ihm gab es alleweil genug, daher nahm man ihn und schichtete ihn zu breiten Rampen auf – sie mussten breit sein, damit sie nicht abrutschten, denn sie konnten sich nur durch ihr eigenes Gewicht halten. Diese Rampen legten sich mit dem Fortschreiten des Baues immer höher und breiter um die Pyramide, hielten inne, wenn im Inneren derselben etwas zu bauen war, wuchsen weiter, wenn die Hohlräume zugedeckt waren, und so weiter und so fort bis zum letzten Block. Dann wurden sie Stück um Stück zurück genommen während die Pyramide ihre Plattenbekleidung erhielt. Zuletzt traf man sich auf dem Erdboden wieder und an der letzten Runde der Verkleidung, deren Gewicht jeweils auf den Kanten der Blöcke lastete. Der unterste Bau der Pyramide war daher immer breiter geraten als die erste Stufe, die aus dem Erdboden ragte. Sie musste nicht nur den Bau, sondern auch den Schub der Verkleidung tragen. Das Anlegen des letzten Ringes war die kritischste Phase, denn wenn nur etwas an der Neigungsberechnung und am Zuschnitt der Blöcke und Platten nicht stimmte, rauschte alles hinunter und die Arbeiter waren unweigerlich des Todes. Abrutsche von Pyramiden hat es in Ägypten nicht nur einmal gegeben – und auch nicht nur einmal starben viele Menschen bei solchen Unglücksfällen. Aber selbst Imhotep musste es erleben, dass seine Pyramide einmal über den Unterbauten einbrach, weil die Schubableitung nach außen nicht stabil war. Daher wurde dann ein Gitter von Palmstämmen zwischen die einzelnen Stufen gelegt – sie halten, nach fünftausend Jahren, noch heute den Bau. An den ech-

ten Pyramiden aber konnte man keine solchen elastischen Pufferzonen anlegen. Druck und Schub mussten sich gegenseitig allein durch die Lage der Steine im Gleichgewicht halten und die Wirkung der Kräfte auch noch von den Innenräumen ableiten. Nun, man kann es nicht anders sagen: die Ägypter haben uns gezeigt, was Statik ist. Sie haben uns auch gezeigt, wie sie ihre Kenntnisse gewannen: durch fortgesetzten Versuch und Irrtum. Übrigens – wer bei einem Staatsprojekt ums Leben kam, für dessen Hinterbliebenen wurde gesorgt und er selbst galt als von diesem Moment an „verewigt“ selbst wenn man seinen Leib nur noch in Fetzen bergen konnte. Beigesetzt wurden solche Arbeiter in eigenen Gräbern bei den Siedlungen, was eine ungeheure Auszeichnung war – mancher nicht eben arme Ägypter musste nach einem anständigen Leben mit einer Grube in der Wüste vorlieb nehmen – diese Männer und Frauen aber erwartete ein eigenes Grab in der Nähe der königlichen Grabstätte wie sonst nur Minister und Familienangehörige des Königs es besaßen. Dieser Brauch wurde fortgeführt als man längst keine Pyramiden mehr baute und er zeigt denen, welche noch heute an die Sklaventheorie glauben, wie hoch diese Sklaven dann in der gesellschaftlichen Hierarchie gestanden haben müssen. Übrigens – wenn unseren „Sklaven“ etwa nicht gefiel, dann stritten sie bis zum Streik für ihre Rechte und der König hütete sich, etwas gegen sie zu unternehmen. Sein Kredit in Ägypten, Gottessohn hin oder her, wäre nach solch einer Aktion hin gewesen und es war undenkbar.

Man spricht aber immer wieder davon, dass die Erbauer der Pyramiden nach Fertigstellung des Baues hingerichtet worden wären. Bemühen wir doch einmal unsere Logik. Wenn das der Fall gewesen wäre – ein Arbeiter hätte kaum später und an andrem Ort in seinem Grab stolz verkünden lassen, wie geehrt er sich durch seine Arbeit fühle. Wir müssten im trockenen Sand von Gizeh längst auf die Massengräber gestoßen sein. Es gibt aber keine Massengräber, sondern nur einen ordentlichen Friedhof. Was indes mit der Kernmannschaft geschah, welche die Grabkammern eingerichtet hatten? Nun, die Pyramiden waren so weit hin sichtbar, dass man ihre Lage wohl nicht geheim halten konnte. Alles, was man konnte, war den Eingang späterhin unkenntlich zu machen und selbst darauf hat man zuweilen verzichtet. Denn wer die Gräber der Könige berauben wollte, den konnte man ernstlich nicht daran hindern – erwischte man ihn so strafte man ihn hart, aber letztenendes befanden die Toten sich in der Hand der Götter und Wesen und es wurde wohl nur der bestohlen, der es gestattete, denn ein mächtiges Wesen konnte so etwas wohl verhindern. Später glaubte man nicht mehr so ungebrochen an die Fügungen des Schicksals – aber Menschen hat man aus diesen Gründen niemals umgebracht – es wäre sinnlos gewesen, man musste ja immer damit rechnen, dass sie ihre Geheimnisse bereits weiter gegeben hatten. Übel tun, hieß es, kann man zuletzt nicht hindern, nur die Übeltäter für das Übel angemessen strafen, denn wer das Übel ändern tat,

wird es auch an sich selbst erleiden wollen. Die Götter, hieß es, verblenden von Zeit zu Zeit einen Menschen, um die andern daran zu erinnern, was man besser ließe. Davon, dass der Übeltäter selbst eine angemessene Bestrafung wünsche ging die ägyptische Rechtspraxis allerdings felsenfest aus und ersann wahrhaft drakonische Strafen, die nicht unbedingt in Richtung auf ein humanes Sterben gingen, sondern dem so Sterbenden in seinem Sterben auf makabre Weise den Wert des Lebens demonstrierten.

Noch eine Geschichte bleibt zu berichtigen, ehe wir uns nun langsam von den Pyramiden verabschieden. Sie werden eh noch einige Rollen in der weiteren Geschichte zu spielen haben. Es geht um die angeblichen kosmischen Geheimnisse, die in ihrem Bau enthalten sein sollen. Ich würde sehr vorsichtig mit der Behauptung sein, dass die Ägypter mit ihren Pyramiden gar nichts gemeint hätten, denn das ägyptische Denken ist in Bezug auf assoziative Muster sehr diffizil. Aber das, was man bisher glaubte in ihnen lesen zu können, war mit Sicherheit nicht gemeint. Viele der Bezüge, die manche Spekulierer heute herstellen, ergeben sich ganz einfach aus dem Vorhandensein des Objektes selbst – ebenso wie die Tatsache, dass alles, was vorhanden ist, in irgend einem Bezug zu anderen Objekten stehen muss, die ebenfalls vorhanden sind. Diese unvermeidlichen Bezüge kann man einer unwissenden Menschheit natürlich als große Geheimnisse verkaufen, wie man einem Kind den aufgehenden Mond als Apfelsinenscheibe verkaufen könnte oder den Papa als Weihnachtsmann verkaufen kann. Wer das dann glaubt, offenbart sich allerdings selbst als ein Einfaltspinsel. Man kennt doch diesen alten Witz: in Ägypten hat man Kupferdraht gefunden, also kannten die Ägypter bereits die Telegraphie. In Israel hat man keinen Kupferdraht gefunden, also kannten die Israeliten bereits die drahtlose Telegraphie – auf diesem Niveau rangieren derartige „Erkenntnisse“ und auf solche Weise gehen dieselben gern mit Fakten um.

Allerdings, sagte ich, sollten wir vorsichtig mit der flapsigen Entgegnung sein, die Ägypter hätten gar nichts Geheimnisvolles in ihren Pyramiden verborgen. Schon die erste, die von Sakkara, birgt in sich so wie sie ist eine Vielzahl absichtlich implizierter Informationen. In den Pyramiden des Snofru ist es nicht anders, nur ist von ihm aus alles sehr viel mehr auf den König bezogen statt wie in Sakkara auf das „Volksganze“. Diese Linie wird in Gizeh dann weiter verfolgt. Geradezu schwatzhaft aber werden die nächsten Könige mit ihren zwar im Vergleich zwergenhaften, aber dafür innen umso heftiger voll geschriebenen Pyramiden. Die kommende Unsicherheit der Lebensverhältnisse warf ihre Schatten voraus und gebär auch eine Zunahme von Vorsorge für das Schicksal des Königs von dem das Schicksal Ägyptens schließlich abhing. Wir

werden sehen, wie recht diejenigen hatten, die solche Besorgnis an den Tag legten und entsprechend Vorsorge übten.

Wer über die Natur des Königtums ab der vierten Dynastie mehr erfahren möchte, ist mit Erscheinung und Struktur der großen Pyramiden gut bedient. Wer etwas über die Vorstellungen der Ägypter von der Rolle Ägyptens in der damaligen Welt und über ihre Jenseitsvorstellungen erfahren möchte, ebenfalls. Wer die Verbindung von Reichskult und Königsperson erforschen möchte, wird gleichfalls fündig werden. Irgendwelche diffusen Zahlenreihen jedoch lassen sich zwar an jedem Objekt (auch an einer Milchflasche) erstellen, haben aber hier keinerlei informativen Wert. Die Informationen, welche uns aus den Pyramiden zugänglich geworden sind, waren im Übrigen für jeden Ägypter Binsenweisheiten. Jeder Ägypter war über das transzendente Schicksal und die geistigen Parameter informiert, nach denen sich das „wahre Leben“ also das „jenseitige“ vollzog und zwar das des Königs wie das mit ihm verbundene eigene. Wenn also das Volk zu einem bestimmten Zeitpunkt nach Gizeh oder Dahschur zog, um den „Aufstieg“ eines Königs zu bewundern, dann wusste es ganz genau, was es erwartete und machte sich aus diesem Tag ein wunderschönes Fest.

6.4. Veränderungen

Wenn die ersten Könige nach Djoser noch von der Stabilität und Passgenauigkeit von Imhoteps Staatsreformation hatten zehren können, so machten sich nach der fünften Dynastie spätestens – andere sagen, bereits nach der vierten – in der ägyptischen Gesellschaft Erosionserscheinungen bemerkbar. Vordem undenkbare Dinge geschahen: es kam zu Streitigkeiten innerhalb der königlichen Familie, zu Korruption unter den Beamten, die Klagen über eine unangemessen harte Behandlung der „einfachen Leute“ häuften sich, die Kriminalität stieg infolge der Bedrückung und der Notwendigkeit des „Gebrauchs der Ellenbogen“ an. Ebenfalls in Folge der um sich greifenden Misswirtschaft begannen die Gouverneure ihre Provinzen immer selbstherrlicher zu verwalten – es kontrollierte sie ja kaum noch jemand. Der Hof war mit seinen eigenen Intrigen beschäftigt und die Wesire, deren Aufgabe diese Kontrolle der Gouverneure gewesen wäre, staken mitten in diesen Intrigen fest. Keine Rede mehr, dass ein einziger Wesir wie zu Imhoteps Zeiten und noch zu denen Djedefhors die Geschicke des Landes hätte lenken können – jetzt schafften es nicht einmal mehr zwei. Dennoch hielten die äußere Gestalt des Landes und der Gesellschaft noch zusammen. Die Priesterschaften arbeiteten mit ungebrochenem Ernst, soweit sie nicht der höfischen Sphäre erlegen waren, weiter, und manch kleiner Be-

amter hat in dieser Zeit durch korrekte und kontinuierliche Arbeit den Bestand des Reiches unmittelbarer gesichert als sein König. Aber nach außen hin war davon noch nicht viel zu sehen – der Schimmel war im Holz, aber die Balken hielten den Bau noch aufrecht. Künste und Wissenschaften erlebten eine gute Zeit, und außerhalb der „Politik“ ging ein geruhssames Leben seinen Gang zwischen Arbeitseifer und fröhlichem Fest. Nur die Aufmerksamen begannen zu mahnen und zu klagen und sie legten ihre Befürchtungen und Mahnungen nicht selten in Büchern nieder – seit den Tagen Imhoteps war die ägyptische Sprache literaturfähig. Diese Bücher wurden später vielfach abgeschrieben und sind zu einem kleinen Teil als die ältesten der ägyptischen „Weisheitslehren“ auf uns gekommen. (Wir können mit einiger Sicherheit vermuten, dass wir in dem späten Fragment des Schabako auch schon einen Beitrag Imhoteps zu dieser und anderen Literaturgattungen Ägyptens besitzen.) Ob diese Bücher weite Verbreitung fanden, ist nicht gewiss – aber gewiss ist, dass sie zu Händen des regierenden Königs kamen und dort – nichts mehr ausrichten konnten, denn die Repräsentanten der Maat, selbst wenn sie die Problematik durchaus erkannten, wussten diese in ihrem eigenen Leben nicht mehr einzuordnen. Es ging ihnen wie unsern Wirtschaftskapitänen, die das Einkommen der Bevölkerung drastisch verringern und kurz darauf klagen, dass die Umsatzeinkünfte im Binnenland zurückgehen. Sie können, selbstbefangen, offensichtliche Kausalzusammenhänge nicht mehr konsequent beurteilen und so erging es auch den Königen des späteren Alten Reiches. Die Gewohnheit hatte ihr fressendes Naturell entwickelt und die Mehrheit der Bevölkerung war, wie heute auch, von ihrer schläfrigmachenden Wirkung ergriffen. Denn die Gewohnheit ist ihrer Natur nach eine Amöbe – sie umschließt alles mit ihrem schleimigen Griff und löst es in ihrem Inneren zu einer Nahrung auf, die nichts verbessert, sondern nur die Gewohnheit als solche aufrecht erhält. Wie lauten endlich die sieben letzten Worte eines sterbenden Gemeinwesens gleich welcher Art? Sie lauten: „das haben wir schon immer so gemacht“.

7. Das Phänomen

Was folgte, ist als „erste Wirre“ in der Geschichte Ägyptens wohl bekannt. Noch Jahrtausende später bekamen die Ägypter eine Gänsehaut, wenn das Thema auf „Zustände wie damals“ kam. Was aber diese Katastrophe auslöste, blieb stets nebulös.

7.1. Eine Geschichte in mehreren Versionen

7.1.1 Version eins

Eine einfache Fortsetzung der bereits angedeuteten Wandlungen bewirkte, dass sich die Strukturen in Ägypten weiter auflösten. Gouverneure machten sich selbständig und es entstanden mehrere kleinere „Herrschaftsgebiete“ die zudem noch einander das Leben schwer machten. Weil sie das taten, erhoben sich die Geküßten und zettelten allenthalben Aufstände an, welche die Lage noch unübersichtlicher machten. Da die Äcker nicht bestellt wurden, breiteten sich zuerst Hungersnöte aus und die Bevölkerung zog nach Nahrung suchend und marodierend umher. Aber die Hungersnöte vergingen wieder, man bebaute den Acker wieder und alles wurde zu einem gesellschaftlichen Experiment, das an zweihundert Jahre dauerte. In diesen beiden Jahrhunderten wurde in Ägypten keine Geschichte geschrieben, weil jeder eine andere Geschichte zu schreiben hatte: die des eigenen Fortkommens. Denn diese Jahre waren Ägyptens wirtschaftliche (und oft auch soziale) „Gründerjahre“. Befreit vom Komment der Königsideologie, unbeschwert vom Gewicht der Maat, konnte jeder Ägypter sich „nach seiner Façon entfalten“. Das taten die Ägypter dann auch weidlich – an Kunstgegenständen ist die sonst so schweigsame „erste Wirre“ nämlich überhaupt nicht verschwiegen und während die ehemals vom Schicksal Begünstigten Klagelieder anstimmten, fühlten sich die einst von ihnen Bedrückten in dieser Zeit pudelwohl. In dieser Zeit entstand die ägyptische Literatur als Kunstgattung: als Roman, als Märchen, als Gedicht und Novelle. Sie hörte auf, nur „ranzige Weisheit“ oder „abgestandenes Wissen“ zu sein und wurde unterhaltsam und daher für die Kreise der neuen Geschäftswelt interessant. Denn die mochten sich bei ihren fröhlichen Feiern nicht die Laune von irgend welchem Tiefsinn verderben lassen.

Da alles erlaubt war, wurde auch alles getan: in dieser Zeit sah jeder zu, wie er sich in der neuen Gesellschaft so gut wie nur möglich stellte, und die keine Talente besaßen um hier zu reüssieren hatten eben das Nachsehen. Weise und Wissende waren nicht gefragt, sondern möglichst rücksichtslose Unternehmer und skrupellos Ausgebuffte, aber man sah auch herab auf den einfachen Landmann, den das alte Regime vielmehr hoch geachtet hatte. Die neuen Regimes sahen in ihm nur den auszubeutenden Dorftrottel. Man kann sich die neue Elite in etwa wie Moskaus Neureiche vorstellen, nur lebten sie nicht auf eine Stadt beschränkt, sondern überall im Land und überall hin zog sich ihre schleimig - glitzernde Spur. Ja, man sieht, ich bin ebenso wenig wie auf Seiten unserer auch auf Seiten dieser „Schickeria“.

Ja, natürlich war man noch fromm: ebenso wie es unsere Wirtschaftskapitäne heutzutage sind: Weihnachten in die Kirch', Taufe, Hochzeit und Begräbnis mit Pfarrer und großem Staat, aber mit der Bergpredigt möchten diese Leute verschont werden, weil da nirgends steht: selig sind die Profiteure.

Wie alle wilden Zeiten endete auch diese in einem Fiasko und das Fiasko endete in einer neuen Ordnung die mangels effizienter Alternativen die alte war. Es blieb die Einsicht, dass das Neue nicht immer unbedingt auch das Bessere sein muss. Diese Einsicht sollte für die weitere Entwicklung Ägyptens große Bedeutung erlangt haben.

7.1.2. Version Zwei

Ägypten ist ein Geschenk des Nil, schreibt Herodot. Aber dieser Gönner hatte Launen. Manchmal war die Überschwemmung zu stark, dann schwemmte sie besonders in den äußeren Regionen die fruchtbare Krume weg statt sie mit neuem Schlamm zu bedecken. Aber gesät und geerntet konnte immerhin noch werden. Öfter blieb die Überschwemmung in ihrer Stärke hinter dem Erforderlichen zurück. Die Ernten fielen mager aus und das ganze Land schnallte den Gürtel enger, denn vom Nil waren alle abhängig. Nicht ganz selten blieb die sommerliche Überschwemmung ganz aus – dann gab es nichts zu säen und nichts zu ernten und Ägypten war auf seine Vorräte angewiesen – die eine ausbleibende Ernte ersetzen konnten, aber nicht drei oder vier. Etwas Ähnliches brach gegen Ende der sechsten Dynastie über das Land herein – schleichend und hinterrücks. Der Nil kam zu spät, aber er kam gewohnt reichlich. Der Nil kam pünktlich, nicht so ganz hoch wie sonst, aber er kam. Der Nil kam noch später und zu niedrig, aber er kam. Und so trockneten die Ressourcen Stück um Stück aus, und niemand bemerkte die Hinterlist der Natur. Dann aber blieb der Nil aus, weil der Monsun in den Bergen Äthiopiens ausblieb, einmal, noch einmal, ein drittes Mal. Während der Victoriasee nur unmaßgeblich sank, erreichten die Wasser des Nil nicht mehr jene Höhe, die sie brauchten, um über die Katarakte zu schießen. Das Wasser kam relativ sanft durch die Katarakte herab und netzte keinen Fingerbreit Land mehr als im Bereich des Flussbettes lag. Das tat es einmal, zweimal – als es zum dritten Mal ausblieb, hatten die Ägypter schon große Hungeraugen. Sie zogen, wie das bei Hungernöten immer geschieht, in großen Horden durchs Land und verzehrten, was immer ihnen geeignet schien – Baumrinde ebenso wie das Fleisch der Kinder, die sie unterwegs gebaren. Schwangerer waren in dieser Zeit noch kostbarer als sonst. Die um ihr Leben kämpfenden Horden stürmten die Tempel in der Hoffnung, dort Vorräte zu finden – sie wussten nicht, dass die Priester ebenso hungerten wie sie. In diesen Wirren ging auch Junu unter, das sich damals auf der Landspitze zwischen den Nilarmen befand. Es ging die Königsresidenz unter, man grub nach Skeletten um aus den Knochen Mehl zu mahlen und Brot zu backen, sie kämpften mit den Hyänen und Schakalen um das Aas. Gesellschaftliche Rangordnungen lösten sich in nichts auf. Die Wenigen, die danach trachteten, ihre Würde zu bewahren, schrieben das Entsetzen dieser Jahre auf

die Wände ihrer Gräber. Außerdem aber trachteten sie danach, ein Mindestmaß an Ordnung zu erhalten.

Endlich stieg der Nil wieder an, aber bis die ausgehungerten und geschwächten Menschen diese Wohltat wieder nutzen konnten, vergingen weitere Jahre, in denen sie Unkraut fraßen. Denn es gab kein Saatgut im Land. Sie mussten mit dem vorlieb nehmen, was die Natur aus den angeschwemmten Erdschlacken gebär. Es gab kein Nutzvieh mehr im Land, sie mussten mit dem vorlieb nehmen, was aus der Wüste, vor allem der östlichen, kam. Damals kam Seth, der Gott des toten Landes, zu hohen Ehren, denn sie waren auf ihn angewiesen. Die Gleichsetzung des Gegners des Osiris mit Seth stammt vielleicht aus dieser Zeit, denn an diesem Mythos haben viele Generationen gearbeitet. Aber da es wenigstens Grünzeug und Fische gab, kamen die Wenigen, die überlebt hatten, langsam wieder zu sich und sahen sich um, woher Saat und Ernte kommen könnten – jeder in seinem unmittelbaren Umkreis, denn eine zentrale Verwaltung gab es nicht mehr. Wir wissen aus vielfacher Erfahrung, was selbst kleinere Hungersnöte anzurichten imstande sind. Hier haben wir es mit einer jahrelangen Hungersnot zu tun, die auf Jahre der Mangelerährung folgte – auch noch die Nachwirkungen derselben waren kaum vorstellbar.

Die neuen Führungskräfte hatten mit den alten nichts mehr zu tun. Sie kamen aus der Mitte jener marodierenden Horden, die mit ihren Talenten den überlebenden Ägyptern ihr Überleben hatten sichern helfen. Sie hatten sich das Vertrauen, welches ihnen nun auch im Sinne eines gesellschaftlich akzeptierten Ranges zuteil wurde, also redlich verdient. Sie wurden dafür belohnt, indem sie jeweils an die Spitze eines Verbandes traten. Sie revanchierten sich, indem sie dafür sorgten, dass Saatgut importiert wurde, und man wieder Häuser baute, Kanäle zog, Äcker gründete und so gut es ging bebaute. Sie trieben den Leuten das Marodieren langsam wieder aus, indem sie Strafen festsetzten und vollzogen. Sicher wollten viele von ihnen damit nur die eigene Position festigen, warum nicht – aber was sie bewirkten, ging weit über ihren Horizont hinaus. Sie restituierten das Reich, riefen Ägypten aus einem tiefen Todeswahnsinn wieder zum Leben. Dabei gerieten sie – alles ist nur menschlich – auch aneinander, rangen miteinander um Vormachtstellungen wie sie zuvor um den Besitz der Beute gerungen hatten. Aber insgesamt ging es wieder aufwärts, nur: das alte Reich war mit allen seinen Institutionen und seinem Wissen, seinen Errungenschaften und seinen Vorstellungen untergegangen. Wer würde aus den wieder erstehenden ägyptischen Ländereien jemals wieder ein Reich zustande bringen? Ägyptens Schicksal schien nach der ersten Wirre besiegelt zu sein. Das Reich war untergegangen. Seine Nachfolger waren kleine „Fürstentümer“ deren keines das Zeug zu einer Keimzelle eines neuen Reiches in sich trug.

7.1.3. Version Drei

Die beiden ersten Versionen haben alle beide den Anspruch der Wahrheit. Alles, was ich geschildert habe, ist geschehen, wurde uns infolge des tiefen Schocks, den der Zusammenbruch des Alten Reiches bewirkte, von den Ägyptern selbst so überliefert. Für den, welcher die ägyptische Art des Berichtens verstehen kann, ist sogar der damals verübte Kannibalismus und ist die Leichenfledderei deutlich zu lesen. Aber auch die Variante: politisch bedingte Auflösung hat etwas für sich, nämlich die Tatsache, dass es am Ende der sechsten Dynastie zu den geschilderten Verhältnissen kam, dass die Bande sich lockerten und der „menschliche Schweinehund“ endlich sein Recht verlangte, welches ihm dann auch wurde. Natürlich haben die Ägypter sich später dessen, was sie zu tun imstande gewesen, bis auf die Knochen geschämt – aber sie standen, wenn auch unter dem Aspekt ein warnendes Beispiel zu geben, allezeit zu dem, was sie getan. Sie erfanden keine Lügen, um ihr Versagen im Nachhinein zu beschönigen, wie es unsere Ultrarechten immer wieder zu tun versuchen. Sie hatten eine Sprache, die es ihnen in ihrer Vielbezüglichkeit erlaubte, selbst vom Schlimmsten und Schrecklichsten ohne Schaden für ihre Menschenwürde zu sprechen. Jeder Ägypter wusste fortan, dass die Aufrechterhaltung eines geordneten und damit schönen Lebens von ihm selbst unmittelbar mit abhing und er sich auf keine Macht herausreden konnte, die es etwa gegen seinen Willen von ihm verlangte. Die Maat, das war Ägypten selbst und das waren die Ägypter – jeder einzelne war verantwortlich, keineswegs nur der König. Er repräsentierte jene Ordnung vor und bei den Göttern, welche die Menschen auf Erden schufen. Schufen sie keine Ordnung, so war auch der König nicht in der Lage, eine solche zu erhalten. Aber an diesem Punkt der Einsicht sind wir noch lange nicht, denn nun geht es erst einmal um Variante Drei dessen, was möglicherweise geschehen sein könnte. Ich sage gleich: Variante drei ist die von allen unwahrscheinlichste, die phantastischste. Aber auch sie hat, denke ich, wenigstens für Menschen, die gelernt haben, dass nicht nur das unmittelbar Greifbare unser Schicksal bestimmt, eine gewisse Plausibilität, denn:

Wie konnte es geschehen, dass nach den Jahrhunderten der Konsolidierung sich ein wenn auch angeschlagenes Ägypten nach den alten Mustern rekonstituiert hatte? Zweihundert Jahre Katastrophe und langsame Erholung – daran sind schon gefestigtere Reiche untergegangen und haben neuen, mit neuen Voraussetzungen, Platz gemacht, man denke an die Maya und die Tolteken in Mittelamerika, und an diverse untergegangene Reiche in dessen Süden. Man denke an die Gesellschaften im nordamerikanischen Südwesten. Man denke an

die Reiche in Afrika, insbesondere an das von Simbabwe. Man denke an die Festungen in der Südsee, von denen wir heute nicht mehr wissen, wem sie gehörten. Überall auf dem Erdball finden wir Ähnliches. Warum war es in Ägypten anders? Man denke sich Rom in zweihundert Jahren Katastrophe – unmöglich dass es noch bestanden hätte. Das Reich von Karthago ... unmöglich – und so fort. Man denke sich die Bundesrepublik unter diesen Bedingungen. Ägypten aber hat weiter bestanden – weitere zweitausend Jahre lang. Es besteht als Staat und Nation bis dieser Tage.

Warum mache ich so viele Sprüche? Weil ich wirklich fürchte, für das, was ich gleich anmerken werde, verdammt zu sein in alle Ewigkeit. Denn es befindet sich außerhalb jeder wissenschaftlichen Seriosität und ich kann jeden verstehen und ihm von seinem Standpunkt aus beipflichten, der mich der hoffnungslosen Spintisiererei zeiht. Meine Frage geht aber dahin: woher stammt diese Kontinuität im Geiste und im Willen eines Volkes, das nach allen Regeln der geltenden Gesellschaftslehren diese Katastrophe nicht hätte überstehen können? Manche sagen, weil sie diese Frage auch sehen: es war nicht so schlimm. Aber das steht im Widerspruch zu dem, was die Ägypter selbst sagen: doch, es war so schlimm und es war sogar noch schlimmer, die ägyptische Sprache ist da viel zu diskret. Ägypten aber brauchte nur zweihundert Jahre, um aus einem Abgrund aufzutauchen, der andere Völker für immer hat verschwinden lassen – wie haben die das gemacht, frage ich und suche nicht nach ausflüchtigen Erklärungen. Was hatten die, frage ich, was andere nicht hatten?

Sie hatten, zumindest ihre „Bildungselite“ ein Wissen über die Welt und das Universum, das, wiewohl sicher noch unvollkommen, dem der anderen Völker und Nationen um Längen voraus war. Dieses Wissen hat, so viel ist sicher, auf irgend eine Weise die zweihundert Jahre Katastrophe und Genesung überdauert. Es hat Zeiten überdauert, in denen keine Residenz und kaum ein Tempel überdauert hat. Wie hat es das gemacht? Die Ägyptologen gehen heute zumeist in Siebenmeilenstiefeln über diese zweihundert Jahre hinweg und fangen als sei nichts gewesen im Mittleren Reich wieder an. Denn sie wissen auch nicht recht, was sie mit diesem Phänomen machen sollen. Und war es denn auch wirklich eines? Darüber können wir beruhigt sein: es war, wie auch immer wir das verstehen möchten.

Als die gesellschaftlichen Strukturen Ägyptens sich lockerten, dürfen wir nicht annehmen, dass dies den Priestern von Junu verborgen geblieben wäre. Und

wäre es ihnen verborgen geblieben – wenig entfernt, in Memphis, saßen die Priester des „Tenen“, des Ptah, die den Kollegen sicher ausgeholfen haben indem sie diese auf die Gegebenheiten aufmerksam machten. Dabei mag es zu erbitterten Diskussionen gekommen sein, denn letztendlich war es die Schuld von Junu und seinen Modifikationen an Imhoteps Staatslehre, wenn es zu solchen Erscheinungen überhaupt hatte kommen können. Junu indessen konnte für sich ins Feld führen, dass es ohne seine Priesterschaft gar keine ägyptische Staatslehre mehr gäbe, denn nach dem Tode Imhoteps hatte die Priesterschaft vom Memphis auf der ganzen Linie versagt. Wie auch immer, das Fazit beider Priesterkollegien war zuletzt: die Entwicklung, die Auflösung Ägyptens wie es Imhotep gewollt und wie auch sie es – wissend um dessen Notwendigkeit – noch immer wollten, war unter diesen Umständen nicht aufzuhalten.

Was also tun? Nun darf man die ägyptischen Priester nicht für eine Konkurrenz moderner theoretische Physiker oder Ähnliches halten. Ihr – wenn auch beträchtliches – Wissen um die Natur des Seins war rein empirisch. Sie errechneten die Grundlagen von Existenz nicht, sie fühlten und erfuhren sie sozusagen am eigenen Leibe und zwar seit ihrer Ordination. Sie forschten daran, indem sie sich dem aussetzten und ihre Ergebnisse untereinander verglichen. Sie bereicherten auf diese Weise ständig ihr „Am Duat“, ihr „Buch von dem, was in der anderen Welt ist“, das mit dem Wort „Totenbuch“ absolut unzulänglich übersetzt ist. Denn an die Wände der Königsgräber, an die Seiten der königlichen Särge kam nur, was in etwa den Erfordernissen einer Ordination entsprach – und das war das Wenigste dessen, was sie wussten. Das war: Erkenntnislehre für Einsteiger.

Sie wussten also auch von jener Geschichte aus dem „Land davor“, dem „geistigen Vorfahren“ Ägyptens. Sie wussten, dass die dort Lebenden im Wahn, eine gute Idee zu haben, ihren – planetarischen - Lebensraum selbst vernichtet hatten. Sie wussten aber auch, dass sie diese Vernichtung überlebt hatten und in eine andere Dimension eingegangen waren und um genau diese und wie man das bewerkstelligt, ging es ihnen nun. Das „Land davor“ kennen wir übrigens in griechischer Umschrift als den Mythos von Atlantis und ich denke, alle die nach diesem „Land“ oder „Reich davor“ suchen, sollten wieder nach Hause gehen, denn auf Erden ist es nicht zu finden. Es ist überhaupt nirgendwo in diesem Universum mehr zu finden. Aber es ist und war auch damals vorhanden.

Weil dem so war, hatten die ägyptischen Priester der Residenz und des königlichen Haupttempels eine Idee. Sie konsultierten die vorangegangenen Geschwisterkollegen, mit denen sie seit ihrer Ordination sowieso ständige und zumeist gute Beziehungen unterhielten. Die waren vielleicht anfangs nicht begeistert von ihrem Plan, aber zuletzt doch einverstanden – um der Idee willen,

die aufrecht erhalten werden musste, darin waren sie sich einig. Man würde der Entwicklung auf Erden nicht mehr wehren können – also musste man die Idee eines von Erkenntnis geprägten Staatswesens wenigstens dort erhalten, wo „sie die Motten und der Rost nicht fressen“. Vielleicht konnte man sie irgendwann wieder brauchen. Wir sehen also richtig: um die Essenz Ägyptens zu retten gaben die ägyptischen Priester von Memphis und Junu Ägypten auf. Bis das alles technisch bewerkstelligt werden konnte, verging noch einige Zeit, aber endlich war es soweit: das geistige Ägypten verabschiedete sich aus dieser Welt. Es riss regelrecht aus der Welt hinaus, der Nilfluss stoppte, das Land verdorrte – übrig blieben nur die steinernen unverrückbaren Hinterlassenschaften des Alten Reiches. Aber anders als ihren Kollegen davor war es den ägyptischen „Ingenieuren der Katastrophe“ gelungen, das Leben der Menschen und ihre unmittelbare Umwelt diesmal zu verschonen – niemand, der es nicht wusste, ahnte, dass es nun ein „anders Ägypten“ gab, das darauf wartete, irgendwann zurück zu kehren.

7.2. Wie man etwas wiederbringt

Dennoch kostete die Sache wie man sieht, noch genug Menschenleben. Aber es war eine Frage der Zeit, dass der Nil wiederkehrte und mit ihm die Normalität – irgendwann. Aber wir dürfen uns ebenso wenig Illusionen machen wie die Priester sich welche gemacht haben: die Möglichkeit, dass nichts wiederkehrte, war ebenso einberechnet worden. Die ägyptischen Priester waren Menschenfreunde – Zimmerliesen waren sie nicht. Sie konnten einer Gefahr ins Auge sehen und sie konnten in kritischen Situationen, unberührt von Sentimentalitäten, handlungsfähig bleiben. Das kam daher, dass sie in ganz anderen Dimensionen dachten als die Menschen – auch die Pfarrer – unserer Tage. Die Pfarrer unserer Tage, die irritierten Urenkel der Erkenntnislehre, haben doch zu dem, was sie predigen, selbst ein äußerst skeptisches Verhältnis. Sie glauben, dass es so sein wird, und sie nach dem Tode weiter leben werden, aber sie wissen es keineswegs. Nun, die ägyptischen Priester, ob sie nun mit in die neue Dimension gingen, wobei sie sogleich starben, oder ob sie bei den Menschen blieben und mit ihnen Hungers oder als Opfer der dadurch verursachten Gewalt ihrer Mitmenschen umkommen würden, wussten das genau. Für sie war das „Experiment Ägypten“ keine finale Katastrophe, sondern ein notwendiger Schritt in einer sehr langen Abfolge von Schritten, zu denen übrigens auch unsere eigene Entwicklung noch mit gehört. Aber hätten sie damals dies nicht getan, möglicherweise würde es unsere Entwicklung so wie sie verlaufen ist, gar nicht geben – so wichtig war es, Ägypten als Idee zu bewahren, gleich, was aus Ägypten faktisch wurde.

Wie nun erfuhren die in die „andere Dimension“ Verschiedenen denn wie es in Ägypten weiter ging? Sehr einfach: sie benutzten den Weg, den sie auch in Ägypten schon benutzt hatten: den der Träume. Sie benutzten ihn nun nur in die andere Richtung – von den „Verewigten“ zu den „Sterblichen“. Wie gut, dass die Ägypter – auch die nicht ordinierten – dem Traum und seinen Botschaften nicht gegenüberstanden wie ein angeblich aufgeklärter Mensch unserer Zeit, sondern wie echte Naturkinder, ihn annehmend wie er kam und als was er kam. Wie gut, dass sie nicht nach tiefenpsychologischen Symbolsprachen stocherten und damit meilenweit an dem vorbei rannten, was ihnen mitgeteilt werden sollte. Wie gut, dass sie, wenn der verblichene Onkel ihnen sagte, woher sie Saatgut bekommen würden, sie sich auch wirklich aufmachten und es dort holten. Und womit zahlten sie? Ich meine, die Nachbarn gaben, wenn sie schon gaben, sicher nichts aus reiner Hilfsbereitschaft. Sie zahlten, ebenfalls auf Anraten ihrer „Verblichenen“ mit dem, was sie hatten: ihrer Kunstfertigkeit und – ihren Edelmetallen, ihren Edelsteinen. Dazu musste diese Kunstfertigkeit aber erst einmal wieder belebt werden. Es waren etliche Generationen dahin gegangen ohne sie zu üben. Das reicht im Allgemeinen aus, und wir sehen das auch an der Geschichte des Christentums, um eine Entwicklung ins Geschichtslose fallen zu lassen: wer wusste denn schon hundert Jahre nach dem Erscheinen des Christentums noch zuverlässig etwas von seiner Entstehung? Niemand. Nicht einmal mehr die „rechtmäßigen Erben“ Jesu und seiner Erkenntnislehre, die „Gnostiker“, wussten mehr zuverlässig etwas darüber.

Aber die Ägypter nahmen ihre Träume ernst und je mehr Erfolg sie damit hatten, umso mehr Wert legten sie darauf, sie unterrichteten auch ihrerseits die „Verewigten“ über die Fortschritte und hörten immer aufmerksamer auf alles, was ihnen im Traum beigebracht wurde. Übrigens ist dieses unreflektierte Handeln nach Träumen in den frühen Gesellschaften auch an anderen Orten üblich – in den rezidiven Gesellschaften unserer Tage ist es als Aktionsmotiv noch sehr lebendig und kann vor Ort studiert werden. Was ich hier erzähle, mag phantastisch sein – völlig verrückt und ohne jede „Rückbindung“ an Bekanntes ist es dennoch nicht. Das bitte ich bei der Beurteilung desselben mit zu beachten. Dass ich einen interdisziplinären Blick auf das Ganze richte, ist mein Recht als keinem „ägyptologischen Konsens“ verpflichtetes Individuum. Dass ich dabei auch Dinge beachte – nicht aus dem Blickwinkel des Gläubigen, sondern aus dem Blickwinkel des Rundum Schauenden und Bemerkenden – die nicht unbedingt „wissenschaftlich gesichert“ sind, möge man mir nachsehen – gesichert oder nicht, sie gehören nun einmal zum Gesamtbestand menschlicher Existenz.

Es lässt sich anhand dieses Traumprozesses aber aufs Anschaulichste darlegen, wie in ein aus aller Kontinuität gerissenes System von anderer Stelle aus wieder Ordnung gebracht werden kann. Dass nach ungefähr zwei Jahrhunderten Krise in Ägypten eine solche Ordnung wieder hergestellt war, ist ja wohl unbestreitbar.

Auferstehung

1. Ein Denkmal für eine Pyramide

In Deir el Bahari im Süden Ägyptens erhebt sich neben dem sehr viel berühmteren Totentempel der Hatschepsut der Totentempel des Mentuhotep aus der zwölften Dynastie. Dieser Totentempel des auch andernorts wohl belegten Königs ist auf seine Weise ebenso einzigartig in der ägyptischen Architektur wie der Totentempel der großen Königin, auf die wir noch zurück kommen werden. In seiner – durch die Forschung ermittelten – ursprünglichen Gestalt ist er eine nahezu quadratische Säulenhalle, die von einer Pyramide bekrönt wird. Einige Gebäude sind dieser Säulenhalle - oder einem offenen Umgang um ein Fundament – östlich vorgelagert und ergeben insgesamt einen Tempelkomplex.

Mentuhotep gilt als der erste König des so genannten Mittleren Reiches. Wir wissen, dass er, mit Sicherheit auf der Arbeit von Vorgängern aufbauend, die lokalen „Fürstentümer“ im Niltal wiederum zu einem zentral gelenkten Staat zusammen fügte. Das sagt sich heute so leicht, aber der Mann muss ein großer Visionär und ein ebenso willensstarker wie durchsetzungsfähiger Herr gewesen sein.

Denn von dem Ägypten des Alten Reiches war nichts übrig geblieben. Worüber Mentuhotep herrschte, war ein ganz neues Ägypten. Die Städte waren wieder aufgebaut worden, aber noch mehr neue waren entstanden, Ackerbau und Viehzucht funktionierten wieder, ebenso der nun um einen allerdings noch bescheidenen „Außenbereich“ erweiterte Handel und ein eher am Gebrauchswert denn an einer Ästhetik orientiertes Handwerk. Die Menschen hatten den Hunger vergessen, aber sich auch an neue Lebensbedingungen gewöhnt und fanden nichts Nachteiliges dabei zu leben wie sie eben lebten.

Da kam dieser Mentuhotep und begehrte dass alle in einem Staate leben sollten, der zudem noch von seiner Person dominiert wurde. Wieso wollte der das, es ging ihnen doch gut? Gute Frage: warum wollte er das überhaupt? Kann irgend ein Fachmann mir vielleicht sagen, warum er es auch nur gewollt haben könnte? Was hat Mentuhotep mit dem „Geist Ägyptens“ zu tun oder was dieser vielleicht mit ihm?

Wenn wir den interdimensionalen Bezug der ägyptischen Geschichte als Mumpitz abtun –was wir ohne weiteres tun können – werden wir nur die Achseln zucken und sagen können: ihn trieb wohl die Machtgier, denn wer etwas hat, will mehr. Wenn wir diesen interdimensionalen Bezug aber einbeziehen, sehen wir Mentuhotep auf der letzten Etappe des bereits seit langem laufenden Restaurationswerkes. Er ist der Mann, in dem der „Geist Ägyptens“ wieder pro-

grammatische Gestalt annimmt. Damit gehört er in eine Reihe mit Narmer, mit Djoser und seinem Imhotep, mit Hatschepsut und ihrem Senenmut, ja auch mit Achenaten und seinem Eje, denn auch das war Programm ehe es Katastrophe wurde. Da der „Geist Ägyptens“ nicht nach dem Geburtsort eines seiner Protagonisten fragt, gehört auch Schabako hierher und sogar noch Kleopatra hat Teil daran. Man beachte allerdings wen ich nicht genannt habe und wen man vielleicht erwartet hat hier zu sehen. Es ist nicht immer bloße Unterlassung aus Platzgründen, wenn ein Name hier fehlt.

Mentuhotep also tat etwas nach allen politischen Regeln Überflüssiges und er tat es, weil er, ganz Kind seiner Zeit, auf Träume und Intuitionen, auf Visionen und Prophezeiungen hörte. Dieses Überflüssige kostete ihn viel Kraft, denn der Widerstand der Trägheit war stark. Überstandene Katastrophen machen müde, man will nicht gleich zum nächsten Kraftakt übergehen. Zudem: Mentuhotep musste gegen ein Erfolgsmodell antreten, und nicht nur das, er stand auch ziemlich allein gegen alle.

Dies aber konnte geändert werden und es wurde geändert. Denn noch standen sie, die Überreste der Vergangenheit, die Pyramiden. Dies, verkündete nun Mentuhotep vielmehr ließ es verkünden, haben unsere Vorfahren einst zuwege gebracht, weil sie einig waren. Wo sind heute die Menschen, die Gleiches zuwege brächten? Nirgends. Kurz und gut, er packte seine Ägypter bei ihrer Ehre. Ihr bringt nichts mehr, ihr schafft nichts mehr. Ein ordentliches Leben, das kriegt ihr eben noch hin, aber dann ist auch das Ende der Fahnenstange schon in Griffweite. Etliche Unterkiefer fielen herab, denn so hatten sie das noch nie gesehen. Die Pyramiden waren ihnen wie Ungetüme einer unverständlichen Vorzeit erschienen, undenkbar, dass sie, die jetzt Lebenden, damit etwas zu tun haben sollten. Der König aber, wenn er den Mund auftat, konnte gar nichts anders als die Wahrheit sprechen. Das bekamen sie nicht mehr hin? Das wollen wir doch erst einmal sehen, dachten sie – und wurden gleich wieder ratlos, denn wie sollten sie das beweisen? Ja, wie, mag auch Mentuhotep gedacht haben. Mit dieser offenen Frage (unter vielen anderen) tat er, was er immer in solchen Fällen tat: er legte sich ins Bett. Mochten die Ahnen sich damit befassen.

Im Endergebnis versuchten die Ägypter wieder Pyramiden zu bauen, aber oh Schreck, sie stürzten ein, sie sackten ab, sie wurden vom Wasser davon getragen und von der Sonne zerbröckelt. Nur die allerkleinsten blieben unbeschädigt. Nicht eine einzige der letzten großen Pyramiden aus dem Mittleren Reich ist ähnlich unversehrt auf uns gekommen wie die der vierten und fünften Dynastie. „Und ihr schafft es nicht mehr“, meinte der König ungerührt, „ich sagte es doch. Ihr schafft es nur, wenn ihr einig seid. Ihr seid alle Ägypter, ihr sprecht alle eine Sprache, aber ihr lebt der eine in dem Königreich und der

andere in jenem. Ihr habt alle – und hier sprach er aus, was alle wussten, worüber aber niemand groß redete – auf eure Vorfahren gehört, als es darum ging, das Leben wieder zu erlangen. Sie haben euch damals doch gut beraten, oder?“ „Ja, natürlich“, versicherten stellvertretend für das Volk seine Kronräte. „Und“ – fuhr Mentuhotep fort – „warum hört ihr jetzt nicht auch auf sie?“ Die Kronräte wurden kleinlaut: „weil sie nicht mehr zu uns sprechen“, jammerten sie. „Nun, zu mir sprechen sie“, bemerkte Mentuhotep hochfahrend, „also solltet ihr euch nach meinen Worten richten. Ich habe euch eine Menge zu sagen, schreibt am besten gleich mit.“

So lehrte er sie, Ägypten wieder zu verstehen und was er sie lehrte, trugen sie hinaus in die Tempel, in die Bürgermeistereien, in die Fürstenhäuser. Nicht dass sie überall auf Gegenliebe stießen, aber sie verwiesen auf den, der sie gesandt: sollten ihre Gegner ihre Beschwerden dort vorbringen. Das taten die auch, denn sie fühlten sich im Recht, und indem sie es taten, gerieten auch sie in Mentuhoteps Fänge. Denn der ließ sie nicht mehr weg bis sie ihm ihre Herrschaft übertragen hatten und zwar legte er keinerlei besonderen Wert auf Freiwilligkeit. Wer sich hatte überzeugen lassen, der bekam sein Gebiet als Gouvernement zurück; wer sich nicht überzeugen ließ, der verlor nicht nur die Herrschaft, sondern unter Umständen auch das Leben, im besten Falle nur die Freiheit – er durfte sein Leben hinfert als „Höfling“ fristen – er stand, würden wir sagen, unter Arrest. Der gerade erst begründete Geburtsadel kehrte mehr oder weniger widerstrebend zurück zu seiner angestammten Aufgabe: der Verwaltung. Aus Fürsten wurden wieder Beamte. Oder glaubt jemand, dass die Ägypter in Haufen nach Memphis, vor die Residenz gezogen wären und von Mentuhotep gefordert hätten, dass er sie beherrsche? Doch wohl nicht.

Mit den Priestern sollte es, meint man, entschieden leichter gegangen sein. Das ist, denke ich, ein großer Irrtum, denn diese Priester hatten zwar wieder Kulte errichtet, aber sie glaubten, wie auch alle umliegenden Völker, an die reale Macht der Götter und der Verkehr mit ihren Ahnen hatte sie in ihrer Überzeugung nur bestärkt. Dass da in Wahrheit nur eine einzige Kraft am Wirken war, die, in unzählige Kräfte aufgespalten, die Welt erfüllte, dieser Gedanke kam ihnen gar nicht. Die „Götter“ konnten sie denken, weil sie mit ihnen Umgang hatten. Das „Göttliche“ hingegen war ihnen unbekannt. Aber Mentuhotep wusste auch diesmal Rat. Er stieg mit ihnen in die Pyramiden hinab, las ihnen vor, was an deren Wänden geschrieben stand, verglich es mit seinen Erfahrungen und so fanden sie gemeinsam den Ablauf dessen, was geschehen musste, damit aus Priestern wieder „Weltenwanderer“ wurden wie es die Alten gewesen waren. Die Papyri waren hin – bis auf ganz wenige, die mit Hilfe der Ahnen wieder gefunden wurden – aber die Texte auf den Särgen und den Wänden der Grabkammern leisteten gute Dienste. Die erste Ordination vollzog er möglicherweise mit einem zu allem bereiten Kandidaten selber. Da der es

überlebte, wirkte er fortan als Multiplikator. Als dies wieder begann, hatte Ägypten überlebt, nicht vorher. Vorher war es ein beliebiges Volk gewesen, das Unglück befallen und das sich von seinem Unglück wieder erholt hatte.

Es gibt ein Bild des Mentuhotep aus der Zeit seiner gefestigten Herrschaft. Er sitzt, die zweifache Krone, die „beiden Mächte“ (sechemti) auf dem Haupt, in einen weißen Mantel gehüllt auf seinem Thron und hält die gekreuzten Hände, welche die Hoheitszeichen trugen, vor der Brust. Sein Gesicht ist schwarz – nicht weil er ein „Neger“ gewesen wäre, sondern weil diese Statue den König als den Totenkönig darstellt, der er im Heb Sed zu sein hat. Künstlerisch wirkt die Statue unbeholfen, aber so wie sie ist, führt sie den Spürsinn weiter zu einer anderen Statue. Die stand in Sakkara und da selbst in der schwersten Zeit keine Hand Sakkara angerührt hat, befand sie sich immer noch dort. Auch dieser König trägt einen engen Mantel, auch er schaut aus großen Augen unverwandt in die Welt, nur trägt er statt der Krone den Nemes, das königliche Kopftuch. An einem selbst nur flüchtigen Vergleich der beiden Statuen kann man die Probleme erkennen, vor denen Mentuhotep stand – sie waren nicht kleiner als die Probleme, welche Djoser zu bewältigen hatte, aber Mentuhotep stand kein genialer Imhotep zur Seite. Er war allein auf sich angewiesen und offenbarte daher eine weitere Eigenschaft des zum König Bestimmten: sein „schamanistisches“ Talent.

Denn die Könige Ägyptens waren nicht mehr einfach nur die ersten Beamten ihres Reiches und obersten Repräsentanten ihres Volkes, sie waren zu viel mehr bestimmt: nun wurden sie auch „Medizinhäuptlinge“ Ägyptens, wenn man es einmal indigen oder afrikanisch ausdrücken darf – immerhin, sie waren ja Afrikaner. Imhotep hatte mit Djoser einen Anfang gemacht, den eine gewisse Verflachung der Denkungswelt durch die Priester von Junu nicht wesentlich hatte negativ beeinflussen können. Möglicherweise hatte man Mentuhotep auch nur deshalb überzeugt, nach der Sechemti zu greifen, weil man die Grundlage eines solchen, starken Talenten in ihm erkannte. Nun wurde es Schritt für Schritt ausgebildet, zum dann im Heb Sed sein Siegel zu erhalten. Wer die Ausbilder waren? Es waren, würden wir sagen, Geister. Es waren optische und koordiniert mit diesen agierende akustische Halluzinationen. Es waren Halluzinationen, die ihm sagten, dass sie für andere nicht wahrnehmbar sind und er sich nicht fürchten sollte, aber auch nicht mit ihnen reden, wenn andere dabei sind. Ansonsten könnten sie normal miteinander verkehren. Wenn einem Kranken unserer Tage dies widerführe, er könnte wohl gut mit einer Krankheit zurecht kommen, die ihm statt ihn zu quälen hülfe sein Leben zu meistern. Mentuhotep halfen sie, nicht nur sein Leben, sondern die Auferstehung Ägyptens zu meistern.

Sehen wir uns noch einmal diese Statue an: in ihrer Unbeholfenheit zeigt sie uns das „Embryonalstadium“ in dem sich Ägyptens Gesellschaft neuerlich befand. Aber sie zeigt auf den Willen, an Voriges, Tragfähiges anzuknüpfen, denn der Bezug zu Djosers Mantelstatue ist unübersehbar. Ebenso zeigt sie auch schon, auf welche Weise diese Gesellschaft zu ihren Quellen strebte. Allerorten war man bestrebt, Verlorenes nicht zugunsten von Neuem einfach zu vergessen und Neues an seine Stelle zu setzen, sondern die Menschen strebten, Altes zu begreifen und es wieder funktionsfähig zu machen.

Es wurden wieder Priester auf Seelenfahrt geschickt, die von der Maat und ihren Wohltaten berichteten, es wurden wieder Tempel gebaut die in ihrer Anlage den alten glichen, was keineswegs selbstverständlich gewesen war. Die Toten wurden wieder der Obhut des Königs anvertraut, der seinerseits, die ihm dessen wert erschienen, mit der Bewilligung eines Grabhauses ehrte, wie es zu Zeiten der Vorväter Brauch gewesen. Anstelle der verlorenen schuf man neue Bücher, besser lesbare und ausdrucksreichere Bücher, denn die geschriebene Sprache wurde der gesprochenen auf kunstvolle Weise angepasst. Es entstand ein regelrechter Wettbewerb darin, wer einen Sachverhalt eleganter und hinter-sinniger auszudrücken verstand. Der Geschichte wurde gedacht und das Leben der Ahnen den Späteren vorbildhaft ins Gedächtnis geprägt.

Als Mentuhoteps Leben sich seiner Grenze näherte stand Ägypten in etwa als das da, was die „Verewigten“ unter Ägypten verstanden. Er konnte sein Heb Sed im Bewusstsein feiern, dass es nach dem Tode nicht nur für ihn, sondern auch für sein Volk weitergehen werde. Dass zwar viel verloren, aber auch viel aus dem fressenden Schlund wieder gewonnen war, der so viele andere Kulturen auf immer verschlungen. Wir sehen sein energisches, kaum gealtertes Gesicht und wissen: dieser Mann wusste wohl, was er geschaffen hatte und war nicht geneigt, auch nur etwas davon wieder preisgeben zu lassen, weder durch einen seiner Nachfolger noch durch einen Eroberer noch durch einen neuerlichen Schicksalsschlag. Um sein eigenes Fortleben war er nicht besorgt, denn er hatte sein ganzes Erdenleben im Wechsel zwischen „Diesseits“ und „Jenseits“ verbracht, er hatte in dieser Beziehung keine Fragen mehr. Wir sehen aber auch die Disproportionen dieser Statue, vergleichen sie mit den Bildnissen von Chefren und Userkaf, mit dem Kaaper, dem Hemiun, und all den anderen und wissen: bis Ägypten wieder ganz Ägypten ist, wird noch Zeit vergehen.

Mentuhotep gestaltete aber nun sein Grabmal in demselben Sinne, in dem er gelebt hatte: als Ehrengabe an die Vorfahren, denen das Land nun wieder im Geiste entsprach. Er gestaltete es aber dennoch als etwas Neues, das aus dem Alten geboren war: Nicht mehr eine Pyramide ließ er sich bauen, sondern ein Denkmal **für** eine Pyramide, gesetzt auf das Neue, das als breit gelagerter Totentempel die Pyramide nicht nur umgab, sondern – anscheinend – auch stütz -

te. Um dieses Grabmal zu errichten vereinigte er wie zuvor die Kräfte des ganzen Volkes und nahm sie zum Zeichen an die Verewigten, dass er ihren Anweisungen folgend die Auferstehung Ägyptens vollbracht. Es ist von daher kein Wunder, dass später Hatschepsut gerade diesen Ort für ihr Monument bestimmte – sie wollte dieser Kraft mit ihrem Lebenswerk auf immer beigeordnet sein.

2. Das ägyptische Biedermeier

Wenn wir das Mittlere Reich vom Standpunkt des Kunsthistorikers betrachten, fällt uns zunächst die gegenüber dem Alten Reich provinzielle Gestaltung der Objekte ins Auge. Sie erscheinen als wollten sie Ägyptens Kunst erneuern, vermöchten es aber nicht so recht. Indessen sollten wir beachten: es war dies bei allem Streben nach Kontinuität, doch eine neue Zeit. Diese Kunst wurde von anderen Menschen getragen als die des Alten Reiches. Die neuen Könige entstammten nicht mehr Geschlechtern, die sich bis zu den Anfängen der Reiche verfolgen ließen, sondern sie kamen aus, wir würden sagen, bürgerlichen Verhältnissen. Wir können das in etwa vielleicht mit dem Wechsel der englischen Dynastien von den Stuarts zu den Windsors vergleichen. Der Stammbaum der einen verliert sich im Dunkel der schottischen Geschichte, während die andern einem jungen und wohl bekannten deutschen Adelsgeschlecht entstammen. Gleichwohl repräsentieren auch sie Britannien – so repräsentierten diese Könige aus Kaufmannshäusern ganz legitim Ägypten.

Aber es war, bei aller gelungenen Anbindung an das Herkommen, doch ein anderes Ägypten. Das drückte sich aus in der Zunahme der Privatgräber – die Bewilligung solcher Privatgräber, früher ein Privileg erster Ordnung, wurde zu einem Verwaltungsakt. Wer genug Vermögen besaß um sich Grund zu kaufen (im Tauschhandel natürlich), bekam irgendwann jenes Zertifikat, welches sonst nur in großer Feierlichkeit vom König persönlich zugestanden wurden, per Kurier zugestellt. Es begann die große Zeit des Totenkultes, die Funktion des „web“, des Totenpriesters, wurde unter den bürgerlichen „Neureichen“ üblich.

Aber an Geschmack mangelte es unseren Emporkömmlingen noch allenthalben. Nicht nur dass die Versucher der späteren Könige, wieder Pyramiden zu errichten, mangels Kenntnissen zumeist elendiglich scheiterten, und man dazu überging, auch Könige in Hausgräbern zu bestatten, denen, um sie von Privatgräbern zu unterscheiden Totentempel vorgelagert wurden. Sondern auch die Ausstattung der Gräber offenbarte einen eher rudimentären Umgang der meisten Neureichen mit der Tradition. Dies Gebaren steht aber völlig im Gegensatz zur Kleinkunst des Mittleren Reiches. Die war, wir würden sie Kunstgewerbe nennen, wunderschön und offenbarte Kreativität. Wer dazu Vergleiche aus unseren Tagen ziehen will, ist nicht schlecht beraten. Ich denke bei dieser Epoche an unsere deutsche Biedermeierzeit, als auch der Apotheker,

in erstarkendem Selbstbewusstsein, aber auch in grenzenloser Bewunderung des Alten und Guten, leben wollte wie sein König. Da Marmor zu teuer war, präferierte er Stuckimitationen und unbezahlbare Chinoiserien bildete er in Steingut. Die Gräber der Emporgekommenen wurden ausgemalt wie Königsgräber – sie bekamen Reliefs wie die Könige – nur alles ungeschlachter, dem Können gerade erst begründeter „privater“ Malermeisterbetriebe und Bildhauerwerkstätten entsprechend. (Früher, wir erinnern uns, gehörten solche Betriebe zur Ausstattung der Tempel.)

Auch die Wohnungen dieser „Neureichen“ werden in ihrem Aufriss danach gestrebt haben, Palästen zu gleichen – nur eben mit bescheideneren Ausmaßen und Mitteln. Ich denke wiederum an jene guten Stuben, die mit Stuckdecken, Paneelen, Malereien, mit „Danziger Barock“ und schweren Plüschbezügen und Fenstervorhängen bemüht sind, den Prunk eines Barockschlosses nachzubilden auch noch, als draußen vor der Tür bereits Automobile verkehrten und Häuser im Bauhausstil errichtet wurden. Aber ich denke auch an die wunderschönen Porzellanfiguren, die dann und wann aus den Manufakturen kamen, an die edlen Formen und Dekore von Hausrat und Geschirr. Die Bürgerlichen, die Nicht – Beamten, will sagen, die „einfachen Leute“ in Ägypten waren dabei, feinere Lebensart zu erlernen und das war durchaus im Sinne des Konzeptes. Denn dasselbe zielt ja nicht darauf ab, die Gesellschaft in antagonistische Klassen zu spalten, sondern gerade darauf, eine möglichst homogene Gesellschaft zu schaffen, in welcher der König nicht der über allen und allem stehende Regent sondern Erster unter Gleichen ist. Ob dieses Ziel jemals erreicht wurde? Wie sagt der Bayer: schau’n mer mal.

3. Die Fremdlinge

Man spricht von der dreizehnten Dynastie, der letzten ganzheitlichen des Mittleren Reiches auch als vom zweiten Pyramidenzeitalter. Der Begriff ist irreführend, aber es ist eine Tatsache, dass die Könige den Niedergang wohl, Mentuhoteps eingedenk, mit einer Rückwendung zum Altbewährten aufzuhalten trachteten. Aber der Niedergang war nicht mehr aufzuhalten, denn er kam aus den Herzen der Könige selbst, bei denen längst biedermeierische Bürgerlichkeit an die Stelle der aristokratischen Spiritualität eines Mentuhotep getreten war. Ja, diese Könige bauten wieder Pyramiden, aber nicht eine einzige derselben ist unbeschädigt auf uns gekommen, denn sie waren wie ihre Herrscher schnelllebig und unsolide. Sie, die Herrscher, verzettelten sich schnell, verstricken sich in Rivalitätskämpfe wie eben bürgerliche Konkurrenten um ein gutes Geschäft das zu tun pflegen und gaben damit breite Spalten der Unaufmerksamkeit in der Gesellschaft frei, in denen sich diverse Parasiten einnisten konnten. So ist es nur folgerichtig und eigentlich tragen die Ägypter selbst die Verantwortung dafür, dass solche Parasiten sich nun auch fanden.

Bereits in der Zeit des Neubeginns lernten die Ägypter den Fernhandel kennen. Sie konnten unter den gegebenen Umständen gar nicht anders als mit ihren Nachbarn in Kontakt zu treten. Es ging ums Überleben. So erfuhren die Ägypter dass, wie man sagt, hinterm Berg auch Leute wohnen, die ihr Essen kochen und mit der Hand zum Munde führen, aber auch diese Leute von hinterm Berg wurden umgekehrt auf Ägypten aufmerksam.

Was für ein Ägypten war das aber, auf das sie aufmerksam wurden? Eines, das sich an der unteren Grenze seiner kulturellen Standards bewegte. Eines das, sozusagen, mit ein Glasperlen und einigen Gallonen Brandy zu kirren wäre. Insbesondere die Völker der Levante mögen dieser Ansicht gewesen sein und es gab gerechterweise nicht viel was man hätte dagegen halten können. Wie Ägypten an die Levante kam? Nun, die kanaanäischen und die noch weiter nördlich liegenden Landstriche hatten Ägyptens Los nicht teilen müssen, sie hatten Korn und Vieh im Überfluss. Aber sie waren als „Durchgangskulturen“ auch seit eh und je man kann sagen geborene Händler. Sie erweiterten ihre Einflussbereiche nicht durch Ressourcen fressende Kriege, sondern durch Handelsabkommen, bei denen schließlich alle Beteiligten ihren Vorteil fanden – war es sehr schlimm, dass dabei der Vorteil der Levantiner immer ein wenig größer war?

Einmal auf Ägypten aufmerksam geworden, verfolgten sie dessen weitere Entwicklung mit Interesse. Sie stellten bald fest, dass dies „Entwicklungsland“ zusehends erstarkte und es bald nichts mehr werden würde mit einer „preisgünstigen“ Ausweitung der eigenen Einflussphäre. Die Ägypter kamen bald nicht mehr vorbei, sondern wenn noch etwas zu holen sein sollte, musste es in Ägypten selbst abgeholt werden. Gesagt, getan – die Levante schickte ihre Kundschafter.

Sie kamen als friedliche, freundliche Leute, die sich in den Städten des Deltas niederließen und Handelshäuser eröffnete, wir würden sagen: Import – Export – Läden. Sie legten großen Wert darauf, die Ägypter nicht zu verprellen, daher lernten sie Ägyptisch, kleideten sich wie Ägypter und beflissen sich möglichst nicht anzuecken – sogar ihre Warenangebote gestalteten sie der Lage entsprechend qualitativvoll, denn mit Nippes und Besäufnis war hier nichts mehr auszurichten. Hier mussten sie vor allem respektiert werden, wozu Exotik allein nicht genügte. Aber andererseits war Exotik auch ein werbewirksamer Artikel. Die Ägypter hatten ihre Nasen nur notgedrungen aus ihrem Wüstental gesteckt, sie waren eigentlich völlig naiv in allem, was den Umgang mit fremden Kulturen betraf – naiv und ungeheuer neugierig. Sie waren nicht einmal misstrauisch.

Die Fremden hatten in Punkto Exotik Einiges anzubieten. Für die Handwerker konnten sie libanesische Zeder präsentieren, deren Farbe, Duft und Festigkeit

sie für allerhand Gegenstände zu Rohstoffen erster Wahl machte. Darüber hinaus lieferte dieser Baum auch eine wunderbar für die Parfümierung geeignete Rinde. Sie konnten kostbare Farbstoffe anbieten und auch gleich gefärbte Gewebe. Sie brachten wunderschöne Tonwaren mit und Schleiertücher, so dünn dass die Damen darin wie nackt aussahen und doch völlig korrekt bekleidet waren. Die Ägypter beiderlei Geschlechts waren alles andere als Sexmuffel, die Kleider fanden reißenden Absatz. Sie hatten auch Neuigkeiten für die Militärs: eine neue Bogenart, und eine neue Art, sich auf dem Schlachtfeld mittels Pferd und Wagen zu bewegen. In Ägypten kannte man bis dahin nur Esel als Transport- und Reittiere. Die waren in einer Schlacht nicht einzusetzen, da sie bei jeder unvorhergesehenen Begegnung scheuten oder in Starre verfielen. Von Streitwagen hatte man noch nie zuvor etwas gehört, aber die Vorteile derselben lagen auf der Hand. Zudem waren sowohl die Pferde als auch die Wagen zu zivilen Zwecken nutzbar, was sie noch begehrenswerter machte. Leute, die so angenehme und nützliche Dinge brachten, konnten keine schlechten Leute sein, meinten die Ägypter.

Aber all diese schönen Dinge hatten ihren Preis. Die Fremden waren auch nicht gesonnen, viel um diesen Preis zu feilschen, aber sie hatten einen anderen Vorschlag. Nehmt es mit, sagten sie, und zahlt später. Wir können warten. Oder zahlt es ab. Natürlich, sagten sie, müsst ihr uns derweilen für den Verlust entschädigen, den wir haben, weil wir diese Dinge, wenn wir sie euch auf Raten geben, nicht in einem Stück und zu teurem Preis verkaufen können. Die Ägypter, in solchen Tricks völlig unerfahren, waren nur erfreut, das Begehrte so komfortabel erwerben zu können, und schlugen ein. Aber als es dann ans Bezahlen ging, sollte sie lange Gesichter machen, denn irgendwie war der Preis inzwischen auf einem ganz anderen Niveau angekommen als sie zurückgelegt hatten. Aber auch hier zeigten sich die Levantiner generös. Dann gebt uns doch einen Anteil an eurem Einkommen, sagten sie, an euren Häusern, euren Feldern, euren Werkstätten. Natürlich bleibt ihr die Besitzer, sagten sie, wir werden doch euren Königen nicht ins Handwerk pfuschen, aber wir haben dann eben auch ein Wörtchen mitzureden. So führten sie ihre Geschäfte fort, bis es in Nordägypten keinen Betrieb mehr gab, in dem nicht einer der fremden Leute die Finger hatte und kein Ägypter mehr wirklich Herr in der eigenen Wirtschaft war.

Aber auch die Levantiner, so wunderschön dabei, die Wirtschaftsmacht in Ägypten zu erkaufen, hatten ihre Rechnung falsch gestellt. Denn sie verkehrten ihrerseits mit anderen Mächten im Mittelmeerraum. Wie es unter Kaufleuten so geht, gibt man gern ein wenig mit den eigenen Erfolgen an – das wurde ihnen zum Verhängnis, denn eine andere Macht war der Ansicht, zuzugreifen zu sollen: die Macht der Kreter. Nicht dass sie die Levantiner aus dem Land geworfen hätten, aber sie kamen nun auch herbei und handelten, aber

nicht nur das, sie siedelten sich auch an, brachten ihre Sitten mit und ihre Kunst, aber nicht um sie ins Volk zu streuen, sondern um sich selbst damit als privilegierte Klasse zu profilieren. Sie siedelten auch nicht im Volk, sondern erbaten sich vom König, der auch bereits stark unter dem Einfluss und der Vormundschaft der Levantiner stand, einen Ort an dem sie wohnen konnten. Der König, dem sie versprochen hatten, ihn von den Levantinern und ihrem strangulierenden Handel zu befreien, sagte erfreut zu und gab ihnen einen schönen Platz im Delta. Dort bauten sie dann ihre Stadt und nannten sie Avaris.

Im Übrigen zeigten sie sich, sobald ihre Stadt einmal stand, nicht eifrig, ihr Versprechen zu erfüllen, machten vielmehr mit den Levantinern gemeinsame Sache und zogen den Ägyptern gemeinschaftlich das Fell ab. Denn die Kreter praktizierten noch eine besondere Art des Handels. Sie gaben ihre Güter an jedermann ab, arm oder reich konnte an ihrem Luxus teilhaben. Die Reichen begaunerten sie mit ihren „Ratenverträgen“, die Armen aber nahmen sie als Sklaven in Zahlung und verschickten sie quer durch die damals bekannte Welt. Sie mischten sich nicht selbst in die ägyptische Politik, das taten sie erst ganz zuletzt, aber die Könige des Nordens waren bald nur noch Marionettenherrscher. Levantiner und Kreter sagten ihnen, was sie von ihnen wollten und sie mussten es erfüllen. Lediglich im fernen Süden genossen die Ägypter noch eine relative Freiheit. Die verdankten sie der Tatsache, dass die fremden Herren, die „Heka Chasut“ den Süden für schwach und unterentwickelt hielten. In dieser Meinung wurden sie von ihren Marionetten kräftig bestärkt, denn die hatten ihr Marionettendasein satt und zettelten längst heimlich mit den südlichen „Fürstentümern“ sprich Verwaltungsbezirken. Die fremden Herren merkten es nicht, denn sie waren durch ihre kommerziellen Erfolge hochmütig und daher unaufmerksam geworden. Die Ägypter aber lernten, was sie zuvor nicht gewusst, nämlich die leise, zähe, existenzielle List als Waffe kennen. Denn militärisch hatten sie nichts zu sagen: ihre paar Streitwagen wurden von kretischen Wagenlenkern geführt und über die Verwendung der neuen Bogen entschied ein kretischer Zeugmeister.

Ein Jahrhundert lang herrschten die Fremden unangefochten über zumindest den Norden und die Mitte Ägyptens. Dabei übten sie, wie gesagt, die Macht nicht unmittelbar selbst aus, sondern überließen es Kollaborateuren, ihre Landsleute zu quälen. Erst gegen Ende ihrer Herrschaft, als ihnen der Boden schon heiß wurde, setzten sie sich selbst auf den Thron Ägyptens. Diese Kollaborateure aber waren, und das brach den Fremden schließlich das Genick, auch nicht aus freien Stücken die Schinder ihrer Landsleute. Sondern sie waren den Fremden zumeist hoch verschuldet und daher ausgeliefert. So lernten sie mit der List und vor der List die Schuld kennen, die kommerzielle und, was schwerer wog, die moralische. Sie hatten geglaubt, wenn sie sich nicht von der

Machtausübung verdrängen ließen, könnten sie einige Folgen der fremden Herrschaft mildern, aber das erwies sich als Trugschluss. Sie waren nur mehr Handlanger, die den Fremden das verlangte Soll an menschlicher und dinglicher Ware bereitstellen mussten, wollten sie nicht mit all ihrer Habe derselben beigesellt werden.

Aber während die fremden Herren ihren Wohlstand und ihren Status genossen (auch im kretischen „Mutterland“ genossen sie ein ganz neues Ansehen) gingen zwischen dem Norden und dem nur als entferntes Protektorat betrachteten Süden die Botschaften und die Verabredungen hin und her. Als Kurier fungierten dabei die Priester eines bisher ganz unbekannten Gottes aus dem Süden, den man Amun, den „Verborgenen“ nannte. Vordem hatte er wohl ganz einfach Min geheißen und war ein Gott fremder schafzüchtender Nomaden gewesen, denn Schafe genossen in Ägypten keine allzu große Wertschätzung. Auch als Min existierte er übrigens weiter, sowohl einzeln als auch in Verbindung mit seiner „Großform“ als Amun – Min oder „Menamun“.

Diesem Amun und seinen Dienern vertrauten die fremden Herren. Denn er war, wie ihnen versichert wurde, ebenfalls kein Ägypter. Er stammte aus den südlichen Savannen und beherrschte insbesondere das Land zwischen dem östlichen Talrand und dem Roten Meer, das die Ägypter auch gern „Gottes Land“ nannten. Dort zogen auch seine Verehrer einher und auf ihren Zügen nahmen sie die Botschaften der Oppositionellen mit nach Süden, die der südlichen Gouverneure mit nach Norden. Die Kreter indes schöpften keinen Verdacht bis es sich nicht mehr leugnen ließ, dass die südlichen „Vasallen“ alles andere als ergebene Diener der Kreter und auch nicht schwach und schon gar nicht unterentwickelt waren.

Die Großmacht

1. Große Taten einer kleinen Dame

Man sagt, hinter jedem „großen Mann“ stecke eigentlich eine große Dame. Die Dame, von der hier die Rede sein soll, war aber so klein, dass ihre Winzigkeit sich in ihrem Namen ausgedrückt hat: Tetischeri. Ihre Bedeutung aber stand in umgekehrt proportionalem Verhältnis zu ihrer – selbst für die eher kleinwüchsigen Ägypter – winzigen Erscheinung. Sie ist die Großmutter Ahmoses, des ersten Königs des Neuen Reiches von Mutterseite her und, wie er sagt, auch von seiten seines Vaters. Die Mutter des Ahmose hieß Ahotep, war die zweite dieses Namens auf den Thron und war vermählt mit dem König Kamose, auch genannt Taa. Ahmose regierte nach den heutigen Erkenntnissen von etwa 1530 bis 1514 vor unserer Zeitrechnung. Er wird als Begründer des Neuen Reiches

angesehen, wobei seine Vorfahren den Boden dafür bereitet haben, darunter eben diese Tetischeri.

Im vorigen Abschnitt sprachen wir über Ägypten unter der Fremdherrschaft der Levantiner und Kreter. Wir haben dort nicht berichtet, wie diese Fremdherrschaft zu Ende ging, denn deren Ende war zugleich der Neubeginn und aus der Asche stieg unvermittelt der Phönix empor – wie denn der Phönix überhaupt eines der bevorzugten ägyptischen Sinnbilder ist, der sich von Zeit zu Zeit selbst verbrennt um aus der Asche verjüngt wieder zu erstehen. So scheint auch Ägypten sich von Zeit zu Zeit in einen Strudel der Selbstvernichtung zu stürzen um erneuert daraus hervorzugehen. Aus dem Zeitalter der Kriege wurde Ägypten zu dem, was es werden sollte. Die Natur mit ihren Katastrophen gab Ägypten jene Flexibilität des Staates, ohne welche keine Nation altern kann. Der Zugriff der Fremden endlich gab Ägypten und den Ägyptern das Bewusstsein der familiären Zusammengehörigkeit. Die so genannte Spätzeit gab den Ägyptern Raum, ihre gesellschaftlichen Varietäten zu entfalten und die assyrische Katastrophe bereitete das endliche Zusammentreffen mit den Griechen vor und zeigte der ägyptischen Mentalität die Richtung hinein in die Welt der Andern.

Die Befreiung der Ägypter von den Fremden wurde nicht unwesentlich bedingt durch deren eigene Ignoranz und Überheblichkeit. Schon als sich im Süden die ägyptischen Streitkräfte bereits formierten, waren die Fremden noch davon überzeugt, die einzig ernstzunehmenden Kräfte in Ägypten zu sein. Forderungen der Ägypter wurden mit Arroganz und Spott abgetan. Sekenenre Taa, der Gemahl der Tetischeri, war der erste, der es unternahm, die Fremden zu provozieren. Er kam in einer der ersten Schlachten mit den Fremden um. Dann aber marschierte eine Armee des Kamose, des Vaters des Ahmose und Sohnes der Tetischeri auf Avaris. Es gelang ihr nicht, Avaris zu erobern, aber es gelang ihr, die Herren dort zu beunruhigen. Auserra, der König der Fremden stellte sich nicht zum Kampf – er war auf eine solche Situation offenbar nicht vorbereitet. Kamose zog in den Süden zurück und feierte das „Patt“ als Sieg. Das durfte er wohl auch. Denn fortan zogen dem südlichen König, nun er einmal im Norden erschienen war, immer mehr Ägypter aus dem Norden zu und vergrößerten seine Streitmacht dergestalt, dass im Norden bald nur noch das kleine Kontingent kretischer Offiziere verblieb, welches die neuen Waffen bewachte. Daher blieb dem letzten König der Fremden, Chamudi, nur noch die Möglichkeit, sich in Luft aufzulösen, sobald er vom Nahen des dritten Königs aus dem Süden, des Ahmose hörte. Es gab keine „Entscheidungsschlacht“. Auf leisen Sohlen, wie sie gekommen, verschwanden die Fremden auch wieder von der Bildfläche und kehrten erst etliche Jahre später, nun aber als artige Gesandte und wohl beaufsichtigt, an den Hof eines nunmehr selbständigen ägyptischen Königs namens Thutmosis zurück.

Was aber ist nun die Rolle der Tetischeri bei alledem gewesen? Aus den Äußerungen ihres Enkels geht hervor, dass sie es gewesen ist, die Sekenenre Taa und auch seinen Sohn zum Widerstand gegen die Fremden getrieben und dabei gehalten hat. Denn die beiden klugen Männer werden das gedacht haben, was in ihrer Stellung als immerhin leitende Verwaltungsangestellte der Fremden wohl jeder vernünftige Mensch gedacht hätte: da kann man nichts machen und muss man sehen, wie man durchkommt. Aber die kleine Tetischeri hatte große Pläne und sie hatte auch die Möglichkeiten, sie zu verwirklichen, denn sie war keine orientalische Haremsdame, sondern eine ägyptische Gouverneursfrau, die ihre „Pappenheimer“ kannte, weil sie von Kind auf in deren Gesellschaft verkehrte. So wusste sie längst von jener segensreichen Tätigkeit, welche die Priester des Amun in ganz Ägypten entfalteten. Durch sie nun wusste sie von der allgemeinen Wut, die im Lande herrschte und sich nur deshalb nicht zu äußern wagte, weil niemand wusste, wie der Andere reagieren würde. Wenn aber ein Mann von einiger Bedeutung eindeutig reagierte, so würden die anderen sich ihm wohl anschließen, denn sie alle hatten das Joch der Fremden mehr als satt. Sekenenre Taa, ihren Mann, trieb sie damit in den Tod. Aber sie war eine ägyptische Gouverneursfrau, also eine aus dem Holz, aus welchem man auch Königinnen machte und sie verbiss ihre Trauer, erzog ihren Sohn und erzog auch ihn zu einem Kämpfer. Sie stützte sich dabei weiterhin auf die Priester des Amun, die zu jener Zeit die am besten unterrichteten Diplomaten und die sichersten Spione in ganz Ägypten waren, denn nicht nur die Ägypter, sondern auch die Fremden vertrauten ihnen und vertrauten sich ihnen an.

Als Kamose erwachsen war, nahm er das Amt seines Vaters wahr und nannte sich wie dieser König, Nesbiti, Herr von Ober- und Unterägypten, wie man salopp, doch ehrerbietig sagte: der Herr Ober- Unter. Denn die Ägypter mit ihren ellenlangen Epopöen liebten nichtsdestoweniger die griffigen Formulierungen. Der Herrscher im Norden, dem das zu Ohren kam war verständlicherweise nicht erbaut davon, aber er nahm es auch nicht zu ernst, sondern beschwerte sich über das Brüllen der thebanischen Nilpferde, welche seine Ruhe störten. Erst als das Nilpferd ihn herausforderte, stellte er es zum Kampfe und – unterlag, denn Taa fiel als Sieger. Kamose aber nutzte nun den Schrecken, den Taa den Heqa Chasut bereitet hatte, dergestalt, dass König Auserra sich ihm nicht einmal mehr zu stellen wagte. Wie hätte er sich mit seinen paar Offizieren und einer wahrscheinlich kampfunwilligen Bevölkerung auch stellen sollen ohne mit dem Krieg auch zugleich sein Gesicht zu verlieren? Zudem hatten die Fremden, das wurde ihm nun klar, ihre Macht im Lande praktisch schon verloren, denn was sie nicht mit Gewalt zu halten vermochten, das war ihnen schon entwunden.

Nachdem die Fremden nun in ihre Schranken verwiesen waren und außer der Gegend um Avaris eigentlich nichts mehr tyrannisieren konnten, baute Kamose

daheim die Grundfesten eines neuen Reiches aus, das er seinem Erben Ahmose hinterlassen würde. Dabei wurde er von seiner Gemahlin Ahotep wohl kräftig unterstützt. Denn die wünschte auch nichts sehnlicher als von einer Titularkönigin zu einer wirklichen Herrin der Länder sich mausern zu dürfen. Daran, dass sie das auch war, fehlte eben nichts mehr als die endgültige Vertreibung der Fremden aus Ägypten. Aber Kamose erntete den Triumph nicht mehr, sondern er fiel seinem Erben zu, dem Gemahl seiner Tochter Ahmose Nefertari. Vielleicht sollt man hier anmerken, dass die Könige des nachmaligen Neuen Reiches offenbar die älteste der ägyptischen Erbfolgeordnungen befolgten, nach welcher die Tochter eines regierenden Königs die Macht an den erwählten Nachfolger desselben weitergab. Dieser war als Adoptivsohn des Königs rechtsoffiziell ihr Bruder – aber sie war mit ihm nicht blutsverwandt. Denn die Königin oder auch die Erbprinzessin symbolisierte das mutterrechtliche Ägypten der Frühzeit, der „Königssohn“ und regierende König stand, wenn auch vielfach modifiziert, für den uralten Typus des „Jahrkönigs“. Zugleich stand die Frau für die königlich – göttliche Linie, der Mann in dieser Ehe für das Volk Ägyptens als solchem, das in seiner Person an der Göttlichkeit Teil hatte.

Als erster König des Neuen Reiches war nun Ahmose der Erste, der sich an traditioneller Stelle zum König krönen und die sechemti, die doppelte Krone, genannt „die beiden Mächtigen“ aufsetzen ließ. Die Fremden verschwanden, wie gesagt, unter diesen Umständen wie Schnee in der Frühlingssonne. Sie wurden zuletzt nicht einmal mehr verfolgt, denn es lohnte sich nicht um diese Jammergestalten. Man wollte nicht einmal mehr wissen, wie viele von ihnen unter Umständen noch im Lande verblieben waren, denn sie waren entlarvt und ungefährlich geworden. Ihre Stadt Avaris aber wurde auf das sorgsamste zerstört. Nur einige wenige Reste des Palastgeländes ließ man stehen, damit die Nachfahren der jetzt Lebenden in situ studieren konnten, woran man einen solchen Fremden insbesondere erkannte: an seiner Kunst nämlich. Diese Reste sind ausgegraben worden und haben Licht in diese Periode gebracht indem sie die Identität der Fremden durch ihren uns wohlbekannten Kunststil enthüllten. Später legte Ramses II am gleichen Ort ein gewaltiges Militärarsenal an, eine richtige Stadt mit Kasernen, Werften, Magazinen, Manufakturen und einem großen Hafen für eine Flotte, die wohl nicht nur auf den Nilstrom fahren sollte. Denn eine strategisch so günstige Stelle konnte man doch nicht verludern lassen, nur weil hier schon einmal jemand gesessen – die Ägypter waren eben vor allem Pragmatiker.

2. Der Weg zur Großmacht

Auf Ahmose, den ersten Herrscher des Neuen Reiches folgte Amenhotep als der erste von mehreren Herrschern gleichen Namens. Er war der Sohn des Ah-

mose und damit ergab sich die Notwendigkeit, die dynastische Zählung um eine weitere Dynastie zu verlängern. Der Sohn – das bedeutete, Ahmose und Kamoses Tochter Ahmose - Nefertari war keine Tochter geboren worden. Diesen Umstand können wir in der ägyptischen Geschichte mehrfach beobachten. So wechselte nach Sechemchet, dem Schwiegersohn Djosers und letztem König der dritten Dynastie⁵, die Macht an dessen Sohn Snofru, der mit Hetep Heres aber wieder eine Tochter hatte, die seinen Adoptivsohn Chufu heiraten konnte und damit eine neue, die vierte Dynastie begründete. So gehört Ahmose eigentlich noch zur siebzehnten Dynastie, denn er ist der Schwiegersohn eines Königs und gibt sein Amt weiter an einen leiblichen Sohn und erst Amenhotep gehört zur von ihm begründeten achtzehnten. Dieser Amenhotep, der erste von vieren, war vermählt mit einer Ägypterin namens Meritamun.

Amenhotep – Meritamun – in beiden Namen steckt der Name des Gottes Amun und seiner muss zum Beginn des Neuen Reiches unbedingt gedacht werden, denn mit der Rolle des Amun im Neuen Reich ist ein gewaltiger Wandel das betreffend verbunden, was wir den „Geist Ägyptens“ genannt haben. Wir haben von der Rolle gehört, welche die Priester des Amun bei der Befreiung Ägyptens von den fremden Herren gespielt haben. Diese Rolle wurde ihnen nun auch vergolten. Ihr Gott wurde der neue Gott des Reiches, sein Hauptort Theben wurde die neue Residenz, sein Tempel bis in die Zeit der Griechen hinein von vielen ägyptischen Königen prächtig ausgestaltet und erweitert, seine Priesterschaft wurde zur reichsten die Ägypten je gesehen.

Aber so unendlich wie die Dankbarkeit aller Ägypter scheint, war sie in Wahrheit gar nicht. Denn eigentlich wurden die Amunpriester mit dieser Pfründe nur mehr abgefunden. Jedenfalls unternahm niemand etwas, die bisher maßgebenden Priesterschaften von Memphis und vor allem von Junu in ihrer Bedeutung einzuschränken. Nur sahen die Amunpriester das ganz und gar nicht so und pochten allerwegen auf ihre Verdienste, nicht wissend, dass andere Priestergeschlechter noch ganz andere Verdienste um Ägypten hatten.

Reden wir, um das zu verstehen, einmal mehr über das, was Amun eigentlich ist. Er ist ein Nomadengott aus dem ägyptisch – nubischen Grenzland, ein Gott von Schafhirten und zeigt sich in der Gestalt eines Schafbockes mit gewaltigem Gehörn und gewaltigen Hoden. Ebenso ein Nomadengott und „göttlicher Widder“ ist auch der hebräische Jahve, der zu Zeiten des Amun eine Rolle zu spielen beginnt, die irgendwann auch Ägypten zumindest tangieren wird. Amun ist aber, und das ist für uns hier maßgebend, kein genuin ägyptischer

⁵ Die Verfasserin hält sich hier bewusst nicht an die Abfolge: Sechemchet, Sanacht, Chaba und Huni, da die Zuschreibung dieser Könige in die dritte Dynastie äußerst unsicher ist und benutzt eine Abfolge in welcher die Könige Chaba und Huni der zweiten zugeschrieben werden, Sanacht als Begründer der dritten Dynastie angesehen wird.

Gott. Dass im Nachhinein behauptet wurde, er sei ebenfalls uralte, will ich nicht in Abrede stellen, aber ich beziehe es auf seine nomadische Existenz. Jedenfalls ging seine Theologie dahin, er sei der schon immer Vorhandene, bisher aber Verborgene, der Ägypten aus seiner Not zu befreien schon immer bereit gewesen wäre und nun, endlich geoffenbart, seinen Anspruch gelten mache.

Nun wurden von seinen Priestern alle Attribute eines Königs- und Reichsgottes auf ihn übertragen. Aber diese Priester, zeigte sich, hatten von der feineren Theologie der ägyptischen Religion keine Ahnung. Sie wussten davon nur, was man sich auf den Straßen erzählte und was niemandem ein Geheimnis war. Sie wussten, wie man Zeremonien abhält, wie man Prozessionen veranstaltet, wie man einen Tempel baut und ausgestaltet, wie man Priesterklassen einteilt. Darüber hinaus beherrschten sie noch einigermaßen die ägyptische Mythologie, wussten also: Osiris ist der Gott des Totenreiches, Seth der Gott des Unheils, Hathor die Göttin der Schönheit, Bastet die der Heiterkeit, Isis ist die Zauberin, Horus der Himmelsfalke und Re endlich ist der alte und entfernte Göttervater. Ptah kannten sie nur in seiner Bedeutung als Gott des Handwerks. Fast schon überflüssig, zu sagen, dass sie auch von keiner spirituellen Ordination etwas wussten. Aber vielleicht doch wichtig, weil sich sonst einige spätere Konstellationen nicht so einfach erklären.

Aber auch in der ägyptischen Königslehre sorgten die Amunpriester, nun sie ja Priester des Königs waren, für eine einschneidende Änderung. Sie führten die direkte männliche Erbfolge ein, wie sie rundum in der antiken Welt praktiziert wurde. Nunmehr sollte wie auch sonst überall, der erstgeborene Sohn aus der königlichen Ehe der Thronfolger sein. Im Prinzip ja, meinte Amenhotep, aber wenn der sich nun zum Deppen entwickelte? Sei es da nicht besser, wenn der König selbst bestimmen könne, welcher seiner Söhne ihm auf den Thron folgen und, fand er keinen, sein Wahlrecht auch auf Schwiegersöhne und Töchter, respektive auf die eigene Ehefrau ausdehnen könne? Die Priester verzogen zwar den Mund, aber sie hatten dem König wie alle Ägypter gehorsam zu sein. So konnte verhindert werden, dass das ägyptische Königtum das Schicksal der umliegenden und späteren Dynastien teilte, nämlich an mangelnder Kompetenz der Amtsträger zugrunde zu gehen.

Wenn schon nicht Deppen – einfallslose Routiniers und hier und da einen Minderjährigen oder einen in seinen Pflichten eher Lässigen mag es freilich noch auf dem Thron Ägyptens gegeben haben. Nur waren sie umgeben von einer nun schon uralten Priesterkaste, die ihrerseits einen nun bereits mehrfach krisenerprobten Verwaltungsstab beaufsichtigte, auf welchen die Amunpriester kaum Einfluss bekamen. Die repräsentativen Ämter lagen zwar in ihren Händen, aber die „Drecksarbeit“ machten die Anderen und sie machten sie in dem Sinne, dass Ägypten in wessen Händen auch immer gemäß sei-

ner Bestimmung funktionieren konnte. Was geschah, wenn das einmal nicht der Fall war, wenn diese ordinierten Beamten „streikten“ und andere „ranließen“ werden wir noch sehen.

Die Amunpriester allerdings sonnten sich in ihrem Ruhm und es fiel ihnen nicht ein, für etwas Anderes als den Wohlstand ihres Gottes – und damit verbunden den eigenen – zu sorgen. Das trug von Anfang an nicht zu ihrer Beliebtheit bei, denn von Ptah und Ra her waren die Ägypter etwas Anderes gewohnt. Amun behielt nur die Tempelfarmen, die Werkstätten und die Krankenhäuser schaffte er sich vom Halse, ebenso die Hochschulen. Er repräsentierte das Königtum, nicht das Volk Ägyptens. Aber dass die Reichsgötter immer gerade für das Volk Ägyptens da gewesen waren, das war den Neuen schlechtweg unbekannt und die Ptahpriester beeilten sich nicht, ihnen das zu eröffnen. Denn die sahen rasch, dass es mit den Neuen nicht weit her war, und gedachten, dies zu ihrem und dem Nutzen der verborgenen Lehre zu brauchen. Also dienerten sie artig vor den neuen Tjaten und was da noch umherlief, und dachten sich ihr Teilchen. Denn sie fühlten sich zu Recht unentbehrlich und Amenhotep dachte nicht daran, auch nur ein Quäntchen an diesem Sachverhalt zu ändern.

Die Ptahpriester entwarfen dem neuen Gott sogar die Theologie. Sie ließen ihn aus einem Ei geboren werden... neckische Bezugnahme auf die „Transformation“ Ägyptens am Ende des Alten Reiches. Das wollte sagen: er kam erst, als alles Wichtige bereits getan war. Zur Frau gaben sie ihm eine leicht veränderte Ausgabe der großen Nut, die „Himmelsgans“ Mut, deren Name an „Mutter“ erinnerte und machten ihn damit immerhin fähig, irgendwann eine Unterweltsfahrt anzutreten⁶, und zum Sohn nicht etwa die Sonnenscheibe Aton, die behielten sie für sich, sondern deren Abglanz, den Mond, Chons. Aber die äußeren Bedingungen für einen Reichsgott erfüllt er mithin und die Amunpriester waren gar zu ungebildet. Dafür waren sie umso machtgieriger und verlangten in allen Tempeln Gastrecht für Amun (was Ra und Ptah niemals gefordert hatten, sondern wo sie es besaßen, hatte man es ihnen ehrenhalber gewährt), verlangten, dass in allen großen Städten Ägyptens Amuntempel errichtet werden sollten, und vom sakralen Fünftel des Nationaleinkommens wollten sie auch den Löwenanteil für sich haben. Ihre Priester sollten überall den Vortritt genießen und in allen Tempeln anerkannt sein (was nur die Unbildung der Amunsleute wieder hervortreten ließ, denn jeder ordinierte Priester war in allen Tempeln Ägyptens daheim). Der König gestattete ihnen in jeder Residenz eines Königs einen Amuntempel zu bauen, begrenzte ihre Gier auf die Gaben des Königs selbst, den Vortritt gestattete er ihnen nur nach dem Tempelherrn und die Anerkennung bestätigte er ihnen ausdrücklich, denn als nicht

⁶ An deren Beginn er immerhin als Gottkönig ja in seine Mutter „eingehen“ müsste...

Ordinierte bedurften sie dessen. Bei sich wird er die Belohnung Amuns schon bedauert haben, aber Königswort war nun einmal Königswort.

Im Reich und im Alltag waren die von den Fremden eingeführten Rechtsvorschriften zu annullieren. Sklaverei war zu ächten – sie wurde unter Thutmosis III dann wieder allerdings modifiziert eingeführt. Die von den Fremden geschluckten Vermögenswerte waren den ursprünglichen Besitzern wieder zu erstatten, sofern das noch möglich war (es betraf zum Beispiel sämtliche Immobilien). Die mit den Fremden kollaborierenden Gouverneure und sonstige Beamte waren auf ihre Loyalität der neuen Führung gegenüber zu prüfen, und nicht zuletzt waren die neuen Waffen und Geräte, sofern noch im Lande, dem allgemeinen Heeresdienst zu überstellen. Der Kalender war neu zu fixieren und die Feste wieder zu bestimmen, die Steuerpraxis war neu zu ordnen, kurzum, der erste Amenhotep konnte sich über zu wenig Arbeit nicht beklagen, dazu kamen noch seine angestammten kultischen Funktionen. Zudem musste er nach einem Nachfolger Ausschau halten und den fand er in dem jungen Thutmosis, der ihm dann als der erste von Dreien als Schwiegersohn auf den Thron folgte.

2.1. Thutmosis I und II

Thutmosis ist nicht so sehr seiner eigenen Leistungen wegen bekannt geworden, sondern wegen seiner Familienpolitik. Denn er hatte mit seiner Gemahlin eine schöne und kluge Tochter – aber der neue Trend bestimmte, dass der Sohn ihm zu folgen hatte und dieser Sohn, ebenfalls ein Thutmosis, war nicht eben mit den Talenten eines Königs gesegnet. So verfiel der König auf die Idee, seine Tochter mit diesem Sohn (einer Nebenfrau) zu vermählen. Er mag das in der leisen Hoffnung getan haben, dass seine kluge und durchsetzungsfähige Tochter in Wahrheit das Regiment führen möge. Aber er kam nicht mehr dazu, deren Fortschritte in der Regierungskunst zu überwachen, denn er starb unvermittelt und Thutmosis II musste mit seiner Gemahlin zusammen das Regiment fortführen. Die Königin Ahmes, die Mutter der Tochter, war wohl schon früher gestorben.

Thutmosis II wurde, das ist kein Geheimnis, von den Priestern des Amun tatkräftig unterstützt, was durchaus seine Vorteile hatte, denn seit der Vertreibung der Fremden unterhielten die Amunsleute eine Art inneren Geheimdienst und wer sie zum Freund hatte, der wusste, was sich in Ägypten gerade begab respektive konnte es erfahren, wenn die Herrschaften geneigt waren, es ihm zu sagen. Er wurde schon darum unterstützt, weil er der Erste war, bei dem sich die neue Erbfolgeregelung durchgesetzt hatte – wenn auch noch nicht so komplett wie die Priester wollten, denn gerade Ägyptens „regierende

Damen“ sollten aus dem aktiven politischen Geschehen ja verdrängt werden. Daher war die Lösung des Thutmosis I nicht ganz in ihrem Sinne, aber immerhin als ein Schritt in diese Richtung wertbar. Erst in sehr viel späteren Jahren sollten die Amunpriester begriffen haben, dass das weibliche Element in der ägyptischen Kultur auch für sie eine bedeutsame Rolle spielen konnte. Aber da wir so weit noch nicht sind, waren Spannungen zwischen der Großen Königlichen Gemahlin Hatschepsut und den Amunpriestern vorprogrammiert und sollten zur einer weiteren großen Belastungsprobe für den Geist Ägyptens werden.

Denn Thutmosis II war aller Wahrscheinlichkeit nicht das, was die Priester Amuns sich unter einem starken Herrscher vorgestellt hatten. Seine Gemahlin kam ihren Vorstellungen schon eher entgegen, aber eben ihr Intellekt verhinderte, dass Amun in ihrem Denken eine beherrschende Rolle spielen konnte. Daher versuchten sie Thutmosis im Amt zu halten –wenigstens so lange, bis er einen Sohn hatte. Den bekam er dann auch von einer seiner königlichen Gemahlinnen also Nebenfrauen. Dann aber, kurz darauf, starb er, denn er war nicht nur kein starker Herrscher, er war auch kein gesunder Mann. Er wurde krank und starb. Für seinen Sohn aber übernahm nun gerade die Person die Regierung, welche die Amunpriester zuallerletzt in dieser Funktion hatten sehen wollen: seine „große königliche Gemahlin und Schwester „nach dem Recht“ Hatschepsut. An ihr sollten die Geister sich endgültig scheiden.

2.2. Hatschepsut

Hatschepsut, mit ihrem Thronnamen Maat Ka Re, war die Tochter Thutmosis I und seiner großen königlichen Gemahlin Ahmes. Damit war ihre Position von ihrer Geburt her unanfechtbar. Ja, sie ging ihrem Gemahl darin sogar vor, denn der war nur ihr Halbbruder von einer Nebenfrau des Königs. Von ihrem Mann hatte sie eine Tochter und war damit nach altem Recht Ägyptens befugt, die Dynastie aus ihrer Hand erhaltend weiter zu geben an wen sie wollte. Thutmosis hingegen war ein Ziehkind des neuen Amunglaubens und daher gewillt, die Dynastie auf die neue Weise über den Sohn weiter zu geben. Hatschepsut stand für das alte Recht und den Geist Ägyptens. So war der Tod ihres Gatten für sie ein Tod zur rechten Zeit, denn die Anordnungen ihres Vaters sahen für diesen Fall in alter Weise die Regentschaft der Königin vor. Überhaupt hatten ja, wie wir gesehen haben, Ahmose, der Gründer der achtzehnten Dynastie, aber auch der erste Amenhotep und der erste Thutmosis den Amunsleuten keineswegs *jeden* Gefallen getan, sondern nur jene Gefallen, die sich mit dem Herkommen Ägyptens noch einigermaßen vereinbaren ließen.

Die Amunsleute konnten also gegen die Regentschaft der Hatschepsut nichts machen. Hatschepsut hinwiederum war viel zu klug, ihren Oppositionsgeist offen zutage treten zu lassen. Sie hofierte die Amunpriester wo immer sie das

angezeigt fand – erst im Nachhinein sollte sich herausstellen, dass ihre eigentliche Förderung den Anderen galt, den Kollegien des Ptah und des Atum – Re. Sie vermied jeden Eklat, jede öffentliche Herausforderung, sondern wenn sie gegen Amun spielte, dann spielte sie auch von vornherein auf Gewinn und auf die niederträchtigste Art und Weise. Sie verspottete Amun und seine Priester indem sie die Denkweisen derselben gegen sie richtete.

Warum aber war sie überhaupt Opponentin? Das ist leicht erklärt, wenn man die vorigen Kapitel aufmerksam gelesen hat. Sie war eine Frau und mit der Amunideologie war ein Element nach Ägypten hinein geraten, das ihrer Ansicht nach besser draußen geblieben wäre: die Zurücksetzung der Frau im Königsamt. Diese Priester wussten wirklich gar nichts von den Grundlagen ägyptischen Königtums und daher nimmt es nicht wunder, wenn Hatschepsut sie als ideelle Kraft nicht ernst nehmen konnte. Sie wollten Ägypten zu einer orientalischen Despotie machen, in der die Herren alles regelten, die Frauen nur existierten um deren Bedürfnisse zu erfüllen und nebenher legitime Söhne zu gebären. Nun, das war nun aber überhaupt nicht ägyptisch. Ägyptisch war vielmehr, dass Frau und Mann gemeinsam den Kosmos des Lebens ausfüllten und der Mann durch seine Bindung an die Frau als Bewahrerin desselben, als „Hüterin der Maat“ seine ganze Bedeutung empfing. Nicht grundlos ging der König auf seiner nächtlichen wie auf seiner Todesreise in seine Muttergattin ein um sich als neuer Horus aus ihr und durch sie wieder zu gebären. Ohne die Frau, war seine Existenz weder im „wirklichen“ noch im geistigen Leben möglich. Sie hütete die Pforte des Lebens im weltlichen wie im geistigen Sinne. Daher war es einem Ägypter völlig unverständlich, dass eine Frau ein Mensch minderer Qualität sein sollte – hingegen wäre das Gegenteil einem Fürsten der Äthiopier oder einem Babylonier hinwiederum völlig närrisch erschienen – und von der Kultur der Äthiopier respektive der Beduinen stammten die Amunsleute ab.

Hatschepsut stand also gegen das, was diese Amunsleute unter „Zeitgeist“ und „modern“ verstanden. Aber sie stand keineswegs gegen ihr Volk, welches die Königin liebte und in gewisser Weise auch verstand. Sie war auch nicht „zurückgeblieben“, denn sie verstand die Zeichen der Zeit im Geiste Ägyptens zu lesen: Ägypten musste seine Exklusivität nun aufgeben und sich den umliegenden Völkern zuwenden, aber das sollte wiederum im Geiste Ägyptens geschehen, also auf unkriegerische, vernünftige und angenehme Weise. Vordem waren die fremden Händler – wie die Heka Chasut – nach Ägypten gekommen. Nun sollte Ägypten zu den Fremden gehen und das bedingte, dass Ägypten die Fremden in ihrem eigenen Lande kennen lernte.

Ferner hatten die Könige Ägyptens sich nach ihrem Tode sorgsam von ihren Untertanen abgeschottet – sie hatten sich in verborgene Höhlen unter die Erde

oder ins Innere künstlicher Hügel geflüchtet, damit die Sterblichen ihnen nicht zu nahe kommen sollten. Nur eine Handvoll auserwählter Beamter sollte ihnen noch nahen um die Opfer zu vollziehen, die sie im spirituellen Dienst für Ägypten benötigten. Auch das sollte sich ändern: weithin sichtbar wollte Hatschepsut ihr Grabmal haben, umgeben von einem weitläufigen Park wie die Gräber der Uralten es gewesen waren.

Dazu, ein solches Grabmal zu errichten musste jemand aber erst einmal die Gelegenheit haben und diese Gelegenheit hieß: rituelle Krönung mit den „beiden Mächtigen“ der roten und der weißen Krone. Rein rechtlich war das nicht so ohne weiteres möglich, denn den konkreten Rechtsstand bildete ja nicht ein Machtvakuum, auch war der Thron nicht vakant, sondern Thutmosis, der Sohn des Thutmosis und seiner Nebenfrau war nach neuem Recht König und Hatschepsut war nur Regentin für diesen König. Allein und absolut zu regieren, würde etwas völlig Neues bedeuten – für die meisten Ägypter jedenfalls. Nur wenige wussten noch, dass einst eine Königin an der Spitze eines ebenfalls aus Frauen bestehenden Staatsrates die Geschicke Ägyptens bestimmt hatte. Aber dies alte Ägypten war nicht der moderne Staat, dem Hatschepsut als Regentin vorstand und als gekrönte Königin vorzustehen wünschte. Man musste die Dinge neu und mit Augenmaß angehen.

Dass Hatschepsut dies getan hat, steht außer Zweifel. Sie eroberte den Thron nicht im Sturm, sondern mit Hilfe einer List. Sie stellte sich den Amunpriestern nicht etwa in den Weg, sondern benutzte sie und ihre Vorstellungen sozusagen als Stufen zu diesem Thron. Sie schlug sie mit deren eigenen Waffen. Zunächst mag sie ihnen die listige Frage gestellt haben, wer denn nun Ägypten regiere – ein Kindkönig oder derjenige, welche die tatsächliche Arbeit tat. Darauf gab es natürlich nur eine Antwort: der die Arbeit tat. Die zweite Frage mag gewesen sein, ob Amun denn nur Söhne habe. Das wisse man nicht genau, mag die Antwort gewesen sein, aber da er alle Götter aus sich habe hervorgehen lassen, sind wohl auch Töchter dabei. Die dritte Frage mag gelautet haben: sind diesen Töchtern nur mindere Ränge anvertraut worden? Die Antwort konnte wiederum nur Nein lauten, denn einige der wichtigsten Gestalten in der königlichen Ideologie und einige der bedeutendsten kosmischen Kräfte sind in der ägyptischen Religion eindeutig weiblicher Natur. Nachdem dies – man kann vermuten mit gleichzeitige protokollarischer Aufnahme – geklärt war, verlangte Hatschepsut die Krönung für sich. Den Protest der Priester, so etwas habe es noch nie gegeben, wischte sie beiseite und wies auf die unterschriebenen Protokolle: es mag Derartiges noch nicht gegeben haben, aber untersagt war es keinesfalls. Auch das konnte ihr nicht bestritten werden. Sie verzichtete daraufhin, den Priestern mitzuteilen, was sie von ihrer Mutter und Großmutter wusste und die von ihren Ahninnen erfahren hatten: dass es so etwas durchaus gegeben und Ägypten vielmehr in seinen ersten Zeiten keine Könige gekannt hatte. Dann

ließ sie auch noch die Wissenschaften aufmarschieren, die schlüssig darlegten, dass es Ägypten unter der Herrschaft von Frauen stets am besten gegangen wäre – und sollte es nicht ganz so gewesen sein, auch damals redeten die Wissenschaftler dem zum Munde, der sie bezahlte.

Kurzum, sie schlug die Priester auf der ganzen Linie und das nicht mit Machtworten, sondern mit von ihnen unbestreitbaren Tatsachen. Zum Trost versprach sie, Amun eine Kapelle zu errichten. Da das wegen der Opferdienste wiederum eine zusätzliche Einnahmequelle für Amun bedeutete, konnten dessen Priester nicht gut anders als einverstanden zu sein. Aber sie wussten nun, was ihnen in etwa bevorstand und konnten vorderhand zumindest nichts dagegen machen, denn ihr Hoffnungsträger Thutmosis (III) war wirklich noch zu klein als dass die Ägypter ihn als ihren Herrscher ernst genommen hätten. Warum, hätten sie gefragt, herrscht dann nicht ein anderer erwachsener König über uns – einer, den Hatschepsut bestimmt indem sie ihn heiratet?

Die Frage aber ist, warum die Priester des Amun Hatschepsut in diesem Augenblick nicht stürzten und, Kind hin, Kind her, den Thutmosis als Ersten einer neuen Dynastie in den Sattel hoben? Damit wäre für die Ägypter das Herkommen gewahrt geblieben und sie hätten Vorteil daraus gehabt, mittels eines Kronrates von ihren Gnaden zu regieren. Der Grund warum sie verzichteten war: ihre Rolle als herrschende Priesterkorporation war noch denkbar ungefestigt. Es ging viel weniger darum, ob sie einen König stürzen könnten oder eine Regentin, das war relativ leicht. Aber sie waren sich noch nicht sicher, ob sie dann gegen die anderen Korporationen würden bestehen können – was Ptah und Atum, die beiden bisher stärksten, anging war das eher zweifelhaft. Sie mussten also gehorchen, aber wir werden sehen, dass sie sich diese Geschichte durchaus merkten.

Zunächst freilich passierte nichts, was sie erfreut hätte. Hatschepsut wurde in sakraler Form gekrönt, das heißt sie erhielt die Sechemti, die „beiden Herrinnen“ und die übrigen königlichen Insignien zugestanden, man zelebrierte eine feierliche Liturgie in der alle Götter, insbesondere aber Amun, sie als König Ägyptens willkommen hießen, Amun darüber hinaus als sein leibliches Kind. Ach, was muss das die Priester desselben gekostet haben... die doch so erpicht darauf gewesen waren, Thutmosis an dieser Stelle zu sehen. Hatschepsut, die den Thronnamen Maat Ka Re annahm, war selbst noch jung und es bestand kaum Aussicht, dass Thutmosis den Thron jemals einnehmen werde, den sie nun bestiegen hatte. Sein Schicksal mochte ihnen wie das des gegenwärtigen Kronprinzen Charles erschienen sein – vorhanden um übergangen zu werden. Sie konnte darüber hinaus heiraten und den Thron an ihre eigenen Erben weitergeben – niemand konnte sie hindern.

In ihrer unmittelbaren Nähe befand sich ihr Tjaten (Regierungschef) Senenmut, ein Mann aus kleinen Verhältnissen, aber ein Mann ihres Vertrauens. Ob er Priester gewesen ist, wissen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich. Denn mit ihm zur Seite neigte Hatschepsut entschieden zur Politik des Ptah – Kriege zu meiden, Künste und Wissenschaften zu fördern, auf die Wirtschaft ein wachsames Auge und auf die Zufriedenheit des Volkes acht zu haben. Die Künste und Wissenschaften aber waren am besten durch Staatsaufträge zu fördern und solche gab es nun wieder in reichem Maße. Der wichtigste galt dem Begräbnishaus der Königin, zu dem sie sich nach einigem Zögern entschloss. Das Zögern ist uns bekannt durch die mehrfachen Anläufe welche sie machte ehe sie sich zum Bau des kolossalen Ensembles von Deir El Bahri entschloss. Senenmut führte Regie bei diesem Bau und wird sich wohl auch immer ein wenig in den Fußstapfen des großen Imhotep gesehen haben, der für seinen König ebenfalls das Amt des Tjaten und das des Hofarchitekten bekleidet hatte. Aber es sollte sich herausstellen, dass Senenmut wohl ein guter und kreativer Architekt und ein guter Baumeister gewesen ist, jedoch kein neuer Imhotep. Denn Senenmut machte verhängnisvolle Fehler, aber zu denen kommen wir noch.

Zunächst einmal nützte das Gespann Hatschepsut – Senenmut dem Land un-
gemein und ungemein waren denn auch die Ehren der Königin für ihren Kanzler. Er durfte sich mit der Tochter Hatschepsuts von Thutmosis II auf einem Hocker abbilden lassen – eine Ehre, die sonst nur Mutter und Kind zukam. Dass Hatschepsuts zweite Tochter von ihm war, darüber kann kaum Zweifel bestehen. Die beiden waren also in mehrere Hinsicht ein Gespann – allerdings hat Hatschepsut ihren Geliebten nicht nur nicht geheiratet, sie hat ihn zuletzt mit allem „Kling und Kloria“ verstoßen. Um die Wirtschaft anzukurbeln, die nach der langen Zeit der Fremdbestimmung etwas durchhing, organisierte die Königin eine „Staatsexpedition“ zu den Nachbarn im Süden, denn die im Norden und Osten kannte man nun und unterhielt zu ihnen zwar ordentliche diplomatische Beziehungen (ohne solche kamen Staaten auch damals schlecht über die Runden), aber größeren Eifer entfaltete man nicht im Umgang mit denselben. Im Westen aber war nichts zu holen. Die Sahara bildete eine fast unüberwindbare Barriere zwischen Ägypten und den Kulturen des Maghreb und den sich entwickelnden libyschen Staaten entlang der Cyrenaika. Allerdings nur fast – denn neueste Forschungen haben ergeben, dass es sehr wohl gut ausgestattete ägyptische Karawanenpisten durch die Wüste gab. Allerdings liefen diese Strecken eher von Oase zu Oase und hielten sich im Großen und Ganzen mehr am Rand des Sandozeans. Der hatte in den Jahrtausenden trotz aller Gegenwehr beträchtlich zugenommen. Aber noch lagen die Ebenen des Sudan nicht völlig unter dem Sand begraben, sondern bildeten an vielen Stellen noch weite Savannen, durch welche die Fluten des Nilstroms

sich wälzten. Aber nicht durch diese Savannen wollte die Königin ziehen, sondern einesteils bequemer, andernteils auch schneller und sicherer übers Meer. Große Ruderschiffe mit aufgesetzter Takelage wurden gebaut, breit, robust und natürlich im Gegensatz zu den Strombooten, auf Kiel schwimmend. Diese Schiffe konnten zwar nicht vor dem Wind kreuzen, aber sie konnten in Küstennähe fahren. Sie waren im Übrigen so gebaut, dass sie auch Flüsse hätten befahren können – aber zur Not hatte man Boote dabei. Sie überstanden wohl auch den einen oder andern Sturm mit dem man auch in Küstennähe rechnen musste – und sie waren schnell genug, vor einem drohenden Unwetter noch eine Bucht zu erreichen – wenn nicht mit Wind- dann mit Armkraft.

Zudem war es nötig, dass die Schiffe zusätzlich zur Gerät-, Proviant- und Menschenlast auch noch Handelslasten trugen. Man wollte schließlich vor den Völkern die man antreffen würde nicht als mittelloser Fremder dastehen. Ferner war Stauraum nötig – die Expedition brachte nicht nur, sie wollte auch mitnehmen. Für eventuell aufzunehmende Passagiere musste ebenfalls Logis zur Verfügung stehen. Kurzum, die Flotte der Hatschepsut übertraf nicht nur alles bis dahin in Ägypten Gewesene, sie dürfte auch, vielleicht nicht in der Anzahl der Schiffe, aber in der Ausstattung und in deren Qualität die (eventuell vorhandenen) Flotten der umliegenden Völker – die der Phönizier vielleicht ausgenommen – übertroffen haben.

Über die Route der Expedition gibt es verschiedene Vermutungen, man suche sich jeweils die zur eigenen Kulturtheorie passende heraus. Sicher ist aber, dass die Beauftragten der Königin – sie selbst hat an der Reise wohl eher nicht teilgenommen – sich in der Gegend um das Horn von Afrika herum getrieben haben. Das war eine sehr sinnvolle Richtung, denn in den anderen Richtungen stand man in Gefahr, mit den Interessen anderer Staaten zu kollidieren: das Mittelmeer gehörte den Kretern und den Phöniziern, der „fruchtbare Halbmond“ gehörte zum Einflussbereich Chattis und Babylons, am und um den Persischen Golf dominierte der Handel mit Indiens frühen Kulturen. In der westlichen Wüste war außer Salz nicht viel zu holen, außerdem war sie „Totenland“ und daher tabu (wer stört schon gern die Totenruhe) der Niger und seine Königreiche lagen allzu fern. Aber zum Horn von Afrika kam man mit guten Schiffen relativ schnell und zudem umschiffte man auch noch die nubischen Lande, zu deren Bewohnern man nicht durchweg, aber immer wieder in einem gespannten Verhältnis stand. Man kann sagen: Hatschepsut wollte, neben dem wissenschaftlichen Interesse, auch die Nubier als Zwischenhändler für in Ägypten begehrte Güter ausschalten.

Aber Hatschepsut hatte durchaus noch mehr vor. Sie wollte nämlich vor allen den Vorteil einer friedlichen Handelsmacht Ägypten vor der Kriegsmacht Ägypten beweisen. Dazu hatte sie allen Grund, denn ihr Halbneffe Thutmosis,

der Hoffnungsträger der Amunpriester, gebärdete sich je älter er wurde, immer martialischer und die Amunpriester redeten ihm selbstverständlich nach dem Munde. Daher wollte sie unkalkulierbaren Konflikten aus dem Wege gehen und wandte sich dem eigenen Hinterland zu. Bis zum äthiopischen Hochland war durch die Nubier in etwa bekannt, was man finden würde, aber dahinter lag eine Terra incognita. Diese friedlich zu erkunden und an sich zu binden, sich zur Vormacht Afrikas zu machen, das mag in Hatschepsuts Absicht gelegen haben. Ferner lag in ihrer Absicht, den südlichen Nachbarn Nubien auf diese Weise strategisch zu umfassen und zu neutralisieren, denn Nubien war stets ein Risiko. Zumeist lag es still und friedlich, aber von dort her musste man immer und konnte man immer böser Überraschungen gewärtig sein. Rings indes umgeben von ägyptischen Interessensphären war sein Handlungsspielraum nicht mehr allzu groß. Zum Dritten legte damit das Königtum (als Institution, nicht etwa Hatschepsut persönlich) ein Monopol auf bestimmte Fernhandelsgüter – welche genau, das würde man erst nach dem Abschluss der Expedition und der Art der geschlossenen Handelsverträge sehen können. Aber dieses Monopol sicherte, dass niemand nach der Art der Heka Chasut Ägypten mit Hilfe des Handels würde überrumpeln können. Viertens sorgte man dafür, die Begehrlichkeiten Anderer aus dieser Himmelsrichtung möglichst klein zu halten. Denn Ägypten trat zwar friedlich in Erscheinung, aber es verhehlte nicht, dass es stark war und notfalls auch anders konnte – die Flotte hatte auch starke militärische Mannschaft an Bord. Keineswegs ging man in jenen Tagen sozusagen mit einer Blechbüchse und einer Lupe in den Urwald, sondern eine königliche Forschungsreise war gut gedeckt. So verbreitete sich mit der Nachricht, dass ein solches Reich existierte zugleich auch die, dass dieses Reich militärisch bestens instand und ausgerüstet sei, fähig, jedem Eindringling zu trotzen.

Aber nicht nur durch diese Forschungsreise – die sie minutiös auf den Wänden ihrer Weihestätte dokumentieren ließ - machte Ägyptens Königin ihren Namen unsterblich, sondern auch durch diese selbst. Weithin sichtbar lagern sich deren Terrassen an den Felsen und hinter diesen Terrassen öffnen sich weite Hallen ins Innere des Berges, deren eine Flucht ihren Totentempel enthält. Zugunsten dieses Bauwerkes ließ sie das Familiengrab, des Grabes KV 20 im Tal der Könige, das seines weiteren Ausbaus harrete, unvollendet. Nur die Grabkammer mit ihrem Sarg und dem ihres Vaters Thutmosis I wurde ausgebaut. Genau gegenüber seinem Eingang aber entstand auf der andren Seite des Tales ihr Totenmonument in einer bis heute faszinierenden Eleganz, vor der seine Mächtigkeit zurücktritt. Man darf es sich nicht so kahl und in einer vegetationslosen Gegend vorstellen wie es heute erscheint. Vielmehr lagen seine Terrassen in einen lichten Park gebettet und boten insgesamt gerade aus der Fernsicht einen überaus lieblichen Anblick. Sie waren auch nicht von der Farbe

des nackten Steins, sondern schön bemalt wetteiferten sie mit dem Grün, den Blumen und dem - auf keinen Fall zu vergessenden - Wasserbecken um Aufmerksamkeit. Dieses Becken war zur Reinigung der Totenpriester notwendig. Heute ist davon nichts mehr zu sehen, denn die Wüste hat den damals savannenartigen Randstreifen der westlichen Wüste in deren Osten längst erobert.

Was aber der Wanderer unserer Tage vielleicht allenfalls als technische Leistung beachtet, stellt die eigentliche Sensation am Grabmahl der Hatschepsut dar: die Obelisk. Sie sind, links und rechts der Eingangsallee postiert, das eigentliche Bekenntnis der Königin zu ihrem Gott und dieser Gott heißt nicht Amun. Er heißt Atum Re und ist der Gott von Junu - Heliopolis. Er heißt in dieser Eigenschaft aber auch Vater des Universums und alles sehender, alles wissender Urgrund allen Seins, Feste aller Beständigkeit, Gott, dem kein anderer gleicht so viele es auch geben mag. Der Obelisk ist Sinnbild dieser Kraft, die aus der Erde empor wächst, das Leben auf sich nimmt und den Gott im Licht aufzeigt. Er ist das Zeichen des Gottes, den die Königin in Wahrheit verehrt. Atum Re aber ist der legitime Nachfolger des Ptah von Memphis und trägt in seiner Theologie entscheidende Züge dieses Gottes - eben jene, welche nach Imhoteps Tod und in den ihm folgenden Unsicherheiten auf Heliopolis als den nächstbefugten Kultort übergegangen waren. Hatschepsut, sehen wir, begreift sich selbst als Sachwalterin des Geistes Ägyptens - gegen die Parvenüs von Theben.

Diese Parvenüs aber waren nicht gesonnen, sich durch die - allerdings sehr höfliche - Opposition der Königin verprellen zu lassen und pflegten ihren Hoffnungsträger Thutmosis. Der war ja nun langsam auch kein kleines Kind mehr. Sie machten ihm plausibel, dass die friedliche Expansionspolitik seiner Tante Ägyptens Potenziale gefährlich unterfordere und die Begehrlichkeit der Nachbarn reize. Sie konnten ihm - von ihrem Standpunkt her sogar ehrlich - vorhalten, dass diese unvorsichtige Politik über kurz oder lang Ägyptens Existenz gefährden würde, indem sie dessen Autorität bei den Nachbarn untergrub. Dass Hatschepsut das einzig Richtige tat und jeder Ägypter ihr das eigentlich hätten bestätigen können, davon sagten sie dem heranwachsenden Prinzen natürlich kein Wort. Denn wie hatten die Heka Chasut vor noch gar nicht langer Zeit Ägypten unterjochen können? Natürlich, durch Handel. Wodurch war Ägypten aus der ersten Katastrophe gerettet worden? Durch Handel und Wandel, nicht durch glorreiche Kriege, dazu hatte es gar keine Kraft mehr. Kriege hatten die einzelnen Häuptlinge so lange gegeneinander geführt, bis zwei Drittel davon verreckt waren. Krieg erreicht nichts als Schwund und je gewaltiger umso mehr Schwund, das hatte Hatschepsut begriffen, Thutmosis und seine Amunpriester aber durchaus nicht. Krieg ist wie das opulente Essen, das den Esser zuletzt mit diversen Krankheiten ermordet. Die Amunpriester

und ihr Prinz sahen nur das Essen, welches man ihnen ärgerlicherweise vor-
enthielt – Hatschepsut, gut beraten durch ihren Wesir Senenmut, sah und be-
dachte das Ende. Die Geschichte sollte ihr Recht geben. Aber erst tausend Jah-
re nach ihrem Tod. Denn Ägypten war groß geworden und sollte noch größer
werden, ehe es an seiner Größe zusammenbrach.

Vor dem Tod Ägyptens aber kam erst einmal ihr eigener Tod – ungeklärt bis
heute, denn nach ihrem zweiundzwanzigsten Regierungsjahr schweigen die
Quellen, sie vermelden weder ihren Tod noch ein anderes Schicksal. Manche
sagen, die Königin sei verschollen, andere, sie habe sich aus dem öffentlichen
Leben selbst zurückgezogen, ihrem Neffen widerwillig aber immerhin Platz ge-
macht. Schließlich stand Thutmosis der Thron ja auch zu. Der benahm sich
zunächst einmal ritterlich gegen die Tante, die er ja nicht ganz ohne Drängen
beiseite geschafft hatte. Aber wie ist es gekommen, dass er im zwanzigsten
Jahr seiner Regierung auf einmal darauf verfiel, das Andenken seiner Tante zu
tilgen? Dafür gäbe es mehrere Gründe. Zum einen lebte die Königin im Herzen
ihrer Untertanen wohl etwas lebendiger fort als es Thutmosis (III) lieb war.
Zum andern war dieses Angedenken dem eigenen Geltungsbedürfnis wohl hin-
derlich. Angesichts der Maßnahmen, welche Thutmosis zur Finanzierung sei-
ner Kriege treffen musste, mögen sich allzu viele an die sanfte und doch so
feste wie kluge Hand der Königin erinnert haben.

Der andere Grund hängt wohl mit eher handfesten Ereignissen zusammen. Die
Königin hatte sich, das ist anzunehmen, aus dem öffentlichen Leben weitge-
hend zurückgezogen. Aber sie war noch am Leben, eine ältere, hoch geachtete
Dame. Ihr Wesir Senenmut war zwar schon lange zuvor mit allerhöchster Un-
gnade abgegangen – er hatte seine Position als Beischläfer der Königin über-
schätzt – aber seine Lehren waren in ihrem Herzen lebendig geblieben. Solange
sie lebte, kam die Opposition gegen Amun und seine Pläne nicht zur Ruhe, die
von den Priestern des Atum Re und denen des Ptah getragen wurde. Gegen
diese Leute konnte auch ein Thutmosis nicht ungestraft vorgehen. Denn sie
waren recht selbständige und eigenwillige Untertanen, deren geistiges Potenzi-
al zu unterschätzen ein schwerer Fehler sein mochte. Thutmosis aber hatte
nun vor, sich mit seinen modernen Streitkräften ins Spiel der großen Politik
einzumischen. So nahm Thutmosis der Opposition die Ikone – er ließ die
längst emeritierte Dame ermorden. Zum Vorwand dafür diente ihm die Wahr-
heit: Hatschepsut stellte sich gegen die königliche Macht. Und weil dem so war,
hatte er das Recht ihr Andenken als das einer Verräterin auszulöschen. Er ließ
sie noch in ihrem Sarg bestatten – aber dieser Sarg stand schon nicht mehr in
ihrem Monument, sondern neben dem ihres Vaters Thutmosis I. In ihrem Mo-
nument ließ er ihre Namen und Bilder ausmeißeln. Dabei übersah er aber ihren
Thronnamen Maat Ka Re. Ich denke, er hat ihn nicht übersehen, sondern er
hat, da sie ihm nicht mehr im Wege war, ihren Königsnamen gelten lassen

wollen. Denn wenn er nicht wenigstens diesen gelten ließ, konnten die Götter sehr böse werden. So aber merkten sie den Mord vielleicht nicht, denn als Königin war Hatschepsut doch längst schon gestorben.

Wer ihn wohl merkte, das waren die um Hatschepsut versammelten Priestergilden. Sie merkten nicht nur ihn, sondern auch das Bestreben des Königs, mit dem Mord offiziell nicht in Verbindung gebracht zu werden. Er tilgte nur das Andenken seiner Tante als einer lang schon Hingegangenen, deren Unterschleife im Nachhinein offenbar geworden. Oder, zweite und wahrscheinlichere Möglichkeit, der König wollte sehr wohl in Verbindung mit dieser Tat gebracht werden, da er eine Hochverräterin zu richten hatte. Aber die ihn beeinflussten, die Priester des Amun, wünschten aus gutem Grund im Schatten zu bleiben. Denn das Volk Ägyptens war ihnen und ihrer Raffgier nicht gut gesonnen und seine Reaktion auf eine solche Einflussnahme war, wurde sie bekannt, unkalkulierbar. Noch war Amun nicht so stark, dass er gegen ganz Ägypten hätte antreten und gewinnen können.

Die alten Priestergilden aber sahen, dass es nun um den Tod er weiland Königin zu der längst fälligen Entscheidung um die Zukunft Ägyptens kommen musste. Sie zitierten die Amunpriester vor das Gottesgericht. Dem konnten sie sich nicht weigern, denn andernfalls wären sie sofort der Feme verfallen. Da ging es um viel mehr als nur um die Mitschuld an Hatschepsuts Tod – da ging es darum welcher Weg von dem Unnennbaren, Unsichtbaren angenommen wurde und welches Schicksal er Ägypten bestimmte. Ein solches Staatsorakel war seit alten Zeiten nicht mehr praktiziert worden, aber die alten Gilden wussten noch sehr wohl, wie es vonstatten ging. Als Ort wurde der neue Tempel des thebanischen Amun bestimmt und die alten Gilden hatten dagegen nichts einzuwenden.

Eigentlich war ein Staatsorakel eher ein Kongress als eine mystische Veranstaltung: die Betreffenden brachten ihre Meinungen vor und begründeten sie. Die Urheberschaft am Mord an der Königin war bald erwiesen, denn die Amunpriester, vertreten durch den Hohenpriester von Theben, leugneten nicht. Ein Staatsorakel war kein Halsgericht und sie genossen ohnehin Immunität. Den Vorsatz, auf Ägyptens Untergang hin zu arbeiten, leugneten sie aber mit Entschiedenheit. Darin waren sie auch grundehrlich – nichts lag ihnen ferner, als sich selbst die Pfründe zu entziehen. Die alten Gilden, vertreten durch die Hohenpriester von Junu und Memphis samt Gefolge, konnten sich ihrer Argumentation so ohne weiteres auch nicht entziehen und wurden unsicher. Es ging hin und her, bis man beschloss, den Gott selbst zu befragen. Nun wurde die Angelegenheit allerdings sehr mystisch und selbstverständlich hielten die Amunpriester dagegen und wollten auch ihren Gott erscheinen lassen.

Der Unnennbare erschien und er erschien in der Gestalt, welche er zuletzt unter Menschen angenommen: in der Gestalt Imhoteps. Damit gab die Priesterschaft des Ptah ihr Geheimnis preis, aber so etwas hatten auch die Priester des Re längst vermutet und nur die Amunpriester dürften von dieser Richtigstellung der Positionen unangenehm berührt worden sein, denn die war nicht ganz nach ihrem Geschmack ausgefallen. Der Unnennbare, in Gestalt Imhoteps, bekräftigte die Meinung seiner Priester, dass Gewalt nach außen, aber auch nach innen, als Mittel der Herrschaft Ägyptens Untergang wäre, denn genau um diese Gewalt langsam aus der Menschheit heraus zu filtern sei Ägypten der Modellfall. An ihm sollte und das in immer größeren Dimensionen, der Menschheit gezeigt werden, wie sie ihre materiellen wie spirituellen Strukturen sozialisieren sollte, damit das Beste für sie erreicht werden könne. Imhotep hielt den Priestern keine ermüdende Rede, sondern zeigte ihnen was sie wissen sollten in unmissverständlichen Bildern mit nur sehr knappen Erläuterungen, denn das alte Ägyptisch, welches er sprach, verstanden zwar die Gilden, aber nicht die Amunpriester. Die sollten aber ohne Übersetzer verstehen, worum es ihm ging und daher beschränkte er sich auf Formulierungen, welche durch die Zeit einigermaßen unverändert überkommen waren.

Den Amunpriestern, kann man sich denken, fielen angesichts dieses Ereignisses die Kinnladen herunter und sie bekamen einen Begriff von der Macht dieser Gilden. Sie wussten auch, dass sie dem nichts würden entgegen setzen können, denn sie waren zu einer solchen spirituellen Kompetenz schon darum nicht fähig, weil dieselbe nie von ihnen verlangt worden war. Sie waren in der Meinung erzogen, Opfer und Litaneien genügten, um spirituelle Macht zu erreichen und sahen nun entsetzt, wie viel ihnen zum Standard einer Reichspriesterschaft fehlte. Sie sahen, Hatschepsut hatte mit sehr viel größeren Mächten paktiert als sie jemals würden beschwören können. Sie sahen, dass diese Priester sie, wenn sie das wollten, an allem hindern konnten. Und wie kleine Geister auf solch eine Einsicht reagieren, ist bekannt. Sie fragen nicht darum nach, wie man solche Kompetenz erhält, sondern sie sinnieren auf Mord und Vernichtung derselben – selbst angesichts der nackten Wahrheit, dass dieselbe nicht zu vernichten sein wird. So wurde alles wie zu einer Gegenüberstellung mit Amun arrangiert – aber dieselbe fand nicht statt. Stattdessen wurden die Hohenpriester von Junu und Memphis samt Gefolge ermordet – von Priestern des Amun. Damit war der weitere Weg Ägyptens dann auch entschieden – die Gewalt triumphierte über den – waffenlosen – Geist. Der Raum, in dem das geschah, ist noch heute erhalten, aber dergestalt negativ geladen, dass nicht viele Besucher es lange in ihm aushalten können. Denn die Kraft der Flüche, welche die Sterbenden über Amun dachten, erfüllt ihn bis auf den heutigen Tag.

2.3. Thutmosis III

Siebzehn Jahre lang hat er auf seine Zeit warten müssen. Er wartete im Bewusstsein, der bessere, modernere Herrscher zu sein anstelle seiner altmodischen Tante. Vom Massaker im thebanischen Tempel hat er nie etwas erfahren. Er hätte es wohl nicht ungeahndet gelassen, denn ein unehrenhafter Mensch war er nicht. Was immer er tat, er tat es in der Überzeugung, das Beste für sein Land zu tun. Als er endlich frei war, seine Herrschaft auszuüben, stürzte er sich mit Begeisterung ins weltpolitische Spiel seiner Zeit. Er schlug die Hethiter bei Megiddo und trug den Krieg als einen phänomenalen Siegeszug bis an die Ufer des Euphrat. Arabien, Syrien, Phönizien, Palästina, Libyen und Nubien gehörten unter seiner Herrschaft zum ägyptischen Reich oder waren dessen Einfluss wehrlos ausgeliefert. Er verschönerte Theben und baute für Amun wie für andere Götter gewaltige Tempel, er füllte die Schatzkammern des Amun mit unermesslichem Reichtum und spendete darüber hinaus dem Reichskult, der ihn an die Macht gebracht und darin sicherte, was immer er an Grund und Boden, an Lebensmitteln und Opfertieren erübrigen konnte. Die alten Gilden mühten sich, ihren Einfluss wenigstens in dem Maße zu erhalten in dem sie das unauffällig tun konnten und hüteten sich, Unfrieden zwischen ihm und den Amunpriestern, deren Skrupellosigkeit sie nun wohl am besten kannten, zu stiften. Sie bestellten neue Hohepriester – immerhin hatten sie Vorrat an kompetenten Leuten – und hielten still, warteten auf ihre Stunde. Derweil taten sie was ihnen zu tun übrig blieb, konzentrierten sich auf die Gelehrsamkeit, besorgten Krankenpflege und Unterricht, pflegten ihre Güter, richteten dem König das Sedfest aus. Das Festgelände von Sakkara, die nationale Weihestätte, gehörte ja ihnen. Die Thebaner hielten mit dem Opetfest dagegen, das sich mehr und mehr zu einem allägyptischen Volksfest entwickelte, an dessen Höhepunkt der König zum irdischen Vertreter des Amun wurde und das umso mehr je mehr Opetfesten er präsiidierte. Heute noch sind Spuren dieses Festes im Kalender des modernen Ägypten gegenwärtig.

Dass Ägypten unter den vielen siegreichen Kriegen immer mehr von seiner eigentlichen Kraft verlor, merkte der König nicht, denn diese Kraft war ihm unbekannt. Er kannte und sah die Welt und sein Land mit den gleichen Augen, mit denen auch ein hethitischer oder akkadischer König sie sahen. In diesen Augen war er äußerst erfolgreich und wenn die Kriegsabgaben die Leute drückten, so hatten sie doch auch Anteil am Gewinn, indem sie Anteil an der Verfeinerung des Lebens nahmen – freilich nicht alle die zahlten bekamen auch etwas zurück. Für viele änderte sich der Lebensstil eher zum Negativen. Sie schufen nicht mehr, aber sie mussten immer mehr hergeben und die prachtvolle Hauptstadt entschädigte nicht für den immer öfter knurrenden Magen. Aber wir hören zu dieser Zeit noch nichts von Aufständen. Das bedeutet nicht, dass es solche nicht gegeben haben kann – derartige Peinlichkeiten

verschwieg man in der Öffentlichkeit schon damals gerne. Sie mussten schon ziemliches Ausmaß annehmen ehe man sie zu bemerken geruhte – das Eingreifen der königlichen Macht musste notwendig werden. An und für sich regelten die Gouverneure solche Misshelligkeiten. Zu diesem Zweck, aber auch zur örtlichen Verteidigung gegen Nomaden und zu Polizeizwecken, geboten sie über Garnisonen.

Warum aber war das eigentlich peinlich und wurde am liebsten unter den Teppich gekehrt? Warum sind die Biographien vieler Könige und Beamter voller Erfolgsmeldungen und werden Niederlagen tunlichst verschwiegen? Nicht weil, wie zuweilen behauptet wird, die Eitelkeit der Betroffenen dem entgegen stand, sondern weil diese Dinge die Maat beschädigten. Der König hatte über die jederzeit unbeschädigte Maat zu wachen – und in seinem Auftrag hatten seine Beamten dafür zu sorgen, dass alle Angriffe auf dieselbe abgewehrt wurden – wenn irgend möglich schon im Vorfeld. Die Wohlfahrt der Ägypter hing mithin nicht von der guten oder schlechten Laune oder dem politischen Talent ihres Königs ab, sondern von einem Prinzip⁷, dem der König ebenso verpflichtet war wie jeder Staatsdiener. Dieses Prinzip war nicht manipulierbar und bedeutete in unserer Begrifflichkeit ungefähr die vollkommene Balance aller gesellschaftlichen Prozesse. Daher war die gewaltsame Unterdrückung eines Aufstandes auch nicht das Mittel der Wahl, sondern zuallererst schaute man nach einem möglichen Kompromiss. Erst wenn ein solcher nicht herzustellen war, sprachen die Waffen – dann allerdings mit aller Härte. Denn wer sich dem Geist der Maat widersetzte, verdiente jede Züchtigung, so verständlich sein Anliegen auch sein mochte. Zu Thutmosis Zeiten schienen solche Kompromisse auf dem Hintergrund langer Pflege der Maat noch möglich – erst später mussten immer öfter die Waffen sprechen, weil die Staatsdiener – oft nicht mehr Kinder der alten Götter – immer leichter die Contenance verloren. Aber noch hatte Ägypten genug Ressourcen, um Kompromisse nicht nur anbieten, sondern auch verwirklichen zu können. Bis zu den Tagen des vierten Amenhotep sollte das der Fall sein.

⁷ Es gab ein ähnliches Prinzip übrigens in allen alten Großmächten – nur war es in keinem anderen Land derart tief in der Mentalität verankert wie in Ägypten. Auch die übrigen alten Könige feierten ihre Taten nicht aus persönlichem Ehrgeiz sondern im Bewusstsein, dass sie im Angesicht ihrer Götter handelten und zu deren Ehren. Allerdings waren sie in der Lage, auch einmal eine persönlichere Angelegenheit als solch einen „Gottesdienst“ zu verstehen und so das Recht zu beugen. In Ägypten war das anders: der Maat konnte man nicht opfern, sie nicht im Nachhinein versöhnen, denn sie war keine wesenhafte Gestalt – sie war ein Alles in Allem. Es gab in ganz Ägypten nicht einen einzigen Tempel der Maat, obgleich sie in allen Gastrecht besaß, denn ganz Ägypten war in Wahrheit ihr Tempel. Marduk konnte man hingegen ein paar Stiere mehr genehmigen und machte ihn sich so wieder geneigt...

Im Ganzen kann man also sagen, dass der Wurm, welcher von jetzt an Ägyptens Wurzel benagte, noch geraume Zeit nagen konnte, ehe sich die ersten Schäden am Baum zeigen würden. Die Zeit des großen Thutmosis erschien den Ägyptern und der Welt als kometengleiches Erscheinen einer neuen Weltmacht, die sich, vollendet, unverzüglich an die Spitze der bis dahin bekannten Mächte stellte und ihren Platz behauptete. Seinem Nachfolger, Amenhotep II, hinterließ Thutmosis III als er hoch betagt das Zeitliche segnete, eine zuvor nie dagewesene Machtvollkommenheit, einen straff organisierten Staat, reiche Bodenschätze, ein bestens geschultes, modernes Heer, eine blühende Wirtschaft, kurzum es musste für diesen eine wahre Wonne sein, an der Seite Amuns dieses Ägypten zu beherrschen.

3. Vormacht Ägypten

3.1. Die Dynastie der Amenhotep

Lasst uns einige Schritte zurückgehen. Der erste Amenhotep taucht auf, als Ägypten gerade erst von den Heka Chasut befreit wurde. Vom zweiten Amenhotep, dem leiblichen Sohn des dritten Thutmosis, weiß man nicht viel. Aber was man weiß, lässt einen zuweilen an Leute vom Schlage eines Diokletian denken. Dies allerdings weniger im Hinblick auf vielleicht fehlende Kompetenz⁸ als im Hinblick auf die Ausübung von Befugnissen. Er scheint seine unbeschränkte Herrschaft über Ägypten im Sinne orientalischer Herrscher – seiner Kollegen – verstanden zu haben. Außenpolitisch wahrte und konsolidierte er den Status Ägyptens als Weltmacht. Innenpolitisch machte er klar, dass seine Anordnungen wie immer sie ausfielen, als göttliche Offenbarungen behandelt und durchgesetzt zu werden hatten. Amenhotep, der Machtmensch, der Gott in Menschengestalt, diskutierte nicht. Er diskutierte nicht einmal mit Amun, denn er war diesem als Gott unbedingt ebenbürtig ja ihm gegenüber im Vorteil. Amun erfuhr, was er zu erfahren hatte, nur durch den König. Die Priester wandten sich schockiert von ihm ab, aber ihm machte diese Abkehr nicht das Geringste aus. Sie waren nur Diener dessen, der sein Bruder und Vater war. Die nicht freiwillig gehorchen mochten, zwang er zum Gehorsam. Auf den wenigen Bildern, die wir von ihm haben, erscheint er kräftig, energisch und aller Grübelelei abgeneigt.

Aber was können wir überhaupt von den Bildern der ägyptischen Könige entnehmen oder nicht entnehmen? Sind es nicht von vornherein festgelegte Standards, die uns da entgegen scheinen? Das sind sie wohl, das sind alle Bilder der ägyptischen Kunst. Aber es gibt mehrere Standards für alle möglichen Gelegenheiten und wer sie kennt, kann aus dem Bild eines Königs die verwen-

⁸ Diokletian hatte zum Beispiel sehr wohl die Kompetenz das römische Reich zu führen. Nur wie er es tat, macht ihn auf immer zum blutigen Tyrannen.

ten Standards lesen und verstehen, was das für ein König gewesen ist. Die ägyptische Kunst erzählt mit ihren Standards, die man wie Schriftzeichen lesen kann, unendlich viele Geschichten über unendlich viele Leute. Die Wahl der Standards war nicht den Bildhauern überlassen, sondern der König selbst oder die Beamten, denen entsprechend die Ehre eines Grabes oder eines Denkmals zuteil wurde, bestimmten, wie sie für die Ewigkeit erscheinen wollten. Das war schon lange so ehe der zweite Amenhotep zu regieren begann und es blieb auch so – auch der Ketzerkönig erwies den Standards als solchen seine Reverenz, er entwickelte lediglich neue. Ob also eines Königs Gesicht athletisch oder gar holzschnittartig, ob es fein und weich ist, ob seine Gestalt eher einem Block oder eher einer Pflanze an Geschmeidigkeit gleicht, ob er schreitend, stehend oder sitzend abgebildet ist, allein oder in Gesellschaft – all das erzählt eine Geschichte – dazu kommen noch die verschiedenen Szenen: im Streitwagen, auf der Jagd nach Großwild oder nach Vögeln, mit der Königin, beim Empfang oder beim Entgegennehmen der Tribute – all das berichtet uns vom Leben dieses Königs. Es berichtet auch stets mehr als dargestellt wurde – im Zweifelsfalle und wenn es darauf ankommt, ergänzen Bildzeichen das Bild und gestalten es aus. Es ist wichtig, welcher Gott und welche Göttin in Gemeinschaft mit ihm abgebildet werden, in welchem Größenverhältnis sie zu ihm stehen, ob sie ihn bei der Hand halten oder an der Schulter... kurzum, die ägyptischen Bildhauer waren in diesen Dingen geradezu ekelhaft pedantisch. Kreativität und individueller Stil waren wenig gefragt, sondern verlangt wurde handwerkliches Können plus Vertrautheit mit der Sprache der Standards. Wer sich in diesen am freiesten und am zuverlässigsten zugleich bewegen konnte, galt als der Beste.

Vielleicht konnten wir, weil es in diesem Buch weniger um die Geschichte der Könige Ägyptens als solche, als um deren Verbindung oder Nicht – Verbindung mit dem Geist Ägyptens geht, uns einen solchen Ausflug ins Reich der ägyptischen Kunst leisten. Selbstverständlich gab es, wie im Mittleren Reich auch Zeiten, in denen das Handwerk als solches daniederlag und die Bildwerke im Ganzen provinziell und amateurhaft anmuten – aber auch sie tradieren die Standards weiter. Amenhotep, sehen wir auf den wenigen Bildern die wir kennen, ist der seiner Herrschaft sichere, hundertprozentig souveräne Fürst, der sich unter keinen Umständen von jemandem dreinreden lässt und dessen Zorn man besser nicht erregt. Er ist sozusagen im Purpur geboren und groß geworden, er kennt nichts anderes und lässt nichts anderes gelten als Unterwerfung. Dabei ist er mit Sicherheit kein finsterer Tyrann gewesen – sein Bild verrät durchaus Verbindlichkeit im Umgang mit Menschen, nur – diese Menschen durften ihm nicht widersprechen, sofern sie Untertanen des Nesut waren – wie er sich fremden Gesandten gegenüber benommen hat, ist nicht überliefert, aber hier kann man wohl auf die lächelnde Verbindlichkeit dieses

Antlitzes vertrauen. Im Großen und Ganzen hatte der zweite Amenhotep nicht viel mehr zu tun als das anvertraute Erbe zu bewahren und das hat er getan. Er übergab den Staat seinerseits an einen weiteren Thutmosis, den vierten auf dem Thron und unter den beiden Herrinnen, der auch nichts tat als ihn zu stärken, zu schützen und zu bewahren und zu gegebener Zeit an seinen Sohn (nunmehr wirklichen Sohn) einen dritten Amenhotep, zu übergeben. Von ihm wissen wir mehr, denn er hatte einen Sohn, von dem wir so gut wie alles wissen – und ein etwas reicheres Licht fällt daher auch auf die Eltern dieses Sohnes, nutzen wir es also aus.

Amenhotep (III) folgt um 1403 vor unserer Zeitrechnung seinem Vater Thutmosis IV im Amte nach. Zu dieser Zeit erreicht Ägypten seine größte Blüte, nachdem Thutmosis IV das bisher noch feindliche Mitanni zu einem Friedensvertrag – zementiert durch die Überstellung einer mitannischen Prinzessin ins „Frauenhaus“ des Thutmosis – hat bewegen können. Allein wird sie nicht gekommen sein – seither hören wir öfter einmal von Ehebündnissen zwischen Königen respektive Prinzen und Frauen aus dem Einzugsbereich der Babylonier, denn um Kleinkönigreiche in deren Umkreis handelt es sich. Sich ein wenig asiatisch zu geben wird „chic“, während es in den asiatischen Fürstentümern „chic“ wird á la égyptienne zu verkehren. Die Phönizier als die geborenen Handelsleute nehmen die neue Mode auf, produzieren diversen Nippes und vertreiben ihn überall als den dernier cri. Die moderne Archäologie versteht das als Einflussnahme des vorderen Orients auf Ägypten und möchte am liebsten keine ägyptische Kulturäußerung als originär ägyptisch gelten lassen. Erst neulich versuchte mir wieder jemand den mesopotamischen Ursprung des „Ankh“ einzureden und ein anderer bestand auf dessen phönizischer Herkunft. Demgegenüber erscheinen jene Vorstellungen, welche den Einfluss vorderasiatischer Gottheiten auf die ägyptische Religion behaupten schon beinahe seriös. Denn Berührungen zwischen den Götterwelten hat es durchaus gegeben. Allerdings gab es keine Übernahmen. Die vorderasiatische und die ägyptische Theologie haben nämlich grundverschiedene Wurzeln. Was nicht verhinderte und auch nicht verhindern wollte, dass an der Oberfläche derselben gegenseitige Toleranz und auch gegenseitiges Interesse herrschten. Denn der dritte Amenhotep war ein universell gebildeter und interessierter Monarch.

Der dritte Amenhotep führte keine Kriege. Er sah es vielmehr als seine Aufgabe an, das von den Vätern ererbte Großreich in sich zu festigen und dazu erschien der Krieg ihm als ungeeignetes Mittel. Vielmehr sah er die Perspektive darin, die eroberten Landstriche der ägyptischen Lebensart geneigt zu machen – und wem ist man geneigter als dem, der einem einen Zuwachs an Lebensqualität beschert und einen ansonsten stets mit Respekt behandelt. So behandelte Amenhotep die „Kleinkönige“ Vorderasiens als wären sie ihm gleichgestellt

und ließ sich, als es ihm später schlechter ging, sogar ein vorderasiatisches Wunderbild kommen, gleich als ehrte er die vorderasiatischen Götter. Er nahm ferner vorderasiatische Prinzessinnen als königliche Gemahlinnen in sein Frauenhaus auf. Er wolle, dass sie ägyptische Lebensart nicht nur ertragen sondern auch verstünden und dazu musste dieselbe ihnen freundlich entgegen kommen, nachdem klar war, dass man ihr ernstlich doch nicht widerstehen könne. Der politischen Eroberung musste die geistige folgen und diese musste in aller Behutsamkeit vonstatten gehen, wenn sie denn dauerhaft sein wollte. Amenhotep war also, wie wir sehen, alles andere als ein Dummkopf, der von seiner Frau regiert wurde – Teje, die Bürgerliche an seiner Seite, nahm ihm nur den allzeit lästigen Kanzleikram ab, empfing die Gesandten und fertigte ordentliche Botschafter ab. Amenhotep selber aber befasste sich mit den Fürsten und in der Hauptsache mit seiner eigentlichen Arbeit: die Maat in Ägypten zu wahren. Im Grunde folgte er darin den Maßgaben seiner Urgroßtante Hatschepsut, deren Namen er freilich nicht mehr erwähnen durfte – wenigstens nicht öffentlich.

Wegen der erwähnten Arbeitsteilung entstand im Ausland der Eindruck, dass nicht Amenhotep, sondern Teje die Geschäfte des Reiches besorgte und viele Archäologen haben diesen Eindruck kritiklos abgeschrieben. In Wahrheit aber waren die Arbeitsgebiete von König und Großer Königlicher Gemahlin stets sauber zwischen diesen aufgeteilt, wenn sie inhaltlich auch wechseln mochten. Wenn Teje die kleine Außenpolitik koordinierte, dann tat sie das mit Sicherheit nicht ohne das Einverständnis ihres Gatten und die „Richtlinienkompetenz“ lag in jedem Falle beim König. Die Königin war zwar die Hüterin der königlichen Tradition als solcher, der Weisheiten und des Wissens der Uranfänge, aber in der praktischen Politik trat sie nur dann hervor, wenn die Situation es erforderte. Hier erforderte die Situation, dass das neue Großreich sowohl von innen als auch nach außen gefestigt werde und so zeigte das Königtum in einzigartig effizienter Weise der Welt seine beiden Gesichter. Denn auch Amenhoteps Tun war eminent wichtig: die Befolgung aller Riten, die den Bestand des Reiches sicherten, war wichtig, die Führung eines vorbildlichen Familienlebens war wichtig, die Zwiesprache mit den Göttern war wichtig, und die Bauten, die Amenhotep errichten ließ, waren der Beitrag des irdischen Königs zum ewigen Bestand Ägyptens. Amenhotep hat viel gebaut, nicht nur seinen – schon seit der Assyrerzeit zerstörten – Totentempel. Er hat in seinen Bauten einen eigenen Stil geprägt, der den Standards der Bilder einen persönlichen, individuellen Anklang geben sollte.

Die Menschen genossen unter ihrem König den Frieden. Die Grabschriften sprechen nicht mehr von großen Siegen, sondern von friedlicher Arbeit, von Reichtum und Anerkennung, harmonischem Familienleben, kleinen Sorgen und bescheidenen Freuden. Man gab sich bürgerlich und lebensfroh. Es ist die Zeit,

in welcher selbst die von Amun errichteten Schranken zwischen König und Untertanen durchlässig wurden, Prinzen mit „bürgerlichen“ Mädchen verkehrten und der König selbst ging mit seinem Beispiel voran, denn er heiratete die Tochter eines Nicht - Beamten. Nun sind Liebesheiraten in Ägypten auch für Könige lange die Regel gewesen, erst die Amunpriester versuchten, dynastische Ehen einzuführen. Aber Amenhotep diente privat einem anderen Gott als Amun, nämlich dem Atum Re von Junu. Deren oberste Doktrin war die Weltoffenheit – und so ist es zu erklären, dass ein ägyptischer König sich eine asiatische Gottheit kommen lässt. Die Forscher, welche heute der Welt erzählen möchten, dass Amenhotep III vorderasiatischer Religiosität zugeneigt hätte, sollten sich etwas eingehender mit ihrem Gegenstand befassen statt windverweht alles aneinander zu reihen, was ihnen begegnet. Aber dazu müssten sie freilich mehr vom Geist Ägyptens wissen als ihnen auf jeder beliebigen Universität beigebracht werden kann. Von deutschen Universitäten sollten wir dabei von vornherein absehen, da auf denselben nur das Abschreiben fremder Meinungen gelehrt wird.

Amenhotep und Teje aber hatten was ihre Kinder angeht, ungeheures Pech – denn ihr erster Sohn Siamun starb schon als Knabe und so fiel die Wahl recht überstürzt auf den zweiten, Wanrija, der eigentlich für die Priesterlaufbahn von Junu vorbereitet wurde. Mit dem Bestreben, die Thronfolge nach dem alten Prinzip zu ordnen, nämlich durch die Hand der – vorhandenen – Tochter Bake-tamun, konnte Amenhotep, der Konflikte hasste, sich nicht durchsetzen. Wahrscheinlich drohten die Amunpriester für diesen Fall mit Streik und Gegenpropaganda. Wir werden sehen, dass sie zu dergleichen sehr wohl in der Lage waren. Dennoch rechnete niemand ernstlich damit, dass Amenhotep bald sterben werde – er war nicht mehr rundum gesund, aber doch auch nicht todkrank, sondern wurde nur von den normalen Unpässlichkeiten eines Fünfzigers heimgesucht. Im Gegenteil, er nahm noch kurz vor seinem Tode eine neue Frau in sein Haus auf, die mitannische Prinzessin Taduchepa. Manche sagen, hinter diesem Namen verberge sich die spätere Große Königliche Gemahlin des vierten Amenhotep, Nofretete. Sie argumentieren aus ihrem Namen: die Schöne ist gekommen heraus und schließen, sie müsse von irgendwoher gekommen sein... aber dass sie ebenso gut aus dem Nachbargrundstück gekommen sein könnte, schließen sie aus, auch, dass erfreute Eltern ihr diesen Namen geben mochten, denn das alte Ägypten war nicht unbedingt erpicht auf Söhne wie später das Christentum und der Islam es gewesen sind. Sicher ist nur: Wanrija heiratete seine Nofretete nicht erst auf dem Thron. Sondern sie stand ihm bereits zur Seite, als er sein Konzept einer Reform Ägyptens erst entwickelte. Wahrscheinlicher als eine exotische Herkunft ist ihre Abstammung von Wanrijas spirituellem Lehrmeister Eje. Von ihm wird behauptet, er sei der Bruder der Königin Teje gewesen, Nofretete dann also Wanrijas Cousine und

die Heirat der Beiden war dann absolut dynastisch, nämlich innerhalb der königlichen Familie. Nur Bruder und Schwester waren sie wohl nicht, denn ein wenig Widerstand gegen Amun durfte und sollte sein – und um Junu, das Amun ebenso wenig liebte wie Amenhotep, und ihm in allen spirituellen und sonst subtilen Dingen zur Seite stand, zu ehren, war das eine durchaus geeignete Maßnahme.

3.1.1 Die Katastrophe von Amarna

Amenhotep III starb relativ plötzlich, aber jenseits der Fünfzig keineswegs ganz unerwartet und auch nicht unvorbereitet. Sein Grab war komplett hergerichtet und alle Vermächtnisse waren längst – sicherheitshalber – bestellt. Die Thronfolge war – mit Einverständnis der Priestergilden von Theben, Memphis und Junu – geregelt. Aber während Theben hier nur bestätigte, was der verblichene König bestimmt hatte und vom Filius Folgsamkeit erwartete, wussten Junu und Memphis bereits, was auf Amun zukommen sollte und – waren sehr gespannt, wie der Neue die ihm angetragenen Aufgaben lösen werde. Klug genug war er dazu, genug gebildet auch, er kannte die Kulte von Junu und Memphis gründlich und dazu hatte er den Weitblick dessen, der die Welt aus eigener Anschauung ergründet. Denn Amenhotep IV oder wie er mit bürgerlichem Namen hieß, Wa en Re oder wie man es aussprach, Wanrija, war ein weitgereister Mann und sogar die Nachricht von seines Vaters Tod erreichte ihn im Ausland. Allerdings hielt er sich nicht zu weit entfernt von Theben auf und gelangte dann auch rechtzeitig dort ein um sich den Weihen zum König zu unterziehen. Alles ging seinen Gang, und niemand außer einigen Priestern ahnte, was für einen Floh sich die Amunpriester da gerade ins Hemd gesetzt hatten und wie er sie beißen würde.

Amenhotep begann seine Aufgabe zwar ohne Umschweife, aber sehr friedlich: er weihte nur dem Aton einen Tempel in Theben. Das konnte er ohne weiteres tun, denn jeder König hatte wie jeder Ägypter das Recht auf einen privaten Gott und dessen Verehrung. Aber schon der Bau und erst recht die Einweihungsfeierlichkeiten wurden für die Amunpriester zu einem Kulturschock. Aton erwies sich als das genaue Gegenteil Amuns: er thronte nicht in einem finsternen Gelass, sondern unter freiem Himmel wie Atum Re. Man schlachtete ihm keine Hekatomben an Vieh, sondern er liebte Blumen, frisches Brot, Früchte, kurzum alles, was darzubringen dem Dargebrachten keinen Schmerz bereitete. (Vom Schmerz der Pflanze wusste man damals noch nichts.) Er barg sich nicht in einer verschleierte Barke, sondern zeigte sein Angesicht, die Sonnenscheibe, jedem, der dahin aufsah. Er war kein rächender, sondern ein liebender und gütiger, kein ferner, sondern ein den Menschen stets naher Gott. In seiner Hand waren alle Geschöpfe geborgen. Tags schützte er sie, nachts

verteidigte er sie in der Duat gegen alles Böse, das ihnen von anderen Mächten möglicherweise zgedacht war. Denn dass es diese Mächte gab, stellte Amenhotep nicht in Frage. Er hatte sie bei seiner Ordination ja selbst kennen gelernt. Dieser gütige, den Menschen und aller Kreatur stets nahe, um alles wissende und besorgte und dennoch jedem liebevoll das Ohr neigende Gott, der für sich nichts wollte, als von den Menschen geliebt zu sein, war die rechte Alternative zu Amun – dessen Priester begriffen, worauf das hinaus sollte, und reagierten verschnupft. Aber, mögen sie gedacht haben, lassen wir dem Jungen doch seine Grille. Er ist nicht für Amun, na gut, das werden wir überleben, Amenhotep der Vater war auch nicht für Amun und wir haben's kompensiert. Auch er wird sich letztlich fügen wie sich der Vater gefügt hat.

Aber Amenhotep, also Wanrija, fügte sich nicht. Er erwartete von Amun, dass er sich Aton beuge und er sparte, als Amun sich wehrte, nicht mit Spott. War nicht Amun jener Ziegenbock, der zu meckern begonnen hatte, als Aton ihm zu heiß auf den Kopf schien? Hatte der dabei womöglich den letzten Rest Gehirn aus der Ziege geschmort? War, mag er gesagt haben, Amun möglicherweise zu heiß gebadet worden? Denn unmöglich konnte doch ein sehr viel jüngerer Gott dem Befehl eines so viel älteren wie es Aton war, nicht gehorchen? Oder war Amun mit den Sitten Ägyptens etwa nicht vertraut? Dann sollte er doch ins Ausland gehen, wo es ihm vielleicht besser ergehen würde als es ihm erging, wenn er sich gegen Aton stellte, der durch seinen Sohn und Propheten mit ihm zu sprechen geruhte, denn: normalerweise sprach Aton mit niemandem. Er sah in keines Menschen Antlitz, denn er kannte sie alle schon bevor sie aus ihren Müttern kamen und zumeist ärgerten sie ihn in ihrer Unehrerbietigkeit. Nur im König, der ihn nach langem Suchen gefunden, hatte er wieder einen, der ihm nach langer Zeit den Willen tat. Wie bitte – das sei eine Jugendgrille? Dann sollten sie mal den Priester Eje von Junu fragen.

Sie fragten ihn, denn sie trauten dem König natürlich eine fundierte theologische Diskussion nicht zu. Aber Eje schickte sie nach Hause. Das sei Sache des Königs und er hielte sich heraus. Begossen eilten die Priester zurück nach Theben und fanden die Stadt auf Pilgerfahrt zum neuen Tempel, denn dort gab es Blumengärten, Fischteiche, Sonne, schöne Musik, Gratisessen, Freibier, kurzum alles, was man im Amuntempel nicht bekam, wo es nur nach Staub, alten Weihrauch und dem Blut der Opfertiere stank. Im neuen Tempel des neuen Gottes, der ja schließlich auch Ägypter war, konnte man sich in der Abendkühle ergehen, oder in der Mittagshitze schattig lagern, man konnte mit gebildeten Priestern über alles schwatzen, was einem grad einfiel. Und man konnte bis zum Altar des Gottes vordringen, denn jeder Ägypter der einen Priestergrad hatte – und den hatten alle, die einen Toten in der Familie hatten, durfte sich dem Gott nahen. Natürlich nur, wenn sie das entsprechend ehrerbietig taten – wenn einer etwa, wie zuweilen Amunpriester, sich unehrerbietig

aufführte, war auch gleich bewaffnete Ordnungsmacht zur Stelle und die fackelte nicht.

Und erst der bildnerische Schmuck des Tempels – der war bald noch schöner als der gärtnerische. Bilder und Skulpturen glitten ineinander und erzeugten perfekte Illusionen von weiten Landschaften, Idyllen am Flussufer, in Gärten gelagerten Villen, wohlgenährte Viehherden im weiten Grasland, wogenden Feldern, kurzum alles, was diese Welt schön machte, war an den Wänden des Tempels dem Gott geweiht worden. Und dazwischen waren immer wieder die Bilder des neuen Königs und seiner Königin zu sehen, wie sie Aton verehrten oder auch nur lustwandelten, wie sie miteinander scherzten und miteinander zu Gericht saßen oder verdiente Bürger auszeichneten, kurzum, ihr ganzes Leben stellten sie ihrem Volke und dem neuen Gott vor Augen und weihten es damit als ein heiliges Leben. Die Leute des Amun hingegen sahen die Bilder des Königs, die am Torpylon zum Betreten des Tempels einluden, und waren schockiert. Das war nicht der ideale Standard „König“, sondern hier stand Amenhotep IV wie er lebte und lebte, vor ihnen und lud zum Besuch des dem Aton geweihten Hauses ein. Was hatte der für Bildhauer in Dienst? Sie ließen Thutmosis, den neuen Leiter der königlichen Werkstätten, kommen und befragten ihn dringlich. Aber Thutmosis tat als wenn ihn eine Gans anblies und meinte, sie sollten doch den König fragen, von dem er seine Aufträge bekäme. Der Rest sei freilich seine eigene Kunstfertigkeit und es täte ihm aufrichtig leid, wenn sie keinen gleich guten Künstler in ihren Diensten hätten, aber er sei nun einmal schon dem König verschworen. Wir kennen jene Statuen noch, die damals auf die Bewohner Thebens herab sahen und wundern uns über ihre Disproportionalität, aber wir vergessen die Genialität des Thutmosis und seine Entdeckung der perspektivischen Linien – die Statuen waren auf die Untersicht berechnet und arbeiteten mit perspektivischen Brechungen. Sie waren darin noch nicht perfekt, aber Thutmosis hatte, von seinem König ermutigt und ermuntert, das Experiment gewagt. Nun freute er sich der Irritation, die der modernisierte Standard bei den Amunsleuten auslöste. Denn ein Standard war es wohl noch – alles am neuen Tempel entsprach den Standards – nur war dieser Standard variiert und den neuen Gegebenheiten angepasst worden. Es hatte sich gezeigt: man kann zumeist viel mehr machen als man denkt. Thutmosis mag angesichts der priesterlichen Mienen in sich hinein gegrinst haben. Denn diese waren eine Mischung von ohnmächtigem Zorn, Resignation, abgewatschtem Dünkel, und blanker Hilflosigkeit, da der Bildhauer durch nichts einzuschüchtern war.

Zuletzt blieb ihnen, als sie auch bei Nofretete abgeblitzt waren, nichts übrig, als den König zu fragen. Der zeigte sich leutselig und höflich, aber der Sinn seiner Rede war knallhart. Sie schuldeten dem Aton Respekt und er würde an diesem Respekt ermessen, wie ehrlich die Priester des Amun es mit Ägyptens

Wohlfahrt meinten. Denn der Garant dieser Wohlfahrt sei er, der König. Aber man könne doch nicht einfach so... doch, man könne, war die Antwort, man müsse sogar, denn das Volk Ägyptens brauche einen liebenden und sorgenden Vater, kein sein Gut und Blut fressendes Raubtier. Sie könnten doch nicht leugnen, dass sie es allerorten nur auf die Bereicherung ihres Kultes abgesehen hätten und dabei nicht davor zurückschreckten, selbst Könige zu erpressen. Nein, niemand wolle ihnen Böses. Falls sie sich mäßigten und zurücksteckten, würde Ägypten auch ihnen einen angemessenen Platz bewahren. Aber einen angemessenen, betonte der König, und was angemessen sei, das bestimme immer noch er. Nein, eine Neuerung sei Aton nicht, und wenn sie sich etwas besser in Ägyptens Götterwelt auskennen würden, dann wüssten sie das auch. Schließlich habe schon sein verewigter Vater den Aton gekannt und gewürdigt – freilich noch nicht in dem Maße wie es diesem zukomme. Nun, das übernehme jetzt der Sohn. Zornschnaubend und unverrichteter Dinge kehrten die Priester um, aber sie wagten nicht zu rebellieren, denn das Volk, das wussten sie, duldete sie nur, aber liebte sie nicht. Wenn sie überleben wollten, mussten sie sich fügen und sie fügten sich – aber nur oberflächlich. Unter der Hand begannen sie ihre wohl erprobte Wühltaktik. Was gegen die Heka Chasut geholfen hatte, konnte jetzt nicht verkehrt sein.

Es war verkehrt. Denn die Ägypter waren nun einmal keine blinden Heka Chasut, sondern nachdem sie eine Alternative hatten und den König auf ihrer Seite wussten, brach der Zorn auf Amuns Raffgier sich allerorten Bahn. Zwischen dem König aber und den Priestern des Amun kam es nun zum offenen Bruch – das Schrecklichste, was man sich denken konnte, geschah: der König ließ Amun und seine Stadt im Stich und baute sich nördlich von Theben und südlich von Memphis, in einer weiten Nilschleife, eine neue Hauptstadt: Achetaton, den „Horizont des Aton“. Sobald diese Stadt irgend bewohnbar war, siedelte der König dorthin über. Es wurde niemandem vorgeschrieben, ihm nach Achetaton zu folgen, außer den Mitgliedern seines Kronrates – aber wer immer dem König Sympathie entgegenbrachte – und das waren viele – zog mit ihm aus Theben fort. In Theben blieb nur Teje, die Königinmutter, wohl weniger aus Überzeugung als um die dortigen Ämter ordnungsgemäß „abzuwickeln“. Dies getan gedachte sie dem Paar zu folgen, aber der Tod überraschte sie in Theben und sie wurde im Tal der Könige bestattet statt in den Felsen von Achetaton.

Tejes Tod aber riss eine große Lücke in Amenhoteps Mitarbeiterstab. Denn als sozusagen Außenministerin des Reiches hatte sie ihren Sohn und ihre Schwiegertochter von diesen oft lästigen Pflichten entlasten können – aber das hatte zur Folge, dass Sohn wie Schwiegertochter in diesen Dingen eben auch nicht die nötige Erfahrung hatten. Sicher, Amenhotep war viel gereist und kannte manchen König auch von Angesicht, aber sich als Prinz mit einem sol-

chen angenehm zu unterhalten und ihn als König an der kurzen Leine halten zu müssen, sind zweierlei Ding. Zudem – die Kleinkönige an der nördlichen und östlichen Grenze Ägyptens wurden gerade aufmüpfig und entsprechend unverschämt, denn sie wurden von einer neuen Macht teils erschreckt, teils auch umworben: den Hethitern. Die hatten sich im Gebiet des heutigen Anatolien breit gemacht und kamen wahrscheinlich von irgendwoher aus dem Nirgendwo der iranisch – südrussischen Steppen. In recht kurzer Zeit hatten sie ihren Staat formiert und streckten nun die Nasen zu den Nachbarn – keineswegs immer in friedlicher Absicht, aber auch nicht immer nur als die Rambos von nebenan, sondern hier und da machten sie auch Angebote. Insbesondere dann machten sie Angebote, wenn die Umworbenen zum ägyptischen Einflussbereich gehörten. Mit Ägypten nämlich wagten sie noch nicht, sich anzulegen. Die so bedrängten Kleinkönige aber dachten durchaus daran, erst einmal in Ägypten nachzufragen, ob dort nicht größerer Vorteil aus der Angelegenheit zu schlagen sei. Um Geschenke hatten sie schon immer gefleht und gebettelt, jetzt wurden sie unverschämt und gaben zu verstehen: wenn nicht ihr, dann ein anderer. Teje hatte sie beschwichtigt und diplomatisch mattgesetzt – Nofretete, der neuen Außenministerin, und ihrem Gatten erschienen sie nur als lästige und nervende Bettler. Zwar dürften auch sie von der neuen Macht an den Grenzen gewusst haben, aber sie lebten in der Überzeugung, dass keine neue Macht Ägypten ernsthafte Schwierigkeiten bereiten könne und taten sich deshalb keinen Zwang an, wenn es galt, diese kleinen Bettler zurecht zu weisen. Ja, sie schickten Gold, aber nicht in der Qualität, die, so wurde behauptet, Teje und Amenhotep III einst gesandt. Daher werde sich die Ankunft der Prinzessin wohl verzögern... und was die erst einmal als Geisel genommenen Gesandten betrifft – man sieht förmlich, wie Amenhoteps Gesicht von Zornesröte überzogen ist. Der mitannische Gesandte wurde einbestellt und erst einmal ebenfalls arretiert. Ein ägyptischer Gesandter ging nach Mitanni mit keinem anderen Auftrag, als den festgesetzten Botschafter dort unverzüglich nach Hause zu bringen – Prinzessin her oder hin, unter solchen Umständen bitte keine Bündnisse. Das war die Meinung Amenhoteps und das war die Meinung Nofretetes und kaum jemand hätte ihnen zu widersprechen gewagt – auch Eje nicht, der so etwas wie den Rang eines Tjati bekleidete. Dabei hätte er es als Tjati eigentlich tun müssen, denn dessen Aufgabe war, im Interesse des Reiches auch dem König zu widersprechen. Mochte der das nicht, trug der Tjati das volle Risiko. Aber in Theben und später in Achetaton waren alle mit sehr viel Wichtigerem beschäftigt: der Entwicklung einer neuen Facette im Mosaik des ägyptischen Geistes. Mit Mitanni hatten sie übrigens Glück – der König desselben hielt es für besser, erst einmal abzuwarten, wie die Kollegen sich zu der neuen Macht stellten, denn er wusste – Ägypten konnte wenn man es reizte, sehr ungemütlich werden. Der König mochte am fernen Nil sitzen, aber die nächste Garnison lag gleich hinterm Berg. Der Nachrichtendienst der

Ägypter war zudem erschreckend schnell. Wie die das nur schafften? Sie hatten, können wir aufklären, viele Kuriere auf kurzen Strecken unterwegs. Sie hatten Blinkzeichensignale. Sie hatten Brieftauben. Was die Neuen konnten, wusste man noch nicht so recht und es sah nach allzu viel nicht aus.

An der nordöstlichen Grenze, auch das mag den Kleinkönigen schwer auf den Fuß gefallen sein, operierte seit Amenhotep IV Regierungsantritt der General Haremhab. Wir kennen seine Erscheinung und können bestätigen, dass allein sein Erscheinen schon geeignet gewesen sein mag, einen gemütlichen mitannischen Despoten das Fürchten zu lehren. Haremhab war Kriegsherr mit Leib und Seele, und hielt die Armeen an der Grenze nicht nur mustergültig zusammen, sondern brannte auch darauf, sie über die Grenze zu führen und gehorchte nur zähneknirschend dem Friedensgebot seines Königs. Haremhab war in der Regierungsmannschaft Amenhoteps der „Law and Order“ – Mann. Das bedeutete aber auch, dass er, der die Armeen schlagkräftig halten musste, nur sehr selten „zu Hause“ war.

Die mächtigste Gestalt neben Amenhotep, der sich nach seinem Umzug übrigens Achenaten nannte, oder manche schreiben auch Achenjati oder Echnaton, der aber bis zu seinem Tode für seine Vertrauten Wa en Re hieß, verschliffen zu neuägyptisch Wanrija, war seine Gemahlin Nofretete. Wie einst Teje bearbeitete sie das Außenressort, daneben aber war sie auch in Funktionen tätig, die sonst dem Tjati zufielen – kurzum, sie war unentbehrlich, sogar dem darob sicher zuweilen raunzigen Eje. Manche sagen, sie sei gar die Tochter dieses Eje gewesen, dessen Gemahlin die Amme des regierenden Königs war. Eje hinwiederum kam erst durch Wanrijas priesterliche Ausbildung zur Truppe – er lernte ihn in Junu kennen und berief ihn erst zum Vertrauten, dann zum Tjati. Möglicherweise war Eje ja sein Mentor bei der Ordination, denn daran, dass Wanrija ein ordinierter König, also ein König im Priesterrang gewesen ist, lassen sich kaum Zweifel anmelden. Die Art und Weise, wie er den Aton propagierte, lässt erkennen, dass er den alten ägyptischen Eingottglauben bestens kannte, der den Ordinierten vorbehalten war, und den ein Amunpriester schlechterdings nicht kennen konnte. Nach Nofretete kam, wie gesagt, Eje als Tjati, dann fächterten die Ressorts auf. Wer welches Ressort besorgte, kann man noch an den Gräbern von Achetaton sehen und lesen. Jedenfalls – es wurde keines vergessen und die Regierung von Achetaton war absolut funktionstüchtig. Nur gab es dort keine Amunanhänger mehr. Wanrijas Hof aber muss in dieser Zeit einem Bienenstock geglichen haben – obgleich wir daraus nicht schließen dürfen, dass es chaotisch zugegangen wäre. Achenaten oder Wanrija war durch und durch ägyptischer Aristokrat, seine Verlautbarungen sind darüber hinaus noch von einem geradezu göttlichen Sendungsbewusstsein getragen – der Mann wusste was er wollte und er sah keinen Grund für Bescheidenheit. Der Mann fühlte sich willens und in der Lage, den

schlimmsten Sturm auszuhalten, den Ägypten seit der großen Dürre heimsucht, denn: die Herrschaft Amuns musste unter allen Umständen gebrochen, und eine Religion an ihre Stelle gebracht werden, die den Erfordernissen des Geistes Ägyptens wieder Rechnung trug, sonst würde das viel zu große Reich eines Tages an sich selber kollabieren. Die eroberten Völker mussten in diese Religion eingebunden werden, und lernen, sich als Ägypter zu fühlen. Die Ägypter mussten angehalten werden, in den Ressourcen, die noch sein Vater unbedenklich verschleudert hatte, Gaben Gottes zu sehen, die pfleglich zu behandeln waren. Dazu wurde ein Gott benötigt, dessen Allgegenwart augenscheinlich und dessen Allwissenheit jedermann plausibel war. Junu hatte ihm diesen Gott gezeigt und Junu galt nun auch seine dankbare Ehrerbietung, aber dreinreden ließ Achenaten sich in die Angelegenheit nicht. Er fragte höchstens in Verfahrenssachen an.

Wir können über Achenaten nicht sprechen ohne auch über seinen Chefpropagandisten zu reden – das war kein Literaturprofessor, sondern ein Bildhauer – der schon als Chef der königlichen Werkstatt genannte Thutmosis. Er verwirklichte in seiner Werkstatt die Ideen des Königs auf seine Weise. Er verwandelte sie in die Sprache der Standards. Er bezeugte das Neue, indem er es dem Althergebrachten abrang. Aber das Neue musste erst gefunden werden. Dazu bedurfte es einer Anzahl Experimente. Nicht alle Experimente fanden dann auch den Weg zum Herzen des Volkes. Während es die Familienszenen nicht besonders anstößig fand, auch des Königs Aton – Religion verstand, nahm es aber Anstoß an allen Überzeichnungen. Hässlich und verzerrt wollte es sein Königspaar nicht haben. Thutmosis selbst wollte diese extremen Neuerungen wohl nicht – in seiner Werkstatt finden sich Karikaturen des vom König vorgeschriebenen Stiles. So beschreibt die Kunst unter Achenaten einen Bogen – von gemäßigter Neuerung zu extremen Ausdrucksformen und zurück zu gemäßigten Neuerungen. Aber in dem, was ausgedrückt wurde, finden sich durchaus keine Experimente. Der König wird dargestellt als Verehrer seines Gottes, als rechtschaffener Vater und Gatte, als siegreicher Bogenspanner und Wagenlenker. All das sind die Standards, unter denen Ägypter gewohnt waren, ihren König abgebildet zu sehen. Neu ist hier lediglich die Stilistik, aber auch sie hat Vorgänger und steht nicht so isoliert da, wie mancher es glauben machen möchte. Man betrachte sich die Bildwerke aus der Zeit des dritten Amenhotep, und man wird diesen Zug zum Experimentellen bereits dort finden – bis hin zum Verzicht auf den ägyptischen Kanon der Darstellung und der Einführung zum Beispiel der Vorderansicht von Personen. So weit geht die Kunst von Amarna nicht einmal.

Amarna – was ist Amarna? Amarna ist Achetaton und Achetaton ist Politik. Denn die Reformen des Achenaten liefen in Theben nicht so wie erhofft. Zu nah war der – von Schließung bedrohte – Tempel des Amun, zu nah auch

dessen Priesterschaft dem Hofe. Deren Wühlarbeit verhinderte, was Achenaten eigentlich vorgehabt hatte: die Zurückstufung, nicht die Emeritierung, des Amun. Nicht nur dass sie wühlten, sie wurden regelrecht frech: tu uns was an und du wirst sehen, was wir dir antun können, denn wir sind überall. Diese Drohungen waren durchaus ernst zu nehmen und Achenaten nahm sie auch ernst. Nur nahm er sie nicht so ernst, dass er von seinem Werk Abstand genommen hätte, und als die Theologie des Aton komplett war, gründete er – was vor ihm schon lange kein König mehr getan hatte – eine Stadt.

Der Ort hätte besser nicht gewählt sein können: die neue Stadt lag an einer Nilschleife auf einem weiten Schwemmlandbogen, hatte viel fruchtbares Land um sich und hohe Felsenhänge zur Anlage von Gräbern waren auch genug vorhanden. Frei konnte der Wind durch die Straßen wehen und alle Schwüle, allen Staub vertreiben. Von Theben war sie ebenso weit entfernt wie von Memphis, schon ihre Lage war also Programm: hier entsteht etwas, das weder mit dem Einen noch mit dem Anderen liebäugelt, etwas ganz Neues. Hier baute der König zunächst einen Palast für sich – aber einen Palast konnte niemand bauen, ohne auch Häuser für die zu bauen, die ihn bauen würden und in einen Palast konnte kein König einziehen, ohne dass ihm auch die Menge der Hofangestellten und die Minister folgten. So entstand die Stadt indem der Palast entstand. Neben dem Palast entstand auch ein großer Tempel des Aton – ein Bauwerk, das den Vergleich mit dem Amuntempel in Theben, dem mächtigsten Bauwerk des Reiches, nicht zu scheuen brauchte. Dass es an Schönheit mit dem Heiligtum des Atum – Re vielleicht nicht wetteifern konnte, daran war nicht der Bau, sondern die unvergleichliche Lage Junus am Ostufer des Nil schuld, genau dort, wo der Nil, ins Delta sich verstreudend, fast die Breite eines Binnensees erreichte. Der alte, in der ersten Wirre zerstörte Tempel hatte gar direkt auf der Spitze zwischen den beiden hier beginnenden Nilarmen gelegen, zwischen denen sich das Delta dann ausfächerte. Aber auf diesem blutgetränkten Boden baute niemand mehr, die Spitze lag seither – immerhin seit einem Jahrtausend - wüst.

Aber mit Theben konnte die neue Hauptstadt – die ja eigentlich noch gar keine war – auf jeden Fall konkurrieren. Breite Kais und Uferstraßen besaß auch sie, Paläste und der Tempel des Aton grüßten ebenso bunt vom Ufer herunter, erschienen dem Vorbeifahrenden inmitten ihrer Gärten und Parks wie Edelsteine in ihrer Fassung. Hinter der Uferzone erstreckte sich dann die Stadt der Vielen – aber auch hier waren die Straßen befestigt, besaßen die Häuser teilweise recht ausgedehnte Gärten und daneben noch manchen Komfort wie Wasserleitungen, Baderäume, gedeckte Abwasserrinnen, denn Aton liebte den Gestank der Haushalte nicht, und Kamine für das Küchenfeuer, damit der Rauch der Herdstellen nicht auf die Straßen quoll und die Malereien verdarb, außerdem Nasen und Bronchien der Passanten reizte. Viele Häuser waren auch

– in Theben undenkbar – unterkellert, damit Lebensmittel sich in der kühlen Erde länger frisch hielten und anderes, zum Beispiel Zwiebeln, als Vorrat gelagert werden konnte. Darren, um Kornvorräte zu lagern, gehörten zum Standard und waren meist auf den flachen Dächern eingerichtet. Zu diesem Zweck wurden sie, die sonst aus Palmstämmen und Flechtwerk bestanden, an einer Stelle mit Nilschlamm dicht gemacht. Die von oben und unten zirkulierende Luft sorgte dann dafür, dass die Vorräte weder keimten noch faulten. Vor Vögeln waren sie durch eine Umhüllung aus Flechtwerk geschützt. Nur Regen hätte ihnen gefährlich werden können, aber wann schon regnete es in dieser Gegend. Nur in größeren Anwesen wurden die Kornvorräte in gemauerten Speichern gelagert wie wir sie von vielen Grabbildern her kennen. Ob es Mäuse in der Stadt gab – aber sicher. Katzen gab es auch. Ratten weniger, denn die gedeckten Abflüsse und die wachsamen Straßenreinigung ließen sie nicht recht aufkommen. Aus den Gärten sangen die Vögel und ihr Lied klang über die Straßen. Wer, insbesondere in den östlichen Bezirken der Stadt keine Wasserleitung hatte, der hatte wenigstens einen Brunnen und wer als Reisender nach Achetaton kam, der fand auf den Straßen genug öffentliche Wasserstellen um den Durst von Mensch und Vieh zu löschen, genug Wirtschaften aber auch, um Essen und Obdach zu finden. Denn man konnte in Achetaton nicht, wie zum Beispiel in Memphis, einfach in den Gräbern übernachten. Sie waren in ihren Felswänden zu weit weg – und in Theben musste man erst über den Fluss setzen, um an die Gräber zu kommen – was aber viele Reisende taten, denn die Steuern der Amunpriester machten das Leben in der Hauptstadt teuer.

An den Hauptstraßen hatten die Häuser auch Ladenräume und was jeder an Werkstätten einrichten wollte, blieb seinem Erfindungsreichtum überlassen. Landwirtschaftliche Kleinbetriebe allerdings, sonst in ägyptischen Städten an der Tagesordnung, duldet die Stadtordnung hier nicht. Wer Bauer spielen wollte, sollte aufs Land gehen. Er hatte es ja nicht weit bis dahin. In der neuen Stadt aber sollten alle lebensnotwendigen Güter – bis auf das, was sich in den Gärten anbauen ließ – auf den Märkten und in den Läden und zwar in frischem Zustand verhandelt werden. Auch sonst wurde in der neuen Stadt Wert auf Qualitätsarbeit gelegt – was dazu führte, dass sie nicht gerade überbevölkert war, aber für die, welche dorthin zogen, ein Arbeitsplatz mit Perspektiven. Jeden Tag konnte einer vom König oder einem seiner Minister „entdeckt“ und als Hoflieferant bestellt werden. Die Wege vom Palast bis in die Stadt und zu den Märkten waren nur kurz. Nicht wie in Theben verstellten Tempel den gesamten Uferbereich, sondern zwischen den Bauten war genug Platz für breite Straßen, die den neuen Hafen mit den Marktplätzen verbanden.

In Achetaton waren die Abgaben niedrig, der Wohnkomfort und das Arbeitsumfeld gut, die Infrastruktur war nicht schlechter als die in Theben,

eher besser, da die Boote aus dem Norden mit seinen Fernhandelsplätzen nur die halbe Zeit brauchten, kurzum, es sprachen viele Argumente dafür, in die neue Stadt zu ziehen. Achenaten lieferte selbst noch ein weiteres: er zog mit Mann und Maus, Kind und Kegel selbst nach Achetaton um. Warum tat er das? Um durch das räumliche Entfernen seine geistige Entfernung von Amun zu dokumentieren. Nicht einmal mehr dieselbe Luft wollte er mit ihm atmen. Sollten doch die Priester sehen, wie sie ohne den Hof zurechtkamen. Wenn Achenaten aber gehofft haben sollte, dass sie angesichts solcher traurigen Aussichten um gut Wetter bitten würden, sah er sich getäuscht. Sie waren tapfer. Sie bettelten nicht. Der König hatte ihnen die Gunst entzogen. Aber sie entzogen sich die Selbstachtung nicht. Auch sie waren Ägypter. Ohne Aussicht auf weitere Zuwendungen richteten sie ihr Augenmerk auf die Selbstversorgung – was ihnen nicht schwer fiel – und darauf, wie sie am König vorbei die Gunst der Ägypter erringen konnten. Denn ihnen fiel auf, wie wenig ihnen bisher an derselben gelegen gewesen war. Dem König in Achetaton entging das alles nicht, denn seine in Theben verbliebene Mutter unterrichtete ihn vertraulich von allen Vorgängen. Es amüsierte ihn auch durchaus nicht, was dort geschah. Ehe es um sich griff und seine Reformen torpedierte, griff er zum äußersten Mittel: er verbot den Kult des Amun. Denn wenig später und die Priester hätten ein Image im Volk, das ein Verbot unmöglich machte, noch indes galten sie als die Blutsauger und Heuschrecken, die über alles herfielen, was sich bewegte.

Das Verbot des Amunkultes wurde im Volk denn auch entsprechend sachlich und zustimmend aufgenommen. Die Bildnisse des Verborgenen wurden aus allen Tempeln entfernt, die Tempel des Amun wurden geschlossen, die Wimpel eingeholt und die Priester gingen nach Hause. Religiöse Formeln, in denen der Name Amuns vorkam, wurden, wenn man ihrer ansichtig wurde, entsprechend umgemeißelt – der Name des Amun verschwand ohne dass auch gleich ein neuer eingesetzt worden wäre und die Bildhauerwerkstatt des Thutmosis lieferte Vorlagen, wie dies möglichst narbenfrei geschehen konnte. Ab und an schlug man die Buchstaben aber auch recht rüde aus. Nun, alle Amun gewidmeten Inschriften änderte man gewiss nicht – diesen Ehrgeiz hatte auch niemand, denn gegen entmachtete Gegner war man in Ägypten traditionell ritterlich eingestellt. Im Falle Amuns war das aber wie sich zeigte die falsche Einstellung, denn der war nicht gesonnen, klein beizugeben. Vielmehr nutzten die Priester des Amun alle Möglichkeiten sprachlicher Manipulation und der Kolportage, um den König und seine Politik im Volk herab zu setzen. Sie nutzten ihre familiären Beziehungen, um selbst in Achetaton Zwist unter den Hofleuten und den Bürgern zu stiften. Sie schreckten zuletzt auch vor Terror nicht zurück. Sie versuchten über Mittelsmänner den König mit seinen Hofleuten, ja sogar mit seinen Familienangehörigen zu entzweien. Dabei störte die Klar-sichtigkeit der Königin ihre Kreise ganz erheblich und sie schoben Achenaten

eine Frau unter, die ihnen mehr Respekt erzeugte als Nofretete: die Dame Kija. Eine Weile merkte der König nicht, was da mit ihm getrieben werden sollte. Als er es merkte, verschwand Kija sang- und klanglos von der Bildfläche. Aber Nofretete, schwer getroffen von Achenatens Verrat, erholte sich nicht mehr von dem Schlag, den er ihr versetzt hatte und starb – Achenaten blieb, mitten in der größten Schlacht seines Lebens, allein, denn auch Teje hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet.

Achenaten, wohl wissend, wem er das alles verdankte, und voller Bitterkeit darüber, dass auch andere ägyptische Kulte den Amunpriestern bei ihrem Ränkespiel geholfen hatten, griff zum letzten, äußersten Mittel – er verbot außer dem Kult des Aton alle anderen Kulte. Alle Tempel wurden von Soldaten geschlossen, die Türen streng bewacht. Wer in seinem Haus einen anderen Gott als Aton verehrte, dem wurden strenge Strafen auferlegt – die Staatsbetriebe füllten sich mit Zwangsarbeitern, viele Beamte wurden in niedere Dienste versetzt und vor allem in abgelegene Gebiete. Während das Volk angstvoll schwieg und in Achetaton die Gottesdienste immer öfter nur vor befohlenem Publikum abliefen, hatten die geschassten Amunpriester desto leichteres Spiel als sie nun von der gesamten Priesterschaft Ägyptens unterstützt wurden – auch, und das war unschätzbar, von den magischen Gilden des Ptah und des Atum Re, die bisher hinter dem König gestanden hatten. Richtig – Ptah paktierte – zum ersten und letzten Mal in der Geschichte Ägyptens – mit Amun. Atum Re hatte schon früher hier und da ein Auge zugedrückt und einem Priester des Amun den Handschlag nicht verweigert, denn Junus Konzept war der absolute, alle Klassen und Schichten umgreifende Kompromiss als Patentformel Ägyptens. Memphis hatte zu dem eine etwas andere Meinung, das heißt was die Kompromissbereitschaft der Gesellschaft anbelangt, traf sich seine Meinung durchaus mit der von Junu, aber – in Sachen kompetenter Staatsverwaltung und diese begründend der Ausbildung vor allem ethisch kompetenter Nachwuchskader verstand Memphis keinen Spaß. Die Amunpriester aber waren nun einmal nicht kompetent in der Weise, die Memphis unter Kompetenz verstand. Sie waren geschickte Politiker, gute Volkswirte, grandiose Propagandisten – aber sie hatten bei alledem nicht die geringste Ahnung, was sie da eigentlich und warum sie es taten. Daher nahm Memphis sie nicht ernst und wenn es das nun doch tat, so nur, weil es sich von Achenaten, wie auch Junu, aufs Schlimmste brüskiert, ja geradezu verraten fühlte. Der Moment aber, indem Memphis und Junu sich auf die Seite Amuns schlugen, war das Todesurteil für die Programme des Achenaten. Der Rest ist nur noch ein jahrelanger, verzweifelter Todeskampf.

Während Achenaten verzweifelt versucht, sein Programm zu retten, stellen sich seine Höflinge schon auf die neue Zeit ein – und suchen nach Alternativen. Nachdem Nofretete gestorben ist, ruhen alle Hoffnungen der Reformer auf Se-

menchkare⁹, dem Achenaten mehr und mehr vertraut, während die Hoffnungen der „Loyalisten“ auf Eje ruhen, der die Amunpriester zwar auch nicht mag, aber als Mann von Junu eine ausgleichende Gerechtigkeit verspricht. Nur ist Eje nicht mehr der Jüngste. Die Hoffnungen der Amunpriester aber ruhen auf Haremhab, dem General, der nicht in der Lage sein dürfte, dem Amun irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten, weil er den Durchblick nicht hat, der aber jung und tatkräftig genug ist, um die Ordnung im Reich in ihrem Sinne wieder her zu stellen. Die zur Thronfolge berechtigten Kinder beachtet kaum jemand. Sie, so ist die Meinung, werden Wachs in den Händen dessen sein, der die Regentschaft ausübt. Der König aber ist krank. Er gibt sich alle Mühe, seine Krankheit nicht Herr über sich werden zu lassen, aber es ist eine Frage der Zeit, wann er ihr erliegt.

Man hat gerätselt, welche Krankheit Achenaten gehabt haben könnte, und sich dabei zu gewagten Aussagen verstiegen. Wahrscheinlich ist, dass wie bei vielen Menschen Ägyptens und so auch Königen das aggressive Klima seinen Tribut gefordert hat. Hinzu kommt der aufreibende Arbeitsaufwand der Reformen und hinzu kommen die persönlichen Schicksalsschläge – da ist ein Kreislaufleiden nicht unbedingt eine seltene Erscheinung. Und nur an einem solchen stirbt man plötzlich, mitten im Kampf, die Nachfolge ungeregelt, das Land in Aufruhr zurück lassend. Achenaten ist ganz unvermittelt gestorben, so wie man nur an einem Herzschlag stirbt oder an einem Messer. Ein Messer war es wohl nicht, denn nach ihm übernimmt Semenchkare die Regierung und führt sie in Achenatens Sinn weiter. Ihm war dann wohl das Messer bestimmt, denn er regierte nur ein knappes Jahr. Ihm folgt, unter der Ägide Ejes, das Kind Tutanchaton, der vermählt ist mit Anchesenpaaton, Achenatens zweite Tochter – die erste, Meritaton, war vermählt mit ausgerechnet Haremhab, dessen Thronfolgechancen dadurch bedeutend gestiegen waren. Aber Haremhab gilt als Mann der Amunsleute und die sind in dem Augenblick in Achetaton denkbar unbeliebt. Baketaton, die Schwester Achenatens, wird nach weiteren zehn Jahren als schon ältere Dame noch Königin werden an Ejes Seite. Aber als sie Königin wird, lautet ihr Name schon wieder Baketamun, wie sie auch bei ihrer Geburt genannt wurde. Denn unter Tutanchaton kehrt der Hof zurück nach Theben und Achetaton wird dem Verfall preisgegeben. Der (höchstwahrscheinlich) Sohn Achenatens und der Kija nimmt wieder einen Amunnamen an und nennt sich Tutanchamun. Auch Anchesenpaaton nennt sich nun Anchesenamun. Er ist neun Jahre alt als man ihn krönt und vielleicht zehn oder elf als er nach Theben geht, nach Malkata, in das Reich seines Großvaters Amenhotep III.

⁹ Einem Mann unbekannter Provenienz, vielleicht einem älteren Bruder des Tutanchaton, vielleicht einem entfernten Vetter, vielleicht auch nur einem Günstling, denn der König durfte seit jeher jeden an seine Seite rufen, den er wollte.

Den großen Palast in Theben – West, Meriamun, gibt es zu dieser Zeit noch nicht. Ihn wird erst Ramses II anlegen.

Wir können uns im Falle Achenaten die oft herbeigeredeten Mordorgien aber wahrscheinlich ersparen. Mit dem Kopf der Reformen waren auch diese selbst dahin, denn „niemand kennt den Aton wie Achenaten, sein Sohn, ihn kennt“ – wo haben wir solche Worte noch vernommen? Richtig, im Johannesevangelium: „denn niemand kennt den Vater als der Sohn und der, dem ihn der Sohn will offenbaren“ heißt es da in gut ägyptischer Tradition. Nun, das Johannes-evangelium stammt ja auch aus dem Inneren des ägyptischen Herzens. Wir können uns auch alle Inzestszenarien ersparen, denn es gibt keinen anderen Inzest als den zwischen Tutanchamun und Anchesenamun. Weder ist Teje Amenhoteps Schwester, das wird ausdrücklich betont indem die Namen ihrer Eltern genannt werden, noch ist Nofretete Achenatens Schwester, ebenso wenig ist es Kija. Eje gehört nur und zudem sehr viel später durch Heirat zur königlichen Familie, desgleichen Haremhab – nur wohin Semenchkare gehört, ist nicht auszumachen, aber er ist als Figur auch zu vernachlässigen¹⁰. Was aber ist mit den Töchtern Achenatens, die bei den großen Gottesdiensten an der Seite ihres Vaters als „Große Königliche Gemahlinnen“ posieren? Nun, etwas ganz Einfaches ist: sie vertreten ihre Mutter. Große Königliche Gemahlin war eigentlich ein Ehrentitel, der auch an andere bedeutende Frauen in des Königs Umgebung verliehen werden konnte. Er beinhaltete das Recht, bestimmte Zeremonien zu vollziehen. Die diese Zeremonien vollzogen, mussten Inhaberinnen dieses Titels sein, also wurde den Töchtern derselbe verliehen, damit sie anstelle ihrer Mutter fungieren konnten – that's all.

Achenatens Reform misslang. Sie misslang nicht, weil Achenaten krank war, nicht weil sein Ansinnen politisch unrecht gewesen wäre, sondern weil er, im Bestreben, den Geist Ägyptens wiederum zum Leben zu erwecken, just diesen Geist verletzt hat. Als er tat, was Imhotep bei seiner Reform einst tunlichst unterlassen hatte, verließ ihn die Fortune. Nachdem Semenchkare ermordet oder sonst beiseite geschafft worden war, gab es niemanden mehr, der auch nur willens gewesen wäre, in Achenatens Spuren weiter zu gehen. Tutanchamun war ideologisch völlig indifferent, Eje hielt es mit den alten Gilden, Haremhab war der Gott gleichgültig zu dem er betete, er wollte einzig und allein die Wunden heilen, die der „Terror des Aton“ geschlagen hatte. Das gelang ihm auch weitgehend und nach dem letzten König der achtzehnten Dynastie sah Ägypten sich selber wieder ähnlich – wenn es sich denn selber je entfremdet hatte, was eigentlich nicht der Fall war, denn dann hätte Achenatens Reform nicht misslingen müssen. Achenaten starb zwar zur Unzeit, doch

¹⁰ Die Ansicht, dass Nofretete nach dem Tode Achenatens für kurze Zeit den Thron inne gehabt hat, ist nach neuesten Funden ebenfalls nicht ganz unwahrscheinlich.

wenn seine Reform wirklich im Interesse Ägyptens gelegen hätte, dann hätte er auch Nachfolger im Geiste gefunden. Nun strebten seine ehemaligen Regierungsmitarbeiter in alle Richtungen davon, sein Andenken wurde geächtet, sein Name aus den Königslisten getilgt und was mit seinem Grab geschah, das weiß kein Mensch zu sagen. Man sagt, seine Gemahlin Nofretete sei in Theben begraben worden – was aber kein Mensch mit Sicherheit zu sagen weiß, denn das Grab, in dem man eine ihren Bildern ähnliche Mumie auffand, ist ein Sammelgrab aus späteren Tagen. Ebenso gut können ihre Kinder die Mumie auch aus Achetaton mitgenommen und in Theben neu beigesetzt haben. Die *Damnatio Memoriae* schloss in Ägypten keine Sippenhaftung ein und die achtzehnte Dynastie war an und für sich ein hoch ehrenwertes Unternehmen. Achetaton wurde niemals zerstört. Es fiel der Zeit, dem Klima und den Ägyptern zum Opfer, die aus der alten Stadt Ziegel zum Bau und zur Reparatur ihrer Häuser holten. Der Schwemmsand legte sich über alles und verbarg die Stadt, deren keine Katasteraufstellung mehr gedachte. Aber ein Pompeji Ägyptens ist Achetaton nicht geworden. Zu viel war verrottet und verschleppt, als es wieder entdeckt wurde, weil eine Fellachin sich beim Krautschneiden den Fuß verknackste. Das Loch, in das sie fiel, war ein Keller. In dem Keller und in anderen Kellern und halb abgetragenen Häusern fanden sich Kunstwerke ohne Zahl, so viele wie an keiner anderen Stätte Ägyptens. Es fand sich die Werkstatt des Thutmosis mit allen Stücken, an denen er bis zuletzt noch gearbeitet hatte – unter anderem mit dem seither weltberühmten Bildnis der Nofretete, das nicht mehr zur Aufstellung gekommen war. Hatte Achenaten es vielleicht zum Zweck einer Versöhnung bestellt, die durch den Tod verhindert worden war? Man fand auch die Reste des Palastes und in ihnen ein Archiv von Keilschrifttafeln, die mit anderen Keilschrifttafeln aus den Funden von Babylon korrespondierten - Akkadisch, die Sprache dieser Tafeln, war die Diplomatensprache des Vorderen Orients. Aus diesen Tafeln und aus diversen Papyrusfunden wurde die Zeit Achenatens lebendiger als die Zeit aller anderen Könige Ägyptens. Daher kommt es, dass diesem König in der Ägyptologie zumeist sehr viel mehr Platz eingeräumt wird als er eigentlich vielleicht wirklich verdient hat. Ich habe hier desgleichen getan und bitte um Entschuldigung. An anderer Stelle wird allerdings über einige Dinge noch zu reden sein, die auch möglicherweise mit Achenaten zusammenhängen.

3.2. Die Ramessiden

Haremhab, der letzte König der achtzehnten Dynastie, starb kinderlos. Aber er starb nicht ohne Nachfolger, denn er hatte lange genug regiert, um seine Gunst jemandem zuzuwenden, von dem er sich Ägyptens Wohlfahrt gut behütet

wusste. In seiner Umgebung existierte ein alter Beamter, Ramessu mit Namen ¹¹, der einige wohlgeratene Söhne hatte. Diesem verdienstvollen Offizier und persönlichen Freund, ließ er zum Ende seines Lebens durchblicken, würde er das Reich gern hinterlassen. Seine Mitarbeiter, sonst eigentlich selbst aufgerufen, einen geeigneten Kandidaten aus dem Volk zu bestimmen – dabei trat gemeinhin das Orakel des Amun auf den Plan – folgten dem Willen ihres Königs und erwählten ohne weitere Umstände den Beamten Ramessu trotz seines hohen Alters, nämlich seiner Söhne wegen. Ramessu oder Ramses, der um die Bedingtheiten dieser Wahl wusste, nahm sie, für seine Nachkommen, an. Knapp anderthalb Jahre (manche meinen, zwei) danach starb er als König Ramses I und ließ den Thron seinem Sohn Sethos, dem ersten dieses Namens.

Sethos hieß er natürlich nicht wirklich, Sethos ist eine griechische Transkription, sein Name war Seti – und ein Ägypter wusste, wenn er diesen Namen hörte, dass er einen Verehrer des Seth vor sich hatte. Mit diesem Gott aber hatte es eine besondere Bewandnis – heute würde man sagen, es war ein traditionell satanistisches Geschlecht zur Macht gekommen, aber so einfach lässt sich das nicht übertragen. Seth war der Gott der Wüste, des Sandsturms, der treibenden Dünen, des alles verschlingenden Sandes. Er war damit der Gott des unvermutet hereinbrechenden Unheils, der unberechenbaren Gewalt. Aber er war auch der Gott der unvermuteten Quellen, die den Verdurstenden retten, des sicheren Weges durch das Sandmeer, den er denen bahnte die ihn respektierten. Ein Teufel, also ein Widersacher um jeden Preis, war er nicht. Sein Zorn galt Osiris, dem Vegetationsgott, denn Wüste und Fruchtländ liegen stets im unentschiedenen Streit und was die Wüste gewinnt, das nimmt der Mensch im Verein mit dem Wasser ihr wieder ab. Dann wieder frisst die Wüste das Werk des Menschen und lässt ihn hungern. Seth und Osiris sind die stets und immer miteinander streitenden, einander nie überwindenden Zwillinge Leben und Tod, Leere und Fülle, Mensch und Natur. Wenn der Mensch versucht, die Natur zu überwinden, kostet es sein eigenes Leben – als Osiris versucht, Seth zu überwinden, wird er von ihm vernichtet. Wenn die Natur versucht, den Menschen zu überwinden, stößt sie auf dessen siegreichen Widerstand. Dabei sind die Parteien der Mächte durchaus geteilt – aber zugleich im Gleichgewicht. Die ungebändigte und die dem Menschen dienstbare Kraft der Natur sind Brüder wie Osiris

¹¹ Sein eigentlicher Name war Paramessu. Dieser Name verweist darauf, dass er aus einer Familie von Nichtordinierten stammt. Aber der König hatte das Recht, jeden, der ihm würdig erschien, aus dem Volk zu wählen. Paramessu änderte seinen Namen, als er von Haremhab, dem er ein Leben in Freundschaft verbunden war, zum Thronfolger ernannt wurde, in Ramessu, was altägyptisch Ramose und nach griechischem Gebrauch Ramses ist. Er ließ einfach das „Pa“, den männlichen Artikel, den man Solchen wie eine Zuweisung zum Reich der Dinge verordnete, weg und nannte sich fortan wie ein „richtiger Mensch“.

und Seth Brüder sind und beide müssen und sollen respektvoll behandelt werden – bitteres Wort für alle Industriefarmer und Monokulturisten unseres Jahrhunderts. Aber unter anderem auch ein Grund, warum unsere Natur heute so krank ist. Sie haben das vergessen und sich stattdessen auf das „machtet euch die Erde untertan“ gestürzt.

Ramses I und sein Nachfolger Seti waren also Verehrer des Seth. Aber sie haben Seth nur als Privat- und Familiengott, nicht als Reichsgott betrachtet, ihm keine offiziellen Kulte geweiht, keine Tempel gebaut. Das war auch nicht notwendig. Seth und Osiris waren so alte Götter, dass sie Ägypten selbst als ihren Tempel betrachten durften, Osiris hatte, da in den Königs kult einbezogen, allerdings seine eigenen uralten Heiligtümer in Abydos und Busiris = Petuasir (Haus des Osiris). Offiziell hielten die Könige der nun an der Macht befindlichen neunzehnten Dynastie (die sehr lange herrschen sollte) den Amun als Reichsgott an der langen Hand und ihr unverhohlenes Interesse galt den alten Gilden, die damals Achenaten gestürzt hatten, Atum Re von Junu und Ptah von Memphis. Diese hatten sich letztenendes als die mächtigsten Priesterkollegien erwiesen, und nicht Amun. Denn es galt, Begriffe wie Nation und Kultur wieder mit Leben zu erfüllen und dies verstanden die Ptahpriester wohl am besten weil sie am meisten davon wussten.

Sethos I (Thronname Minmaatre¹²) nun festigte in etwa nur fünfzehn Jahren¹³ als einer der besten Herrscher Ägyptens den Staat und führte damit das Werk Haremhab und seines Vaters in vorbildlicher Weise fort. Es gibt an seiner Regierung nichts zu kritisieren außer dass sie mit etwas mehr als fünfzehn Jahren vielleicht zu kurz war, Entscheidendes zu bewerkstelligen, denn: an der nordöstlichen Grenze war das Reich von Chattuscha, mit dem schon zu Zeiten der achtzehnten Dynastie die Kleinkönige geliebäugelt hatten, nunmehr zu einer wirklichen Macht erstarkt, die drohte, in Ägypten einzufallen – was umso wahrscheinlicher war, als Ägypten gleich vor ihrer Tür begann. Der ägyptische Einfluss erstreckte sich ja zu jener Zeit bis zu den Ufern des Euphrat. Aber Ägyptens Streitkräfte befanden sich noch nicht in der Verfassung, die es ihnen erlaubt hätte, gegen eine junge, unverbrauchte Macht anzutreten. Sie reichten gerade hin, den „Befreiungsdrang“ von libyschen und palästinensischen Beduinen und Kleinstädtern zu bremsen. Sie reichten auch hin, den Süden Ägyptens zu sichern und die – nubischen – Nachbarreiche im Zaum zu halten. Dar-

¹² Erinnern wir uns: Hatschepsut wählte einst den Thronamen Kamaatre. Das bedeutet: stark ist die Gerechtigkeit des Re, welcher verstanden wurde als Sinnbild der Lichtwelt. Setis Thronname bedeutet: ewig ist die Gerechtigkeit des Re. Wobei Maat mit „Gerechtigkeit“ nur annähernd übersetzt ist.

¹³ Achenaten hatte für seine Vorhaben, erinnern wir uns, ganze siebzehn Jahre Zeit, aber Seti konnte sich bereits auf Haremhab's Vorarbeit stützen.

an war nicht nur Achenaten schuld. Auch schon dessen Großvater, insbesondere aber dessen Vater hatten das Militärwesen mitunter unverantwortlich hinten gestellt sein lassen. Haremhab hatte zwar dessen Organisation reparieren, aber es nicht in ganzer Größe wieder auferstehen lassen. Auch Sethos konnte das noch nicht. Aber es galt, Chattuscha wenigstens auf Distanz zu halten. Sethos griff zu einem Mittel, das seine ganze Unkonventionalität zeigt: er führte eine Abteilung selbst bis in die den Hethitern zugefallene Stadt Kadesch hinein, als deren Streitkräfte gerade anderweitig beschäftigt waren, hinterließ in der Mitte der Stadt eine (natürlich schon mitgebrachte) Stele, was soviel besagen sollte wie: I was here und machte sich wieder davon, was bedeutete: ich kann wenn ich will, passt besser auf eure Sachen auf. Wir finden eine Erinnerung an diese Geschichte noch in den biblischen Erzählungen um David und Saul, denn der Meisterstreich verfehlte seine Wirkung nicht. Auch nicht auf die Hethiter. Leider lebte Sethos insgesamt mehr nicht lange genug, um die Früchte des Geniestreiches lange zu genießen. Nach siebzehn Jahren der Regierung – siebzehn scheint ein magisches Datum in der Geschichte der ägyptischen Könige zu sein – starb er und hinterließ das Reich seinem zweitgeborenen Sohn, der nach seinem Großvater den in Ägypten allerorten bekannten Namen Ramessu¹⁴ trug. Auch diese Wahl zeigt Sethos als König von Format, denn erstens zog er den Würdigeren dem Berechtigteren vor und zweitens wischte er der Amundoktrin damit auf eine elegante Weise eins aus. Er gedachte nämlich, sich nur innerhalb der Grenzen der Vernunft derselben zu bedienen.

So dachte auch sein Sohn und Nachfolger Ramses II. Mit zwanzig Jahren bestieg er Ägyptens Thron. Die Geschichte kennt ihn als Ramses den Großen und ich denke, als Politiker verdient er diesen Namen auch durchaus. Als Kriegsherr¹⁵ und Ideologe¹⁶ weniger, aber das tut seinem Ruhm ebenso wenig Abbruch wie die Tatsache, dass er viele Dinge, die er getan hat, nur dem Umstand verdankt, dass er sie in einem langen Leben auch tun **konnte**. Seinen älteren Bruder Khen Ra, dessen Name auf einigen Dokumenten noch überliefert ist, wusste er abzuservieren. Dann gab es noch eine Schwester, Nebchasetnebet¹⁷,

¹⁴ Ramose oder eben sprachgeschichtlich bedingt, Ramessu, war ein in Ägypten so geläufiger Name wie in unseren Breiten Gerd oder Maik oder Michael ...

¹⁵ In Erinnerung an die Schlacht von Kadesch, die Ramses nur mit „Ach und Krach“ überstand. Immerhin aber noch so wirkungsvoll, dass Mutawalli, der Hethiterkönig sich einen Friedensvertrag abhandeln ließ – den ersten kodifizierten Friedensvertrag der Geschichte.

¹⁶ Ob er mit seiner glorifizierenden Schlachtendarstellung am Ramesseum allerdings hat angeben wollen, wie manche Ägyptologen behaupten, ist zu bezweifeln.

¹⁷ Irgendwelche Nichtägyptologen führen dieselbe als Bruder...

und einen weiteren Bruder, Tia. Er wird dabei nicht zimperlich vorgegangen sein, denn Zimperllichkeit war nun ganz und gar nicht seine Art, aber mit Sicherheit ging er nach der ägyptischen Devise vor, dass der Edle auch durch diskrete Maßnahmen der Disziplinierung beschämt wird. Es war nicht unbedingt nötig, einen Bruder umzubringen wollte man ihn loswerden, und Ramses ist heute bekannt als der große Baumeister und Verwalter des Staates, nicht aber als Familienschlächter. Oder steckt vielleicht in der Sorge des Königs um das nachtodliche Fortleben seiner Nachkommenschaft (er hatte sehr viel Kinder, so viele, dass man noch heute witzelt, jeder Ägypter stamme irgendwie von Ramses dem Großen ab) aus der heraus er seinen Kindern ein eigenes Mausoleum baute, auch das Bestreben, manch „regulierende Maßnahme“ jederzeit vertuschen zu können? Viele Kinder sind sicher ein Segen – aber zu viele können zur Plage werden, wenn das Erbe doch nur einmal verteilt werden kann und Ägypten nur **einen** Thron bereithält. Zuweilen, denke ich, mag Ramses sich seufzend daran erinnern haben, wie viel leichter er es doch mit nur einem rivalisierenden Bruder hatte – seine Kinder indes mussten sich mit Dutzenden herumschlagen, die zumindest die gleichen Rechte hatten, nicht gerechnet die Kinder aus gelegentlichen geschlechtlichen Betätigungen, die natürlich sämtlich ein Recht darauf hatten, von ihrem Vater anerkannt zu werden. Familienpolitik muss für Ramses II eine komplexe und komplizierte Angelegenheit gewesen sein. Sehen wir aber auch, dass Ramses durchaus der Meinung gewesen sein kann, die Transformation Ägyptens auf diese Weise umkehren zu können: bisher war der König mitten aus dem Volk erwählt worden. Nun brachte der König sich durch möglichst viele Kinder in eben dieses Volk ein.

Sein Nachfolger allerdings, Merneptah oder auch Merenptah, stammte aus einer legitimen Verbindung. Er ist ein Sohn des Königs und seiner (zweiten) Großen Königlichen Gemahlin Isetnofret. Ein weiterer Sohn der Isetnofret und des Königs war Chaemwaset, der als Gelehrter einen geradezu mythischen Ruf erlangte und zudem mit seiner Liebe zu den Relikten ägyptischer Tradition eigentlich den Namen des ersten Archäologen der Weltgeschichte verdient. Auf seine Anregung geht wohl zurück, dass Ramses nicht nur eigene Denkmale baute (man kann ihn wohl einen Baulöwen nennen), sondern auch die wichtigsten alten Denkmale Ägypten – fachmännisch – restaurieren ließ.

Einige Verwirrung entsteht auch hier durch die Berufung einiger Töchter in die Funktion der Großen Königlichen Gemahlin¹⁸. Aber hier liegt wohl dasselbe

¹⁸ Bint Anat (sieht recht arabisch aus, nicht wahr) von Isetnofret, Meritamun (von der Nefertari), und Henutmire, von der manche sagen, sie wäre seine Schwester gewesen. Die Damen können den Dienst auch gemeinsam versehen haben – damit waren Große Königliche Gemahlinnen dann auch für sich überschneidende Termine vorrätig....

Unwissen zugrunde wie im Zusammenhang mit den Töchtern Achenatens. Die Große Königliche Gemahlin war die Kult- wie Zivilbeamtin an der Seite des Königs, mit gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet, die des Krieges ausgenommen. Geschlechtliche Beziehungen musste der König mit dieser Beamtin nicht notwendig haben – aber er konnte sie natürlich haben, was er sich im Falle er Töchter berief, aber wohl verkniffen haben wird.

Die Politik von Ramses II ist allbekannt, daher ist es hier vielleicht nicht so notwendig auf sie einzugehen. Notwendig ist es aber, darauf einzugehen, wie diese Politik sich mit dem Geist Ägyptens zusammenfand. Allenfalls ist in diesem Zusammenhang vielleicht noch auf den Umstand einzugehen, dass einige – wes Geistes auch immer – Ägyptologen und Historiker Ramses für einen eitlen Großsprecher halten. Solche „Kenner“ verkennen die Rolle eines ägyptischen Königs in toto. Der ägyptische König ist Souverän im ganzen Sinne dieses Wortes. Er ist von seiner Krönung an von keiner Menschenseele mehr abhängig als von der eigenen. Alle anderen Menschenseelen unterstützen ihn nur und er garantiert ihnen dafür durch seine unmittelbare Verbindung mit den Göttern die Lebenskraft. Er ist nicht Botschafter derselben, sondern er gehört (per Ordination) familiär zu ihnen und durch ihn gehört auch Ägypten in die Sphäre der „Anderwelt“ also ägyptisch der Duat. Er kann also gar nicht wichtig genug genommen werden und seine Macht drückt sich in seinem Königtum nur vergleichsweise unvollkommen aus. Was heute Großtuerei sein würde, war damals also ein für einen ägyptischen König völlig angemessenes Verhalten. Nur er selbst setzte sich ein Maß – niemand sonst durfte es ihm setzen. Ramses bestand lediglich auf dieser Tatsache. Das nun wieder gehört schon in den Bereich „Geist Ägyptens“, über den die Wissenschaft unserer Tage so völlig unwissend ist.

Amun sah vor diesem – wie wir sehen völlig gerechtfertigten – Anspruch natürlich nicht gut aus, denn dieser König, soviel war klar, würde sich keinem Priester unterordnen. Er würde auch mit den Göttern auf gleicher Augenhöhe verhandeln, daher kam es auch dem Gott Amun nicht zu, von Ramses Unterwerfung zu fordern. Zu seinem Besten müssen wir sagen: Amun hat es auch tunlichst unterlassen und dankbar angenommen, was der König ihm bot. Das war nicht wenig: er baute den Tempel von Theben auf das Prächtigste aus, er schenkte den Priestern was immer er verantworten konnte – aber er ließ sich von ihnen nicht dreinreden und bestand überdies auf einem persönlichen Verhältnis zu Amun, dem sich dann wieder die Priester unterzuordnen hatten, denn er, der König, war ein Gott und sie waren das nicht. ER war in seiner Person Ägypten, sie waren nur Ägyptens Diener.

Aber der König war natürlich und auch darum wusste er, ein Mensch mit menschlichen Bedürfnissen und Wünschen und zu denen stand er ebenfalls

ohne jedwede Gewissensbisse, denn was der Mensch wollte, das kam von dem Gott und war daher von vornherein gerechtfertigt. Wenn es ihn also nach einer Frau verlangte, so konnte dieselbe sich dadurch geehrt und geheiligt fühlen, selbst wenn er sie eigentlich nach Kriegerrecht missbraucht hätte. Wenn es ihn nach einem Mann verlangte, galt dasselbe – Homosexualität war, wir sagten es schon, in Ägypten mit seiner freizügigen Geschlechtlichkeit kein Tabu. Man sprach nur, eben aus dieser Freiheit heraus, darüber nicht öffentlich, sondern ließ einander den diesbezüglich notwendigen Freiraum. Nur an und für sich prude Gesellschaften schaffen sich Pornographien, Prostitutionen und Tabus. Ägypten aber war niemals prude, sondern ging mit Menschlichem menschlich um. Ramses' Menschlichkeit aber zeigte sich nicht nur in seiner Sexualität, sondern auch in der Unbedenklichkeit, mit der er sein unmittelbares Lebensumfeld gestaltete. Er hatte es satt, in dem geschichtsträchtigen Malkata zu wohnen – nun, so schuf er sich in Theben – West, wo es genug Platz gab, ein „ewiges Haus“, das er, der Gott aber natürlich bereits zu Lebzeiten bewohnte, denn wo war da ein Unterschied? Er gedachte, sich und Ägypten an dessen Grenzen ein Denkmal zu schaffen und schuf den Felsentempel von Abu Simbel. Um Handel und Wandel zu fördern, nahm er den Schiffskanal vom Roten Meer zum Nil in Angriff und vollendete diesen. Als ihm Memphis, die alte Hauptstadt, wegen des hohen Alters ihres Palastes nicht mehr gefiel, baute er sich im Delta eine neue Residenz – Pi Ramesse, die Ramsesstadt. Könige der neunzehnten und der zwanzigsten Dynastie haben dann dort residiert. Später verlegte der pelusische Nilarm, der die Stadt umfloss, sein Bett und Pi Ramesse, die idyllisch grüne Wasserstadt, trocknete richtiggehend aus. Daher wurde es verlassen und die Könige siedelten in das nur etwa zwanzig Kilometer entfernte Tanis über – den ehemaligen Hafen von Pi Ramesse, der „Ramsesstadt“. Man sagt, hebräische Gastarbeiter hätten Pi Ramesse erbaut. Nun, eine Fabel ist das wohl nicht, denn Pi Ramesse wurde wieder aufgefunden und wir können uns selbst ein Bild von der angeblichen Pracht dieser Stadt machen.

Ramses, wir haben recht gesehen, nahm Abschied von Theben und verlegte die Residenz (zunächst) zurück in die Hauptstadt des Alten und Mittleren Reiches, Memphis. Seinem Nachfolger gab er den Namen Merneptah. Auf seinen Grabfresken grüßt uns ein Bild des Ptah – Tatenen, des Ptah als Repräsentant des Urgrundes der Welt. Als solcher trägt er einen Kopfschmuck, der eigentlich dem Amun gebührt, nämlich das Widdergehorn. Wer ägyptische Bilder lesen kann, weiß an dieser Stelle eigentlich schon genug. Wer die Bibel aufmerksam zu lesen versteht, kommt mit diesem Widdergehorn auf noch ganz andere Anspielungen. Man denke ja nicht, dass man hier etwas überinterpretiert, denn ägyptische Darstellungen sind voll gepackt mit Implikationen und nicht leicht ist hier etwas ohne Absicht dargestellt. Allerdings greifen diese Implikationen,

und das macht ihre Entzifferung zu einer recht umfangreichen und komplexen Wissen voraussetzenden Angelegenheit, in alle nur erdenklichen Richtungen aus, denn: ägyptisches Wissen ist durch seine Verbindung mit der Zeitlosigkeit ungeheuer ausgreifend und die gebildeten Ägypter hatten ihren Spaß mit einer komplexen Semiotik, die diesem Wissen entsprach. Mit Sicherheit, können wir annehmen, wusste Ramses um die Verwicklungen von Achetaton und die Tatsache, dass die hebräischen Gastarbeiter einen widderhörigen Wettergott verehrten. Er wechselte später nach Pi Ramesse – hatte er die vielleicht allzu nahe Aufsicht der Ptahgilde satt, fürchtete er wenn auch nicht für sich, so doch für seine Nachfolger Bevormundung? Immerhin – zu einem Eklat wie in Achetaton kam es diesmal aber nicht.

Wir können dennoch annehmen, dass Ramses ordiniert war – dass er zudem bereits von der Tradition seines Vaters in der Sethreligion her um die Tatsache einer verborgenen Welt und deren Betreten zu Lebzeiten wusste. Das machte ihn mitnichten zu einem Frömmeler, ebenso wenig wie es seinen Vater zu einem gemacht hatte, aber sein energisches und keinen Widerspruch duldendes, dennoch aber zumeist besonnenes Handeln weisen ihn als einen Menschen mit ethischen Qualitäten aus, die nur die Ordination verleiht. Erinnern wir uns – um ordiniert zu werden musste man nicht Priester sein. Es gab nur, mit Ausnahme des Amun und einiger kleiner, eher familiärer Götter, keinen Priester, der nicht ordiniert war. Eine Zeitlang war die Ordination außer Mode gekommen, aber die Unterstützung der alten Gilden für Amun und gegen Achenaten hatte die Amunpriester endlich von der Loyalität Ptahs und Atum Res für Amun überzeugt. Zum offenbaren Zeichen dessen nahmen die Priester von Junu Amun als eine Gestalt des Re in ihr Pantheon auf und gestatteten die Priester des Ptah, dass der Tatenen hinfort den Kopfschmuck des Amun tragen sollte. Mit Unterstützung der drei mächtigsten Priestergilden des Reiches (Ptah, Atum Re und nolens volens Amun) versehen, war Ramses vor jeder Art von Verschwörung sicher außer vor einer: der Verschwörung in der eigenen Familie. Er hat sich derer aber auch zu erwehren gewusst – sicher nicht immer mit sanften Methoden. Dass ein Herrscher unliebsame Rivalen notfalls auch mit Gewalt ausschaltet, ist nicht erst seit König Herodes bekannt. Dass Ordination Gewaltverzicht zwangsläufig einschließt, ist Esoterik, nicht Realität. Ein König zudem muss bestimmte Grenzen zu wahren wissen. Eine davon ist die unbedingte Respektierung seines Willens. Ramses hat in dieser Beziehung mit Sicherheit keine Defizite gehabt. Aber er wusste auch zu unterscheiden zwischen Durchsetzungsvermögen und Kompromisslösung. Mit den Hethitern nämlich, gegen die er nur ein Patt erreichen konnte, schloss er einen Friedensvertrag – den ersten kodifizierten Friedensvertrag der Geschichte. Zudem nahm er nicht nur Hethiterinnen in sein Haus auf, sondern gewährte ihnen so-

gar die Ehre des Amtes einer Großen Königlichen Gemahlin¹⁹. Ägypten ist dann auch von Chattuscha nie belästigt worden, was aber nur zu einem Teil auf seinem Verdienst beruht – Chattuscha seinerseits fiel bald andrängenden Völkern zum Opfer.

In der Wahl seiner Nachfolge hatte er aber zuletzt wohl nicht allzu viel Auswahl. Unter seinen vielen Söhnen war zum Beispiel keiner von seiner über alles geliebten ersten Gattin und Großen Königlichen Gemahlin Nefertari. So bestimmte nicht Liebe die Wahl, sondern Vernunft und sie fiel auf Merneptah von der Isetnofret, also auf einen Sohn, den Ramses dezidiert dem Ptah gewidmet und geweiht hatte. Sicher geschah das nicht ohne Hintergedanken. Merneptah hielt denn auch das Andenken seines Vaters in allen Ehren und erwies sich als zwar diesem nicht kongenialer, aber doch dessen würdiger König.

Die Könige, welche dem großen Ramses folgten und bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung die neunzehnte Dynastie bildeten, sind zumeist unbedeutend – was Ägypten aber nicht schadete, denn der Einfluss der alten Gilden hielt sich und konnte Profilverluste der Könige kompensieren. Es war sogar für die Kontinuität des Geistes Ägyptens gar nicht nachteilig, wenn Könige nicht allzu eigenwillig waren. Amun allerdings wurde mehr und mehr auf eine Repräsentationsrolle beschränkt und – er ließ es sich gefallen, denn es erging seinen Priestern und damit ihm dank dieser Regelung ausnehmend gut. Zudem verlangte niemand mehr von Amun, was er nicht konnte, denn alle wussten nun, wo seine Grenzen, aber auch wo seine Möglichkeiten lagen. Ägypten erlebte unter den Königen der neunzehnten und auch noch den ersten der zwanzigsten Dynastie eine Periode der inneren Stabilität.

Die neunzehnte Dynastie endete mit der Herrschaft einer Königin. Sie hieß Tausret oder Tausert und regierte ungefähr von 1198 bis 1190 vor unserer Zeitrechnung also ganze acht Jahre. Eine Königin aber bedeutete, dass mit der Dynastie etwas nicht stimmte – und wirklich, nach ihr wechselt die Dynastie.

Sethnacht, der nächste Nesut, gehört nach moderner Auffassung nicht mehr zu den Ramessiden. Oder gehörte er vielleicht doch noch dazu? Es wäre durchaus möglich, dass er einer Seitenlinie der nunmehr weit verzweigten Sippe der Ramessiden entstammte und Tausret den weitläufigen Neffen zum Begründer einer neuen Dynastie und Nachfolger bestimmte, ehe sie selber als Witwe und kinderlos starb. Möglicherweise vermählte sie aber auch eine Tochter mit ihm, was unter den neuen (nun aber auch schon traditionellen) Um-

¹⁹ Maathorneferure, eine der (vielen) Großen Königlichen Gemahlinnen, war mit Sicherheit eine Hethiterin, es soll noch zwei andere gegeben haben, von denen wir aber nicht wissen, ob sie jemals diesen Rang bekleideten.

ständen²⁰ ebenfalls den Wechsel der Dynastie bedeutete. Jedenfalls folgt dem Sethnacht wieder ein Ramses und alle Könige der zwanzigsten Dynastie (bis auf Sethnacht, ihren Begründer) tragen diesen Namen. Ein Indiz für die Zugehörigkeit zur Sippe der Ramessiden könnte dessen Seth – Name sein, denn vergessen wir nicht, der Familiengott der Ramessiden war immer noch der Gott der ungebändigten Kräfte.

Ihm folgte Ramses III, Sohn des Sethnacht und der Teje – Mereniset, der sich nolens volens ganz im Sinne des Seth als Kriegsherr beweisen musste, denn zu seinen Lebzeiten ereignete sich die ebenfalls aus der Bibel bekannte Invasion der „Seevölker“, im alten Testament Philister genannt. In einer großen Land- und Wasserschlacht gelang es dem dritten Ramses, dem weiteren Vordringen der Seevölker ein Ende zu bereiten. Sie blieben auf den Raum der palästinischen Küste beschränkt und gingen später in der dort ansässigen Bevölkerung auf. Natürlich gelang es ihm auch ohne Schwierigkeiten, die seit jeher an der westlichen Grenze marodierenden Libyer kurz zu halten. Diese martialische Pflichtübung war schon beinahe ein Sport der Könige, ein Test auf ihre Regierungsfähigkeit, der bisher mit Bravour gemeistert worden war. Wir werden von Tagen hören, in denen das nicht mehr gelang. Denn die libyschen Stämme, bisher jeder für sich herumwurstelnd, hatten eine kriegerische Koalition gegründet. Die Lage hatte sich also verschärft und es war vielleicht ein Fehler des „letzten bedeutenden Königs des Neuen Reiches“, die Kriegsgefangenen zu verschonen und stattdessen als Arbeiter²¹ für Ägyptens Glanz einzusetzen. Ramses III vollbrachte aber auch Werke des Friedens: er sandte Botschafter übers Meer bis ins ferne China. Und er legte in Medinet Habu, südlich von Theben dem Amun und sich selber ein „Millionenjahrhaus“ an – einen Gedächtnistempel für den König. Die Wahl des Ortes, und das betrifft den Geist Ägyptens, war ebenso delikat wie provokant: es handelte sich just um jenen Ort, an dem das allererste Heiligtum des Amun gestanden hatte, an dem „dieser erschienen war“ wie die Ägypter das nannten, als er noch Kematef²² hieß – ein Name, unter dem ihn kaum jemand kannte und verehrte.

²⁰ Erinnern wir uns: früher kippte die Dynastie, wenn eine Schwiegertochter zur Königin erzogen werden musste. Die Schwiegertochter begründete dann eine neue Dynastie, nicht der – regierende – Sohn des Erblassers, denn dieser war streng genommen eben keiner, sondern Nutznießer der Erbgerechtigkeit seiner Frau. Daher war im Alten Reich und im Mittleren Reich auch die Große Königliche Gemahlin unbedingt die Frau des Königs – im Neuen Reich änderte sich mit der Einführung der männlichen Erbnachfolge auch dies. Ehefrau und Kultpartnerin des Königs konnten von nun an zwei auch ganz verschiedene Damen sein – allerdings niemals neben, sondern nur anstatt der königlichen Ehefrau.

²¹ In geschlossenen Siedlungen, was noch bedenklicher ist, denn dort konnten sie in corpore mit ihrer alten Heimat zetteln.

Innenpolitisch scheint es unter Ramses III zunächst zum Besten bestellt, aber der Schein trügt, denn wie wir vernehmen, jagt der König seinen Tjati zum Teufel. Ob das ein Indiz für Korruption ist? Ich zweifle dran, denn ein Tjati hatte die Pflicht, seinem Nesut zu widersprechen, er war der einzige Beamte des Reiches, der das durfte. Aber es geschah auf eigenes Risiko, denn wenn der König erzürnt wurde, konnte er ihn mir nichts, dir nichts davonjagen und der Tjati konnte noch froh sein, wenn ihm nichts Schlimmeres passierte. Unser Tjati hat sich anscheinend für den Rauswurf gegen den er nichts unternehmen konnte, dann auf andere Weise gerächt. Das Attentat misslang zwar zunächst, Ramses wurde nicht getötet und hielt entsprechend scharf Gericht über alle Beteiligten – aber bald nach dem Attentat starb er doch, möglicherweise an dessen Folgen. Und nach ihm, was kam da? Die Dämmerung. Wir werden davon hören.

Was gibt es zu melden über den Geist Ägyptens? Er behauptete sich vorderhand eben noch, aber er hatte Wunden empfangen und Narben entwickelt. Dennoch gab es im Land bis dahin kaum etwas, das ihn ernstlich stören konnte. Ägypten gehörte als Großreich noch fast zur Gänze²³ den Ägyptern. Nur hier und da hören wir von intensiveren Berührungen mit dem Ausland, so im Falle der Beschäftigung beduinischer Gastarbeiter oder gar deren dauerhafter Ansiedlung. Griechen sind zu dieser Zeit noch nicht im Lande, es gibt sie genau genommen noch nicht, sondern nur die Kreter, Mykenen und Achäer wobei Letztere wohl den Seevölkern zugerechnet werden müssen ehe sie mit den Mykenern gemeinsam zu Hellenen und im Raum der Ägäis sesshaft wurden. Über die libyschen Kolonien haben wir schon gesprochen, sei sollten aber erst noch ihre Rolle spielen. Bald aber sollte sich zeigen, dass die Ruhe im Land dem Geist Ägyptens ganz und gar nicht bekommen war: er wurde fett und behäbig, verlor seine schweifende Kraft, seine Elastizität. Die Priester, selbst die des Ptah, vollzogen die Ordinationen mehr und mehr schematisch und es kam zu Fällen bloßer Eidesleistung mit Handauflegung - noch ein Jahrhundert zuvor undenkbar.

Im Gegenzug erstarkte die religiöse Bürgerlichkeit. Wir haben Ähnliches, bezogen allerdings auf den weltlichen Bereich, schon im Mittleren Reich gesehen, hier aber hatte es ganz andere Gründe wie Ziele. Die Ägypter hatten sich tief an ihre Großmachtstellung gewöhnt. Arm und Reich, Bedeutend und Bedeutungslos waren sich einig in einem Gefühl, welches eine deutsche Kolportagezeitung unlängst mit dem Slogan „wir sind Papst“²⁴ beschrieb. Demgemäß begannen sie, sich als unverzichtbare Teile des Geistes Ägyptens zu empfinden

²² Oder wahrscheinlich doch besser Kamutef, denn dieser Name wird in Amuns Titulatur geführt.

²³ Nur Syrien – Palästina ging verloren.

und das war im Ansatz ja auch gar nicht verkehrt – wäre es nur nicht so oberflächlich gewesen.

Auf der einen Seite hatte diese Oberflächlichkeit aber durchaus ihre guten Seiten – die Jahrhunderte, über die ich hier schreibe, waren eine Blütezeit nicht nur der Bau- und Bildhauerkunst und der Malerei, sondern auch des Kunsthandwerks, der Musik, des Tanzes und der Literatur samt Liedschaffen. Die Kreativität des Geistes Ägyptens brach sich auf diese Weise Bahn. Literatur und Liedschaffen lösten sich von ihrer „wissenschaftlichen“ und „bürokratischen“ Gebundenheit, lösten sich vom Kult und wurden reine, allerdings stets wenigstens etwas erbauliche Unterhaltung. Eine „Moral von der Geschicht“ ist außer in der Lyrik, die ebenfalls zur bewussten „weltlichen“ Kunstform wurde, dem Ägypter, scheint es, unabdingbar. Insoweit belebte der Geist Ägyptens noch die schönsten „Seifenoper“ und so etwas wie ästhetische Verlogenheit (svw. Kitsch) hat es in Ägypten nicht gegeben, obgleich es Devotionalien und kunsthandwerkliche Gegenstände auf allen Ebenen gab und sogar eine Massenproduktion solcher Dinge. Natürlich wurden Götterfigürchen am laufenden Band aus Formen gegossen, aber jedem dieser Figürchen war es bestimmt, am Hals eines der entsprechenden Verehrer zu baumeln oder auf Hausaltären die ernsthafteste Verehrung zu erfahren.

Die andere Seite zeigt sich in der Entwicklung des Totenkults. Jedes Totenbuch, wie schematisch es auch in Serie hergestellt wurde, war bestimmt, einem ganz bestimmten Toten in die Hand gegeben zu werden – daher wurden für die höheren Preisklassen auch entsprechend Lücken dort gelassen, wo eine andere Hand dann die individuellen Passagen einzeichnen konnte. Nur die Armen mussten sich mit einem Standardexemplar begnügen – was aber immerhin bedeutete – auch Arme bekamen nun eine Mumie und einen Sarg. An die Stelle der Ordinationskultur, die auch kein Geld gekostet hatte, trat der Totenkult und das ist das eigentlich Bedenkliche an der vorhin erwähnten Oberflächlichkeit. Beamtenstellen aber und was früher unbedingt an die Ordination gebunden war, wurde nun in den Familien und Sippen vererbt. Ziehe dir einen Sohn, mahnen die alten Weisen und meinen mit dem „Sohn“ den kompetenten Amtsnachfolger. Nun verstanden die Ägypter einen leiblichen Sohn darunter und lasen die Mahnung als Aufruf, Söhne zu zeugen. Das aber war sie nun ganz und gar nicht.

Bleiben wir beim Totenkult. Wir wissen, wenn wir einige Kapitel zurückblättern, dass das Zeremoniell des Totenkultes ursprünglich aber auch nicht das Geringste mit einem Totenkult zu tun hatte, sondern das – für denn

²⁴ Wobei dieses Gefühl an dieser Stelle natürlich nur ein Propagandatricks sein sollte – die Deutschen sind mitnichten „Papst“ sondern haben zu diesem (Benedikt XVI) vielmehr ein äußerst differenziertes Verhältnis.

(nichtordinierten) toten König abgeänderte – Zeremoniell der Ordination war. Wir wissen, dass der König dieses Verfahren an Menschen weitergeben konnte, die er ehren wollte. Nun aber gab er gar nichts weiter, sondern jeder der irgend konnte, kaufte und schlug sich ein Grab in die Erde oder in den Felsen. Jeder der irgend konnte, kaufte sich beim Bestattungsunternehmer eine Beerdigung samt Mumifizierung erster, zweiter oder dritter Klasse. Der nahm seine Provision weg und gab die Bestellung weiter an die ausführenden Institute, die dann die vorzunehmenden Schritte und den Vorzunehmenden für den Fall des Falles vormerkten. Sie traten in Aktion, wenn die trauernden Hinterbliebenen mit der Leiche und der entsprechenden Bezahlschrift auftauchten. Alles was sich sonst begab war Routine. Übrigens trat dieselbe Routine nach und nach auch bei Königsbestattungen ein, denn kaum ein König erhielt noch die regelrechte Ordination. Sie galten immer noch als Götter in Menschengestalt, aber sie waren schon längst keine mehr. Sie waren Herrscher wie überall sonst in der Alten Welt auch. So kann es nicht verwundern, dass auch die Sitten dieser Alten Welt am ägyptischen Königshof und noch weiter Einkehr hielten. Diese hießen Mord, Totschlag und Intrige. Man hört aus den Lehren des Amenemhet²⁵ und dem Roman des Sinuhe²⁶ noch das atemlose Entsetzen über den Königsmord, an dem im Grunde jeder Ägypter Schuld trug. Aber man hört auch, dass der Königsmord zum Repertoire der Politik gehörte. Denn die genannten Schriften waren – beide – für den öffentlichen Gebrauch bestimmt, eine als „politisches Handbuch“, die andere als reine Unterhaltungsliteratur. Das Thema Königsmord war mithin ein öffentliches. Noch zu Zeiten des Harremhab, ja noch zu Zeiten des zweiten Ramses wäre dies undenkbar gewesen.

Noch hatte diese Angleichung der Sitten aber keinen Einfluss auf die Beständigkeit des Reiches als solches. Ägypten stand wie es gestanden hatte anscheinend unverrückbar in der Welt. Um den Wurm, der an seinen Wurzeln nagte, wussten nur wenige und diese Wenigen hatten kaum noch Möglichkeiten, dies zu ändern.

Exkurs: Ägypten und Israel

Zwischen Ägypten und dem Durchgangsland Israel haben seit jeher Beziehungen bestanden. Sie bestanden schon, als von Israel noch überhaupt nicht die Rede sein konnte und der Küstenstreifen von den Kanaanäern mit ihren Stadtstaaten in einer wahrscheinlich matriarchalen Ordnung beherrscht wurde.

²⁵ Hierin belehrt der – ermordete – König seinen Nachfolger und schildert anfangs die Umstände seines Todes.

²⁶ Sinuhe flieht auf die Kunde von der Ermordung des Königs aus Ägypten, weil er fürchte, dass ihm (als Intrige) Mitschuld am Attentat nachgewiesen werden könnte obgleich er doch unschuldig ist.

Sie bestanden bereits, als Ägypten noch aus zwei oder gar mehr Territorien bestand. Sie bestanden noch, als Ägypten längst in den Händen der Griechen und Israel in denen der Edomiter und hinter diesen in den Händen der Römer war. Sie bestanden auch noch nach dem Fall des Tempels von Jerusalem und genau genommen bestehen sie als Sonderbeziehungen noch heute.

Der Charakter dieser Beziehungen hat sich in den Jahrtausenden allerdings immer wieder verändert. Am Anfang war Kanaan einer von vielen Nachbarn, dann war Kanaan der Retter aus der Hungersnot, später aber auch Teilhaber an der Infiltration der Heka Chasut. In den Zeiten des Mittleren Reiches waren die Beziehungen daher reichlich kühl und das frühe Neue Reich orientierte sich folgerichtig mehr nach dem Süden, zu den Nubiern und Äthiopiern hin, als nach Norden zu den Kretern und den Kanaanäern. Dann nahm Thutmosis III alle Gebiete bis zum Euphrat hin für Ägypten in Besitz und die ihm nachfolgenden Könige hielten diese Grenzen selbst unter Schwierigkeiten. Bis in die Tage der zwanzigsten Dynastie blieb Ägypten unangefochten (das gelegentliche Scharmützel mit den Hethitern schadete ihm nicht und die Invasion der Seevölker wurde erfolgreich zurückgewiesen) im Besitz des von Thutmosis erfochtenen Gebietes. Erst in dieser Zeit ging Nubien dem Reich zum ersten Mal wieder verloren – es sollte zurückkehren – und in Kanaan tat sich etwas in Richtung auf eine eigenständige Nation.

Man ist heute in unserer christlich basierten Kultur, verführt durch eine Reihe von Legenden, versucht, die Entstehung Israels weitaus früher anzusetzen, aber ich werde gleich erklären, warum ich sie nicht früher als zur Zeit der zwanzigsten Dynastie, also im elften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ansetzen mag. Israels Entstehung hat nämlich eine Vorgeschichte, und die ist vor der neunzehnten Dynastie nach Israels eigenem Eingeständnis nicht ansetzbar.

Von den Eroberungszügen des Thutmosis III der in Israel bei Har Magedon oder auch Megiddo genannt, seine erste große Schlacht schlug²⁷, an stand Israel politisch unter ägyptischem Einfluss. Wenn auch nur selten regelrechte Gouverneure dort residierten, so konnten die dort streifenden beduinischen Clans doch keine eigene große Politik machen und wollten es auch gar nicht. Ebenso wenig hatten die Stadtregierungen ein Interesse an weitergehenden politischen Aktionen, vielmehr paktierten sie nach Lust und Laune mit gerade demjenigen Kleinkönig, von dem sie sich die meisten Vorteile versprachen. Die Kleinkönige aber waren zwar Ägypten tributpflichtig, kulturell aber nach Mesopotamien hin orientiert und ihre Kultur färbte auch die Kultur der Israeliten, noch ehe sie solche waren. Man kann indes nicht davon reden, dass die Is-

²⁷ Aber auch schon Sesostri II führte im Mittleren Reich sein Heer einmal nach Palästina in die Gegend von Sichem.

raeliten sich von diesem Zwiespalt irgendwie berührt gefühlt hätten, denn die ägyptische Herrschaft merkten sie zumeist gar nicht recht. Ägypten tat auch nichts, um sich den „Sandbewohnern“ wie man sie verächtlich nannte, aufzudrängen. Für Ägypten war nur wichtig, dass es mit dem Küstenweg und den parallelen Bergstraßen einen jederzeit ungehinderten nahezu wüstenfreien Zugang nach Syrien, Phönizien, dem für den Schiffbau so wichtigen Holzlieferanten Libanon und notfalls auch Mesopotamien und Kleinasien besaß. Wer dort und auf welche Weise noch sein Wesen trieb – solange es Ägyptens Kreise nicht störte, interessierte das Ägypten nicht.

Aus den Tagen des Achenaten erreicht uns allerdings eine Meldung, dass „Israel den Aton angenommen“ habe. Nun ist aber in Israel, wo praktisch jeder Zentimeter Boden durchsucht worden ist, um Beweise für die Historizität der Bibel alten wie neuen Testaments zu finden, nichts gefunden worden, was die Richtigkeit dieser Botschaft bestätigt. Es kamen keine Atonsymbole ans Licht, man fand keinen ägyptischen Tempel in irgendeiner bedeutenderen Stadt jener Zeit, kurzum, die Nachricht im Archiv von Achetaton war wohl eine „Ente“. Milder gesagt: es handelt sich wohl um den Bericht von einer Unterredung mit einem Clanhaupt oder einem Kleinkönig, der höflich sein Interesse an Ägyptens Gott bekundet hat – mehr aber nie vorhatte – und auf der anderen Seite um das Karrierebewusstsein eines subalternen ägyptischen Diplomaten, der aufsteigen wollte und dazu Erfolge brauchte. Israel war ja „weit vom Schuss“. Obendrein war es dort langweilig und man würde kaum auf die Idee kommen, genauer nachzusehen.

Soviel also zu der spekulativ viel verwerteten Notiz aus Achetaton. Nicht zu leugnen ist dann allerdings die biblische Notiz, dass die Hebräer dem „Pharao“ (gemeint ist Ramses II) die Städte „Pithom und Ramses“ bauten, denn zumindest Pi Ramesse hat es wirklich gegeben und es gab zudem eine soziale Gruppe in Ägypten, die Hapiru oder korrekt h´pr´²⁸ genannt wurde. Die Verwandtschaft des Wortes mit dem Begriff Hebräer ist anhand des Wortstammes allerdings augenfällig. Diese Hapiru waren keine ethnische Gruppe, denn solche trugen insgesamt den Namen A´amu = Sandbewohner. Damit sind dann beduinische Clans, also Nomaden gemeint, die teilweise geduldet in Ägypten umherstreiften, aber vor allem an dessen Grenzen agierten. Sie waren Saisonarbeiter, die sich vor allem für die Arbeit an Staatsbauten anwerben ließen und die nur eines einte: dass sie allesamt keine Ägypter, sondern ein aus allen möglichen Gruppen zusammen gewürfeltes Völkchen waren. Als solches sind die Hapiru auch aus diversen ägyptischen Quellen bekannt, hier gibt

²⁸ Die korrekte, weil nicht vokalisierte Schreibweise. Die Vokalisation ägyptischer Wörter ist bekanntlich höchst unsicher und nur durch das spätere – vokalisierte – Koptisch, allerdings ziemlich lückenhaft, rückzuschließen.

es also nichts zu spekulieren. Der Bau einer Stadt ist mit Sicherheit ein Staatsunternehmen. Allerdings spricht nichts dagegen, dass es Hapiru bereits vor den Baumaßnahmen Ramses des Großen gegeben hat und dass sie zum Beispiel auch am Bau von Achetaton beteiligt gewesen sein können. Denn das genaue Datum seit wann man Hapiru beschäftigte, ist unbekannt.

Diese Hapiru haben zweifellos eine Rolle bei der Entstehung jenes beduinischen Bündnisses mehrere Clans gespielt, aus dem dann Israel wurde. Gering zu veranschlagen ist diese Rolle wahrscheinlich nicht, denn immerhin wurden die Hapiru namensgebend für den gesamten Verband. Das wahrscheinlich deshalb, weil sie von allen beteiligten Gruppen die „zivilisierteste“ waren, denn wenn sie auch in Ägypten auf der untersten Stufe der Sozialordnung standen, so waren sie doch gänzlich unzivilisierten Clans kulturell auf jeden Fall überlegen. Es ist auch gut möglich, dass die Gruppe der Hapiru, die hier mit „Sandbewohnern“ kooperierte, von einem Ägypter oder mehreren dominiert worden ist. Aber insgesamt war der neue Stammesverband eindeutig in Richtung Mesopotamien orientiert. Die „Ägypter“ wenn es denn welche gab, haben sich insgesamt nicht durchsetzen können.

Die Entwicklung der Jahvereligion, die ja schon lange vor der Eroberung Jerusalems durch die Neubabylonier existierte (man fand den Namen auf altisraelitischen Funden) ist aber wohl dennoch nicht durch die Ägypter initiiert worden. Jahve in seiner ältesten Version ist ein Gewittergott, der gut ins mesopotamische und sonstige vorderasiatische Pantheon passt, aber nicht ins ägyptische, denn Gewitter gab es in Ägypten so gut wie gar nicht und was es gab, kam im Zusammenhang mit Sandstürmen übers Land, für die Seth zuständig war. In Kanaan aber und in den benachbarten Regionen waren Gewitter häufig genug, dass ein eigener Gott dafür zuständig sein mochte – auch andere Ethnien als Israel hatten solche „Funktionäre“. Mit dem ägyptischen Aton hat Jahve wohl nichts zu tun, auch wenn der Gleichklang des Namens mit dem aramäischen Adon – Herr auffällig ist. Hier haben aber wohl eher die Aramäer als Semiten von den Ägyptern Anleihen gemacht als umgekehrt, denn das Aramäische bildete sich als Sprache erst lange nach dem Ägyptischen heraus. Dasselbe träfe für das Hebräische zu, denn auch ein „Hebräisch“ gibt es erst sehr viele Jahrhunderte nach dem Ägyptischen. Als diese Anleihen gemacht wurden, bestand der Jahvekult schon lange. Jahve bekam den Titel eines „Adonai“ erst im Nachhinein, denn das jüdische Verbot der Namensnennung erscheint erst mit dem Gesetzeswerk und dieses erst nach der Beendigung des Exils. Die Scheu, den Gottesnamen auszusprechen, brachten die Israeliten aus der Fremde mit – in Israel selbst war es vordem gang und gäbe, den Gott beim Namen zu rufen oder besser bei einer seiner Bezeichnungen, denn El und Elohim waren sehr viel gebräuchlicher als Jahve. Sie bedeuten in allen semitischen Dialekten nichts anders als „Gott“ oder wie im zweiten Falle so etwas wie „euer

Göttlichkeit“ als Ehrenanrede. Freilich ist es an dem und wir wissen es aus manchen parallelen Entwicklungen, dass es nicht üblich war, den Namen des Gottes „leichtfertig zu führen“, denn in dem Namen steckte magische Kraft. Daher benutzte man ihn nur, wo es unbedingt notwendig war, und beschränkte sich – übrigens auch in Ägypten – ansonsten darauf, einfach „der Gott“ oder „dein Gott“ zu sagen, wenn man mit einem Andersgläubigen sprach. Man vermied es dadurch ihn, oder, was noch viel schlimmer gewesen wäre, den Gott des Andern zu kränken. Dieser Brauch ist in allen alten Religionen allgemein und geht auf ein gemeinsames magisches Urstadium der Religiosität zurück, welches im Grunde bis heute unverändert die Basis jedweden Glaubens bildet. Es ist also nichts mit der Abhängigkeit des Aton – Glaubens von „Adonai“ – Jahve; allerdings auch nichts mit der umgekehrten Annahme einer Abhängigkeit Jahves von Aton. Das mag einige geheime Zirkel schmerzen und ich selbst hätte theoretisch nichts gegen die Verarbeitung von Mythen und Legenden in der Geschichte ²⁹, aber hier wäre der gute Wille nur der Vater einer schlechten Tat.

Politisch hat es, nachdem Palästina in der zwanzigsten Dynastie aus dem ägyptischen Reichsverband ausschied, dennoch immer wieder Berührungen gegeben. Ägypten blieb, auch wenn es in der Region unmittelbar nicht mehr engagiert war, doch Macht im Terrain und als solche wusste es sich besonders in den Zeiten der assyrischen und neubabylonischen Invasionen zu profilieren. Dabei fiel Scheschonk, einem König der Spätzeit, der Ruhm zu, Jerusalem geplündert zu haben, ohne es freilich behaupten zu können, und Necho, einem andern König der Spätzeit gebührt der Ruhm, sich auf israelitischem Boden mit den Assyriern – allerdings glücklos – herumgeschlagen zu haben. Das darf aber nun nicht dazu verleiten, in den Ägyptern wohlmeinende Schutzherren des Gebietes zu sehen – vielmehr benutzten sie Israel nur als Schlachtfeld, um sich der andrängenden Mesopotamier zu erwehren. Wir wissen, dass die Israeliten sich von den Ägyptern Sukturs erwartet haben – aber darin wurden sie enttäuscht.

Beziehungen zwischen Israel und Ägypten aber hat es auch weiterhin gegeben – die Landstraße von Jerusalem nach Alexandria war stets gut belebt und zu den wenigsten Zeiten von Räuberbanden. Die tummelten sich lieber in den unwegsamen und unsichtigen Gebieten im Norden oder am Rande der arabischen Wüste, wo aber nur wenige Straßen entlang führten, die zudem auch noch zu meist gut bewacht waren, denn es waren Grenzwege. Handel und Wandel galten zwar nicht unbedingt Israel, aber es konnte doch, so es wollte, von dem regen Verkehr auf den Durchgangsstraßen profitieren.

²⁹ Eigentlich gehören sie ja auch dazu. Nur braucht man feine Augen um hier Gold von Blech unterscheiden zu können, und die haben halt nicht alle.

Was aber sollen wir nun von den Erwähnungen Ägyptens in der Bibel halten? Die vorherrschende Meinung ist, dass Vieles von dem, was sich in der Bibel über Ägypten findet, für einen unmittelbar benachbarten Staat recht schablonenhaft aufgeführt ist. Die sehr viel weiter entfernten Babylonier haben bessere Archive geführt. Woran mag das gelegen haben? Vielleicht daran, dass das kleine Israel sich umso mehr von dem großen Nachbarn abzugrenzen strebte und dessen Realität deshalb mit Nichtachtung gestraft hat. Auch von den nördlichen Nachbarn erfahren wir ja aus der Bibel zumeist nur Schablonenhaftes. Man war nicht daran interessiert, über die Nachbarn Bescheid zu wissen. Oder besser, die Bibel ist nicht interessiert daran, denn das ist nicht ihr Thema. Ihr Thema und zwar ihr einziges, ist das Verhältnis Israels zu seinem Gott und umgekehrt. Die Anderen haben in diesem Spiel nur Statistenrollen. Sie sind Spielfiguren, die Jahve ab und an einsetzt, um Israel zu strafen oder zu belohnen. Er belohnt es nur selten und straft es oft.

Umgekehrt aber steht es mit der Erwähnung Israels in der ägyptischen Geschichte nicht viel besser. Hier und da treffen wir einmal auf die Erwähnung von Städten und Landstrichen, die wir auch aus der Bibel kennen, aber dies durchweg im Zusammenhang mit Kriegszügen und, man verzeihe mir, Massakern. Das Verhältnis Ägyptens zu seinem nördlichen Nachbarn scheint, nachdem Israel sich von Ägyptens Einfluss befreit hatte, insgesamt recht gespannt gewesen zu sein. Vordem aber war es so gut wie nicht vorhanden, denn was sich unter den „Sandleuten“ begab, war für Ägyptens Politik nicht maßgebend. Maßgebend war eben nur, dass der Durchgang nach Syrien und Mesopotamien stets ungehindert war.

Was aber ist zu sagen über die Niederlassungen von Juden in Ägypten? Es hat sie gegeben. Sie siedelten nicht nur in Alexandria, sondern schon viel früher waren Juden im Lande. Sie waren durch die Nesut geradezu eingeladen worden, sich im Lande niederzulassen. Ich meine nicht die Gastarbeiter, die Hapiru, die mindestens seit Ramses Zeiten hier und da nachzuweisen sind, insgesamt aber kaum dauerhaft in Ägypten gesiedelt haben dürften. Ich meine jene israelitischen Soldaten, aus denen die späten Nesut ihre persönliche Garde rekrutierten. Warum haben sie das wohl getan? Die Antwort darauf führt uns ins nächste Kapitel, in dem wir betrachten werden, wie der Geist Ägyptens von der Politik des Amun eingeholt und zuletzt erstickt und erwürgt werden wird.

Vom langen Sterben

Ägyptens Sterben dauerte noch einmal tausend Jahre. Es zeigte sich, als die zwanzigste Dynastie sich ihrem Ende zuneigte – aber in Wahrheit begann es bereits mit den Eroberungszügen des Thutmosis III. Es ist ein ehernes Gesetz in der Geschichte aller menschlichen Hervorbringungen, dass ihre „beste“ zugleich auch der Beginn ihrer letzten Zeit ist. Griechenland starb als Alexander es einte und bis zum Ufer des persischen Golfes erweitert hatte und aller Herren Länder mit Griechenland zu rechnen lernten. Hundert Jahre später war Griechenland dahin. Rom begann zu fallen, als Trajan seine Grenzen bis nach Babylon zog. Es hatte von da an noch knappe dreihundert Jahre zu leben. Russland begann zu zerfallen, als seine westlichste Grenze durch Deutschland ging. Von da an hatte es keine fünfzig Jahre mehr zu leben. Britannien verlor sein Weltreich, als es sich über Indien hinaus an China und Japan heranmachte. Die USA sind bis heute so klug geblieben, ihre Eroberungen nicht unter eigener Flagge segeln zu lassen. Aber es steht dahin, dass auch Einflussgebiete sich mit der Zeit dem Einfluss, dem sie unterliegen, widersetzen werden und wenn nicht dies, dann wird der Einflussnehmer selber müde werden, denselben ständig aufrecht zu erhalten. Es scheint als entspreche jeder Staatengründung ein bestimmter Aktionsrahmen. Wird der überschritten, hält zwar die innergesellschaftliche Dynamik, der Wille der von der Überschreitung profitierenden Individuen, das Ganze noch sozusagen auf einen Augenblick zusammen, dann aber reißt es und zerstreut sich in alle Winde. Übrig bleibt, was es zuerst gewesen. Der Aktionsrahmen ist wieder hergestellt, die Haut abgeworfen, es kann wieder losgehen auf ein Neues – oder auch nicht. Rom ist niemals wieder erstanden, weder in seinen ersten noch in irgendwelchen anderen Grenzen. An seiner Statt entstand, nach einem anderthalb Jahrtausende währenden Tauziehen der Mächte, Italien. Ägypten besteht noch immer, auch Griechenland, Russland, die britischen Inseln, sind noch Staaten. Anstelle des persischen Großreiches, das im islamischen Großreich aufging, haben wir heute den Iran und den Irak, Afghanistan, Kirgisien und Aserbaidschan. Das isla-

mische Großreich des Propheten nämlich ist ebenfalls wegen Überdehnung zerbrochen. Es scheint ein Maß zu geben, das nicht überschritten werden darf. Aber dieses Maß scheint nicht bekannt zu sein bis es in Erscheinung tritt. Wer bestimmt die Parameter dieses Maßes? Nun, man könnte denken, dass diese Parameter bereits in den Bedingungen verborgen liegen, unter denen ein Staat überhaupt antritt. Sind diese Bedingungen oberflächlich oder gar falsch, wird ihm nicht viel Fortune beschieden sein. Wo keine geistige Substanz ist, da werden auch Eroberungszüge keine schaffen, im Gegenteil, sie werden das Wenige, was vielleicht noch da ist, auch zugrunde richten und dem, der nicht hatte, wird noch das genommen, was er hat. Kommt uns das nicht irgendwie bekannt vor? Richtig, es steht in der Bibel und, in seiner Originalform, auch im Thomasevangelium und es bezieht sich offenbar auf weit mehr als nur das individuelle Bemühen. Denn alles kollektive menschliche Bemühen ist ja nur eine Potenzierung des individuellen – von anderer Qualität ist es nicht. Was im Bestreben eines Einzelnen vorhanden ist, das ist stets auch im Bestreben aller in Gemeinschaft vorhanden, ja, Gemeinschaft findet sich überhaupt erst dort, wo Einzelne dasselbe Bestreben fassen und halten. Die großen Bewegungen, die viele Menschen treiben und von ihnen getrieben werden, fallen nicht mit eins vom Himmel, sondern entstehen tief in den Seelen der Einzelnen, ehe sie, dann und wann, daraus hervortretend, ihre Kameradschaft finden – oder auch nicht. Das geschieht aber nun keineswegs auf dem Wege der gegenseitigen Propaganda, die zumeist erst einsetzt, wenn die Bewegung bereits rollt, sondern es geschieht auf jener subtilen Ebene, die wir Geistigkeit nennen und die nichtsdestoweniger doch auch stets Menschlichkeit – in ihrer geistigen Realität – ist. Es scheint so, als sei die Menschheit neben ihrer verbalen Kommunikation noch in ein weiteres Kommunikationsnetz verschlungen, das seine Impulse hin und her und im Kreise schickt, jedem zugänglich, der danach verlangte oder nicht. Es scheint, als wären wir gar nicht so sehr und grundsätzlich voneinander geschieden wie wir es gern sein möchten, ja als sei dieser Wille bereits ein Zeichen dafür, dass wir es nicht sind. Wer, der die volle Selbstverfügung hat, fühlt sich denn unangenehm berührt, wenn er den Anspruch eines Andern an sich spürt. Doch nur der fühlt sich unangemessen kontaktiert, der ohnehin schon Schwierigkeiten mit der eigenen Souveränität hat.

Wie der Mensch ist, so ist sein Staat, und wie der Mensch, so hat auch sein Staat eine Grenze, die wie beim Menschen in seinem Ursprung liegt. Nun ging aber die ägyptische Maat gerade darauf aus, dem Menschen – und seinem Staat – ein auf seinen jeweiligen Ursprung gerichtetes Fundament zu geben. Dieses Fundament konnte dann, da es sich stets in lebendiger Korrespondenz mit den aktuellen geistigen Faktoren befand, auf die allfälligen „Tests“ denen die Dynamik des Geistes die Gesellschaftsmodelle der Menschen nun einmal unterwirft, elastisch und der jeweiligen Situation entsprechend reagieren und die

Menschen mit sich tragen. Es trug sie durch Hungersnöte und durch würgende Infiltrationen, es bewahrte sie selbst vor dem erzwungenen Absturz in eine wenn auch gut gemeinte geistige Diktatur – aber es bewahrte sie nicht vor der eigenen Vergesslichkeit. Wenn alles seinen Weg geht, wird der Mensch halt träge. Er braucht solche Zeiten, um für Zeiten der Anspannung wiederum gewappnet zu sein, aber sie haben nichtsdestoweniger etwas von der Wirkung einer sedierenden Droge. Man lebt wohl noch, aber man denkt nicht mehr darüber nach. Und – schwupps - erlangen die stets gegenwärtigen destruktiven Kräfte das Übergewicht und nun ist es nur noch eine Frage der Zeit und des verbauten Materials, wann das Haus einstürzt. Diese destruktiven Kräfte sind keine „schlechten“ Kräfte, sondern nur das notwendige Gegengewicht zur Kreativität – so ist denn alles, was entsteht, sagt Mephistopheles, schon wert, dass es zugrunde geht... nur zieht er mit seinem „drum besser wär's., dass nichts entstünde“ die falsche Konsequenz aus einer richtigen Einsicht. Der Zerfall bewirkt lediglich die Aufrechterhaltung eines für materielle Konstrukte unbedingt nötigen Grundgleichgewichts.

1. Gottesstaat und Königsland

Am Ende der zwanzigsten Dynastie war der – unausgesprochenem, aber allen wohl bekannte – Konflikt zwischen Königtum und Priesterschaft des Amun auf seinen Höhepunkt gekommen und drängte nach einer Lösung. Eine einvernehmliche Einigung war nicht mehr möglich, denn die Motivationen von Königtum und Priestertum (des Amun) waren allzu verschieden. Während das Königtum den Sinn seiner Existenz darin sah, die „Maat“ in Ägypten zu wahren, also mit anderen Worten darauf zu achten, dass in allen Schwierigkeiten des Staates der Geist Ägyptens keinen Schaden nahm, sahen die Priester des Amun ihre Aufgabe vornehmlich darin, ihren Gott nach allen Regeln der Kunst zu bereichern und zwar verstanden sie dies ausschließlich materiell. Dies Bestreben führte dazu, dass die Amunpriester das Königtum, das ihnen ja jeden Willen nun doch nicht tun konnte, nach Kräften hintan zu stellen suchten. Dies nun wieder konnten die Könige Ägyptens schon im Interesse der Maat (von der die Amunsleute nach wie vor keine Ahnung hatten) nicht durchgehen lassen. Aber Ramses XI, der letzte König der zwanzigsten Dynastie, war kein Kämpfer und so ließ er dem Oberpriester des Amun, Herihor, mehr oder weniger freie Hand. Ramses residierte in Pi Ramesse, also weit im Norden des Reiches, nördlich von Memphis und Junu, am östlichen Hauptarm des Nildeltas. Herihor, der Priester des Amun aber residierte, wie hätte es auch anders sein können, in Theben im fernen Süden. Damit war bereits faktisch vorausgenommen, was später auch juristisch festgeschrieben werden sollte: Ägypten war praktisch geteilt in einen Machtbereich des Königs und einen des Amun, in Gottesstaat und Königsland.

Natürlich wäre Herihor niemals auf den Gedanken gekommen, staatliche Autonomie für den Süden zu fordern, denn als Ägypter wusste er was ihm dann blühte, und er hätte wohl selbst unter den Amunpriestern keine Zustimmung für ein solches Ansinnen gefunden. Aber in der Praxis machte Herihor in Theben eigenständig Politik. Unter anderem maßte er sich königliche Titel an, auch wenn er vor der formalen Usurpation der Macht zurück schreckte. Seine Titulaturen stehen angeschrieben bei Chons von Karnak. Man kann sie dort besichtigen. Aber Ramses XI war ja weit... nun, so weit nun auch wieder nicht, denke ich, dass er diesen Anfängen nicht energisch gewehrt hätte. Denn dieser „kalte Klau“ funktionierte nicht. Herihor wurde zwar „Gottesvater“ im Süden, aber nicht König, sondern ein bis dahin ziemlich unbekannter Schwiegersohn eines ziemlich unbekannten Priesters des Amun wurde es: ein Mann namens Nesibanebdjed. Seine Frau, Tentamun, entstammte einer Priesterfamilie des Amun. Deren gab es in Pi Ramesse, das wie alle neuen Städte des Reiches natürlich auch einen Amuntempel besaß, sicher einige. Ob sie alle Theben gegenüber loyal waren, kann man allerdings nicht mit Bestimmtheit sagen, denn derartige Differenzen wurden nicht in der Öffentlichkeit ausgetragen. Wenn sich bald nach Beginn der 21. Dynastie der Süden vom Norden losgesagt hatte, kann angenommen werden, dass wer bei den nun in Tanis, dem Hafen von Pi Ramesse, regierenden König blieb, wohl nicht nur dessen Brot gegessen, sondern auch dessen Lied gesungen hat. Andererseits hielten diese Priester wohl auch die Verbindung zum Süden aufrecht.

Nein, Herihor hat sich nicht krönen lassen. Formal bestand sein Gottesstaat als Provinz Ägyptens. Faktisch aber war er selbständig und nur in der Außenpolitik insofern beschränkt, als Gesandte die Beglaubigung des regierenden Nesut in Tanis brauchten. Das Reich war geteilt und doch nicht geteilt und das macht die Einteilung der Geschichte Ägyptens in klar unterschiedene Epochen schwierig. Daher wird die Spätzeit unterschiedlich angesetzt. Wir setzen sie überhaupt nicht an, sondern verfolgen die Entwicklung als solche, und die geht erst einmal und von nun an in immer kürzeren Abständen auf den Zerfall des Reiches aus. Dabei kristallisieren sich bestimmte Linien heraus. Eine ist der Drang zur Separation. Von nun an wird Ägypten bis auf kurze Perioden stets ein mehr oder weniger einiges Konglomerat von Königreichen und anderen Konstrukten sein. Das zweite könnte man das Versagen der Transmission zwischen Ägypten und seinem transzendenten Pendant nennen. Es resultiert aus der Schwäche des Königtums und dieses resultiert aus der Separation. In der Separation nämlich spricht sich all das aus, was nicht zum Geist Ägyptens gehört. In der Separation ergreift die demiurgische Welt Besitz von Ägypten. Der demiurgische Geist gebiert dann den kulturellen und moralischen Verfall Ägyptens. Eine dritte Linie, sich konsequent aus den beiden anderen ergebend, ist die Preisgabe Ägyptens an die demiurgischen Mächte der Zeit: Assyrer,

Perser, Griechen und Römer, die Byzantiner und zuletzt den Islam. Man kann den Geist Ägyptens nicht in der Antike stehen lassen, weil er da nicht stehen blieb. Eine vierte Linie, die dem entgegen zu steuern suchte, entsprang ausgerechnet den fremdstämmigen Königen Libyens und Nubiens, deren Beute Ägypten vielleicht nur deshalb wurde, weil sein Geist nach Alternativen zur demiurgischen Umklammerung suchte.

In der offiziellen ägyptischen Geschichte, wie wir sie kennen, spielt die Zweiteilung Ägyptens in den Gottesstaat des Amun und das nördliche Königreich eine seltsame Rolle – sie besteht und wird doch nicht beachtet. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass Oberägypten als Gottesstaat des Amun politisch nicht weiter in Erscheinung trat. Zurückgezogen lebte die Theokratie im Süden ihren guten und schlechten Tag. Aber die Grundstimmung war nichtsdestoweniger angespannt, denn in Wahrheit wetteiferten Gottesstaat und Königsland miteinander um die beste Art, Ägypten zu regieren. Das Ergebnis allerdings war, dass Ägypten immer stärker in die Wechselfälle des demiurgischen Spiels einbezogen wurde und davon leider gar nicht profitierte, denn es war von seinen Grundlagen her einfach zu anders. Bittere Lehre aus dieser Zeit mag die spätere Mahnung der Erkenntnislehre sprich Gnosis sein, sich der Welt – dieser Welt – zu enthalten.

Während im Süden die Hohenpriester des Amun ihren Staat regierten, wechselten im Norden die Dynastien mit atemberaubender Geschwindigkeit, denn keine der auf den Thron Ägyptens gelangten Herrscherfamilien hatte zuletzt genug Potenzial, um effiziente Politik zu machen. Die Residenzen wechselten nicht ganz so rasch, aber doch rasch genug, um die Spätzeit zu einer „Dritten Zwischenzeit“ zu machen, wobei ich die konventionelle Unterscheidung zwischen dieser und einer expliziten Spätzeit eher nicht machen möchte. Die Ereignisse nach der zwanzigsten Dynastie sind, wenn man sie gegen die der folgenden hält, qualitativ nämlich in nichts von ihnen unterschieden. Ägypten gewöhnte sich daran, kleine Politik zu machen.

Während das Königsland seine wechselvolle Geschichte fortschrieb und unter libyschen wie nubischen Königen nicht unbedingt nur Schlechtes erfuhr, wir werden davon hören, entwickelte der Gottesstaat, bis ihn die Nubier wegfeigten, ein interessantes Eigenleben. Galionsfigur des Gottesstaates war eine Frau, die „Gottesgemahlin des Amun“, die stets aus dem nordägyptischem Königshause stammen musste. Diese durfte aber nicht heiraten und eine eigene Dynastie

begründen, sondern musste ihre Nachfolgerin wiederum per Adoption aus dem nämlichen Königshaus erwählen³⁰.

Die Priester des Amun waren, das wissen wir bereits, wenigstens so weit in die Geheimnisse des ägyptischen Staates eingedrungen, dass sie wussten, welche überragende Rolle die Frau in dessen Struktur spielte. Sie hatten dagegen gekämpft und waren doch nie so erfolgreich gewesen, dass sie Ägypten dem Standard einer total patriarchalischen Gesellschaft hatten anpassen können. Nun zogen sie die Konsequenzen aus ihrem vergeblichen Tun und versuchten, ihre Interessen nicht mehr gegen die Frauen, sondern unter Benutzung derselben neu zu formieren. So entstand das Amt der Gottesgemahlin, der Frau an der Spitze des Staates. Natürlich war diese Frau keine Königin, sondern nur eine Repräsentantin. Die Politik wurde von den Priestern gemacht. Im Grunde war der Gottesstaat des Amun ein Zerrbild altägyptischer Verhältnisse, ungeeignet, etwas über den Geist Ägyptens zu erfahren, aber die Amunpriester wussten es nicht besser. Dabei entstand irgendeine Struktur, die wenigstens ein Gutes hatte: Nordägypten und der Süden entfremdeten sich einander nicht gänzlich, denn durch die Prinzessin an der Spitze blieben sie einander verbunden. Ansonsten aber machten die Reiche ihre eigene Politik. Die sah zu dieser Zeit recht provinziell aus, aber für den, der den Geist Ägyptens kennt, war sie nur ein notwendiger Prozess der „Gesundschumpfung“. Nur kam dieser Prozess reichlich spät und war umlauert von neuen und aggressiven Konstellationen, so dass er sich nicht mehr ungestört vollziehen konnte.

2. Unter fremder Flagge

Ägypten verlor in der Folge alle Eroberungen, die es unter Thutmosis III und dessen Nachfolgern gemacht hatte. Nicht nur der Durchgang nach Syrien, also Palästina, ging verloren, sondern auch Nubien, seit Jahrhunderten dem Reich einverleibt und eigentlich schon zur Gänze „ägyptisiert“ (wir werden noch näher davon hören), separierte sich und begründete eine eigene Staatlichkeit. Im Westen wurden die libyschen Stämme gefährlicher, denn sie hörten auf, einander zu befehlen und richteten ihre Begehrlichkeit nunmehr ungeteilt auf den östlichen Nachbarn. Im Osten drohten wie Gewitterwolken am Horizont die neuen Herrscher des Zweistromlandes. Mal gerade im Norden, schien es, rührte sich zu dieser Zeit nichts – denn die Völker des Nordens waren mit ih-

³⁰ Denn dann hätte sie ja die Priesterschaft des Amun aus dem Amte jagen können. So weit waren die Amunpriester also schon in die altägyptische Dynastienfolge eingedrungen.

ren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Unter vielfachen Verwerfungen war eine neue Kraft ins Spektrum der Kulturen eingebrochen: die Dorer, ein achäischer Stamm, der die bis dahin vorherrschende kretische Macht, aber auch die kleinen Inselreiche wie Zypern, bedrohte. Unter Blut und Schmerzen entstand dort eine neue ethnische Identität: die Identität der Hellenen. Als solche nahm die neue Kraft mit der alten Kontakt auf und bemühte sich, von ihr zu lernen. Dass Ägypten zu jener Zeit nur noch ein Schatten seiner selbst war, davon merkte diese junge Kraft nichts, denn die Jugend erkennt wohl das Alter an seinem weißen Haar und Runzeln, aber die Zeichen des Alters an einem Leib erkennt sie nicht.

Den Hellenen war nicht bestimmt, alt zu werden. Die heutigen Griechen sind keine Hellenen mehr, sondern Balkanier, Türken, Perser, Juden und was immer in zweieinhalbtausend Jahren dort vorbei kam. Sie leben auf den Boden Griechenlands - mehr nicht. Damals aber bedeutete der Name Grieche, dass man es mit einem mindestens mittelgroßen, im dunkelsten Falle aschblonden, im schlimmsten rothaarigen Menschen unterschiedlicher Statur zu tun bekam, der von nichts eine Ahnung hatte, aber der Meinung war, er, und zwar er allein kenne die Welt und wisse, was gut und böse ist. Mit diesem naiven Freimut unterwarfen sie die von viel zu viel Gedanken geplagten Völker der Ägäis, brachten sie aber in ihrer unbekümmerten Gutmütigkeit nicht etwa um, sondern ließen die Unterworfenen alle Arbeit tun und ihren Frauen und Mädchen gestatteten sie, halb dorische Kinder zu gebären. Sie setzten sich in den alten Hochkulturen zurecht und ließen es sich dort wohl sein, lernten auch das Eine und Andere von ihnen, denn sie waren wie Kinder: grenzenlos brutal, grenzenlos wissbegierig, grenzenlos beeinflussbar und grenzenlos egozentrisch. Am längsten haben noch die alten Lakedaimonier diesen Schlag in seiner Ursprünglichkeit bewahrt. Heute ist er, wie gesagt, vom Erdboden verschwunden. Damals hielt er die Völker der See, die noch Ramses III zuge-setzt hatten, in deren eigenen Siedlungsgebieten in Atem.

Im Osten herrschte gespannte Ruhe. Dort hatten sich neue Reiche über die alten gestülpt, Babylon, mit dem man zuletzt in Frieden ausgekommen, war der jungen Macht der Assyrier erlegen, die sich aber einer klugen Politik befleißigten und die alten Sitten der Unterworfenen so weit als möglich schonten. Nur wo sich Widerstand erhob, zeigten sie ihre ganze Kraft und die war in der Hauptsache zerstörerisch. So schlugen sie das Reich der Hethiter, mit dem Ägypten seit Ramses II gut auskam, so schwer, dass es ganz aus der Erinnerung der Menschen schwand. Andererseits übernahmen sie die Kultur ihrer Opfer und fügten sie nahtlos der eigenen hinzu – was, da sie aus einer ähnlichen Kultur stammten, nicht schwierig war. Noch waren die Assyrier damit beschäftigt, ihren eigenen Machtbereich zu formen und zu sichern – die Anzeichen aber, dass sie dabei nicht stehen bleiben würden, verdichteten sich.

2.1. Die Libyer

Im Westen hatten sich, wir hörten es schon beiläufig, die bis dahin in Stämmen und Clans zerstrittenen und daher ungefährlichen Libyer, vereinigt und es dabei zu einer beachtlichen Streitmacht gebracht, mit der sie nun in Ägypten einfielen. Sie mussten es allerdings mehrfach tun, bis diese Einfälle Erfolg hatten und sie sich in Ägypten niederlassen konnten. Dabei kam ihnen zupass, dass libysche Kolonisten schon zuvor in Ägypten Siedlungsrecht erhalten hatten, sofern sie bereit waren, Soldaten zu stellen. Auf diese Soldaten konnte sich die libysche Invasion nun stützen. Aber es zeigte sich, dass die Libyer nicht die Barbaren waren, als die man sie gefürchtet hatte. Einmal Herren in Nordägypten, erwiesen sie der ägyptischen Kultur ihre Ehrerbietung, ließen sich wie die alten Nesut inthronisieren, nahmen ägyptische Namen an und ägyptische Titel, sprachen und dachten ägyptisch. Denn das Ägyptische war für sie der Inbegriff der Kultur schlechthin und als Kulturvolk wollten sie sich beweisen. Daher hat Ägypten unter den Libyern nicht nur nicht gelitten, sondern erlebte einen kulturellen Aufschwung, den es aus eigener Kraft nicht mehr hätte in die Wege leiten können.

Was aber den Libyern gelang, so dachte man im Süden des Reiches, das sollte doch den Nubiern, die seit langem mit Ägypten kulturell und lange Zeit davon sogar politisch verbunden gewesen waren, nicht fehlgehen können. Man musste sich allerdings gedulden, denn nachdem lange Zeit Libyer auf Ägyptens Thron gesessen hatten, so lange, dass man schon kaum noch unterschied zwischen einem König aus ägyptischem oder libyschem Blut, kamen die Assyrer, zerstörten Ägypten und – konnten hier doch keine Herrschaft begründen, denn das ägyptische Volk tolerierte sie nicht, war auch zu klug und kulturell gestählt, um sich nur so eben mal zu ducken. Sie setzten den nur militärisch eindrucksvollen Assyrern zu wie ein Schwarm Moskitos und die waffenstarrenden Tollpatsche wussten nicht, wo sich zuerst kratzen, da es überall juckte. Nach kurzer Zeit, in der sie allerdings Einiges kurz und klein geschlagen hatten, verzogen sie sich wieder und das Königsgeschlecht aus libyschem, aber nunmehr auch ägyptischem Blut übernahm wieder die Herrschaft.

Allerdings übernahm es die Herrschaft nicht für lange Zeit. Die Ankunft der Assyrer hatte nämlich den Herren vom Gottesstaat in Theben einen Heiden-schrecken eingejagt und sie hatten sich hilfesuchend an ihre Nachbarn, die nubischen Könige, gewandt. Schließlich waren sie, so dachten sie, auch Ägypter, aber als Priester entsprechend wehrlos und wenn die Assyrer – auch Theben hat unter dem Ansturm der Barbaren aus dem Osten schwer gelitten, denn die Streitwagenkolonnen der eisenstarrenden Krieger gingen auf breiter Front vor und den Nil herauf. Gegen ihre Waffen war nicht anzukommen, sie schnitten die Schwerter der Ägypter entzwei als wären es Grashalme und kein

ägyptisches Beil durchdrang ihre eisenbeschlagenen Koller, keine ägyptische Streitaxt konnte ihren eisenbeschlagenen Wagenrädern gefährlich werden. Nun, auch die Nubier kannten kein Eisen, aber sie kannten die Wüste und den Lauf des Wassers. Und sie kannten Stein, wussten noch, was man aus Steinen alles machen kann. Aber sie kamen zu spät und die Steinäxte erfüllten ihren Zweck auch nicht. Also gingen sie erst einmal wieder ehe sie die Begehrlichkeit der Assyrer vielleicht noch auf die Tatsache richteten, dass sich hinter dem ersten Katarakt auch noch Menschen und Reiche befanden. Sie überließen die Ägypter lieber sich selbst, hatten freilich genug gesehen und gehört, und als die Assyrer fort waren, da kamen sie hervor, begruben den Gottesstaat ebenso unter sich wie das libysch – ägyptische Königreich und setzten sich an deren Statt.

2.2. Die Nubier

Für Ägypten bedeutete die nubische Herrschaft indes wie schon vorher die libysche keine Katastrophe. Im Gegenteil, die Nubier setzten alles daran, sich als die besseren Ägypter zu erweisen. Sie griffen auf den Zeitpunkt zurück, an dem die ägyptische Kultur ihrer Meinung nach bereits aus dem Ruder gelaufen war: auf das Ende des Alten Reiches. Sie bewegten die Bildhauer, wieder nach den alten Vorschriften zu arbeiten, die alten Standards zu benutzen, sie bewegten die Schriftsteller, sich wieder um die alte Sprache zu kümmern. Archaismen eroberten die Umgangssprache und machten später den Ägyptologen die Entzifferung schwer und die Datierung unsicher. Sie versuchten auch, die alten Kulte wieder zu beleben und bemächtigten sich hierzu der Archive, die sie in Memphis und Junu noch vorfanden. Freilich befanden dieselben sich in einem erbarmungswürdigen Zustand. Daher unternahmen es die nubischen Könige, diesen Grundbestand der ägyptischen Kultur zu restaurieren und zu konservieren. Dass sie dabei einen eigenen Stil schufen, war ihnen nicht bewusst. Dass sie dabei nicht an die Grundlagen der ägyptischen Kultur herankamen, auch nicht. Dazu kannten sie dieselben viel zu wenig. Aber es mochte schon viel sein, wenn angesichts der allgemeinen ideologischen Auflösung, in der Ägypten sich befand, wenigstens formal eine Richtung gegeben wurde und zwar die aller sterbenden Reiche: zurück zu den Quellen. In gewisser Weise kann man die Zeit der Nubier als ägyptischen Fundamentalismus bezeichnen, denn von Ordination und dergleichen wussten die Nubier verständlicherweise nichts. Was sie schützen wollten, waren die äußeren Abzeichen des ägyptischen Geistes, seine Erscheinung, seine öffentlichen Verlautbarungen. Sie hingen daran wie an Fetischen, deren Gegenwart an und für sich die Magie der Ewigkeit garantiert. Aber die Schriften waren nichts wert ohne den ägyptischen Geist und dieser Geist lebte eben nicht in den Nubiern, die nur Beherrschte gewesen waren, ehe sie Herrscher wurden und

deren eigene Kultur nur verständnislos die Formenwelt der ägyptischen kopierte. Dabei spielt es meines Erachtens keine Rolle, dass das nubische Königreich noch existierte, als Ägypten schon endgültig eine Beute der Eroberer geworden war. Es kommen aus Nubien, so intensiv man dort auch graben mag, keine neuen Erkenntnisse über den Geist Ägyptens ans Licht. Dieser Geist ist mit den letzten Nesut Ägyptens dahingegangen.

2.3. Die Letzten ihrer Art

Die ägyptische Geschichte der Spätzeit zu betrachten, ist ein Ding, das sich eigentlich jeder Systematisierung entzieht. Denn man hat sehr viele synchrone Ereignisse zu verarbeiten, die sich zuweilen ergänzen, zuweilen auch diametral entgegenstehen, und die nur im Ganzen jeweils unter Vernachlässigung von Details ein ungefähres Bild ergeben. So ist die nubische Periode durchmengt mit dem Erscheinen rein ägyptischer Könige und dazu noch mit dem Erscheinen der Perser auf ägyptischem Boden. Es entstanden wiederum innerhalb der ägyptischen Königreiche autarke Bezirke, die man mit einiger Nachsicht Reiche nennen kann – aber dennoch nicht nennen sollte, denn die Macht blieb nach der erneuten Einigung des Reiches durch die Nubier in der Hand eines Königs, der mitunter, wie zur Zeit der Perser, auch ein Gegenkönig zu nämlich den Persern und ihren – königsgleichen – Satrapen war. Kurzum, um einige Ordnung und Übersichtlichkeit in die Verhältnisse zu bringen, müsste man in dieser Zeit gelebt haben. Dabei ist in dieser Zeit die Nachrichtenlage nicht einmal schlecht, denn das Interesse an Ägypten wuchs zusehends. Die Griechen kamen ins Land, noch nicht als Eroberer, sondern als Händler und Studenten. Die Kleinkönige Palästinas buhlten um die Gunst Ägyptens. Die großen Handelsnationen der Levante, selbst oft auf den Umkreis ihrer Niederlassungen geschrumpft, hielten sich an die Ägypter als an verlässliche Partner. Die Libyer waren mitnichten geächtet, auch wenn sie nicht mehr regierten, und hielten in ihren nun eigenen Kolonien an der afrikanischen Mittelmeerküste guten Kontakt zu den Ägyptern. Aber als politische Kraft war der Geist Ägyptens tot, auch wenn Ägypten als politische und mehr noch als kulturelle Kraft noch ein weiteres halbes Jahrtausend existierte. Es war nur noch eine sterbende Großmacht und ein Königreich wie alle anderen auch.

Nicht tot waren indes die alten Priesterschaften. Sie hatten gelitten, das ist wahr. Sie hatten Nubier, Perser, Assyrer und Libyer erduldet, die einen schwächeren, die anderen leichteren Herzens. Aber nach wie vor drängelte sich in den Höfen ihrer Heiligtümer ein Volk von Neugierigen, denen sie nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft gaben über den Geist Ägyptens – jedenfalls so weit, wie ein Fremder das verstehen konnte. Die Antworten, die sie gaben, stehen bei Herodot, der seinerseits die Ägyptenreisenden ausfragte, auch wenn

er, wie heute vermutet wird, nie selbst nach Ägypten gereist ist³¹. Wer aber auf Rhodos an Land ging – und das waren die meisten dieser Reisenden – der stolperte irgendwann auch über jenen Griechen, der von Schiff zu Schiff ging, und die Seeleute, aber auch die Passagiere nach ihren Eindrücken und Erfahrungen befragte. Daheim war Herodot zwar in Halikarnassos an der ionischen Küste, aber seine Recherchen betrieb er im Transithafen von Rhodos, wo die Reisenden ihre Schiffe wechselten oder die durchgehenden Linien Proviant aufnahmen und sie sich derweil die Beine vertraten. Denn es hatte sich mit der Zeit ein regelrechter Linienverkehr zwischen Ägyptens Hafen Naukratis am Roten Meer und Griechenland entwickelt. Alexandria, die große Hafenstadt an der Mittelmeerküste mit Zugang zum Nildelta gab es ja noch nicht. Aber es gab, einen Vorläufer des Suezkanals, eine künstliche Passage durch die Landbrücke am Sinai. Necho I (672 – 664 vor unserer Zeitrechnung), einer der bedeutenderen Nesut der Spätzeit, hatte sie begonnen und seine Nachfolger hatten sie fertig gestellt. Sie gehörte zu den meistfrequentierten Seewegen der Antike, bis Alexandria entstand und Naukratis seine Bedeutung verlor, derweil der Kanal versumpfte und versandete. Der Schiffsverkehr auf den Roten Meer hörte dadurch allerdings nicht auf, und noch in römischer Zeit lohnte es sich, an der Ostküste Ägyptens Städte zu gründen. Denn der Handel mit Indien und Arabien, aber auch mit Äthiopien und vielleicht noch weiter südlich jenseits des Horns von Afrika gelegenen Regionen hörte nicht auf, und wurde zum Beispiel in römischer Zeit noch verstärkt.

Die Ägypter hatten übrigens nichts dagegen, dass die neugierigen Griechen ihnen Löcher in die Bäuche fragten. Denn sie waren sich der Situation bewusst und suchten auch ihrerseits nach würdigen Nachfolgern für den Geist Ägyptens. Aber in den Griechen fanden sie zuletzt doch keine – auch wenn ägyptische Philosophie und vor allem ägyptische Kunst in der griechischen Kultur weiterlebten. Die griechische Lebensart war viel zu egozentrisch, sie machte alles, was sie kennen lernte, griechisch – und bestand dann darauf, dass es allein so richtig gemacht war. Die Griechen hatten, um es kurz zu machen, keinen Nerv für die Eigenart eines anderen Gedankens, sie machten ihn zu einem eigenen, kürzten ihn vorn und dehnten ihn hinten, bis er in ihr Begriffssystem passte. Aus Amun wurde Memnon, aus Weset Nofret wurde Theben, aus Mennefer mire wurde Memphis, Per Bast wurde zu Bubastis, aus Wasire ward Osiris, Imhotep wurde zu Asklepios, Ptah zu Serapis, Seti zu Sethos und so weiter, die Liste lässt sich fortsetzen. Die Lateiner sind mit dem Griechischen sanfter umgegangen als die Griechen mit dem Ägyptischen um-

³¹ Andere wiederum glauben seinen Versicherungen, er habe, was er beschreibe, mit eigenen Augen gesehen – nun, das kann sich auch auf Zeichnungen beziehen, die Studienreisende mitbrachten.

gingen. Nicht nur das. – Sie formten auch das Ägyptische in einer Weise um, dass es zuletzt sich selber kaum mehr glich und als ein griechischer Dialekt mit einigen Sonderformen und Sonderzeichen erschien – die frühen Varianten des Koptischen. – Ah so, die Griechen waren es auch, die dem Land den heute noch geläufigen Namen gaben, in dem aber bemerkenswerter Weise der Geist Ägyptens weiterlebt: Heka Ptah, der Meister, der Herr Ptah, der Herr von Memphis und Sakkara, wurde zum Namenspatron des ganzen Landstrichs, das die Griechen zu Αἴγυπτος verballhornten. Daraus ist aber ersichtlich, von wem die Griechen in Ägypten vornehmlich betreut worden sind, nämlich von Priestern der alten Gilden zwecks Prüfung ihrer Tauglichkeit.

Aber noch waren die Ägypter unter sich, die Griechen und Perser, die Äthiopier und Phönizier, die Israeliten waren nur Gäste im Land. Ja, Israeliten lebten auch in Ägypten, und zwar nachgewiesener Maßen in der Festung auf der Insel Jeb, die heute die Elefanteninsel heißt, also Elephantine, woran auch wieder die Griechen schuld sind. Die Juden besaßen in dieser Festung, Leontopolis, die Löwenstadt, genannt, einen eigenen Tempel, in dem sie die vorgeschriebenen Opfer vollzogen so gut wie in Jerusalem, das damals in Trümmern lag. Erst mindestens ein Jahrhundert später begann die jüdische Religion als solche zu entstehen und ächtete alle Heiligtümer außerhalb Jerusalems – auch den Tempel von Leontopolis, weshalb eine Klage der Juden von Jeb und eine Bitte, den von den Persern zerstörten Tempel wieder aufbauen zu dürfen, in Susa auch auf taube Ohren stieß. Die Perser fragten natürlich in religiösen Dingen erst einmal die Fachleute und die schüttelten die Köpfe. Nein, der einzige Tempel der Juden stehe in Jerusalem, die von Jeb sollten sich gefälligst dorthin sche- ren und opfern. Sie, die sonst so toleranten Perser, hatten wohl den jüdischen Tempel nicht ganz von ungefähr entzwei gehen lassen. Es gab schließlich, noch aus der babylonischen Zeit, einflussreiche Juden am persischen Hof.

Aber lassen wir das und lassen wir auch die chronologische Betrachtungs- weise. Wechseln wir lieber zu einer Betrachtungsweise, welche die einzelnen Segmente des Geschehens heraushebt und befassen wir uns erst einmal mit dem Schicksal des ägyptischen Geistes und seiner Repräsentanten in der Spätzeit. Es ist ja keineswegs so, dass die Standards des ägyptischen Un- derstatements in dieser Zeit untergegangen wären. Nach wie vor wurden die Stereotypen ägyptischen Herrschaftsbewusstseins geübt. Durch die Nubier waren viel davon wieder zu Ehren gelangt und man interessierte sich lebhaft für die Wurzeln dieses Geistes – freilich um festzustellen, dass die Geschichte Ägyptens in den vergangenen Jahrhunderten ein einziger Weg fort von diesen Wurzeln gewesen war. Ägypten hatte sein wollen wie alle anderen Länder der bekannten Erde und war in seinen gesellschaftlichen Begriffen dabei sozu- sagen eingefroren. Ägypten hatte im Bestreben ebenso gut wie, ja besser als alle anderen zu sein, sich selbst und seine eigentliche Mission vergessen. Die

alten Gilden und das alte Wissen bestanden zwar noch, aber sie waren im Volk nicht mehr lebendig. Die Könige stammten nicht mehr aus dem Volk, sondern kamen in nachvollziehbarer Weise aus einer bestimmten Schicht desselben wie alle anderen Herrscher der Antike auch. Sie betrachteten das Volk daher aus einer unzulässig abgehobenen Perspektive als wäre dasselbe nicht ihresgleichen. Sie sahen sich mehr in Person als Partner der Götter an, denn als Repräsentanten des ägyptischen Volkes bei diesen Göttern. Und was die Ordination anging, so wurde dieselbe nur noch an sehr wenigen Stellen im Lande durchgeführt, aber immerhin – sie wurde noch durchgeführt. Allerdings nicht mehr an den ägyptischen Beamten – die wurden berufen auf Empfehlung wie überall in der Welt. Nur unter Priestern und da auch nicht mehr unter allen war die Ordination noch üblich. Daher war ein König, dem kein ordinierter Priester zur Seite stand nur ein Herrscher halber Legitimation und solche gab es viele in diesen Jahren. Sie durften dann auch ohne weiteres von dem aus dem Rennen gestoßen werden, der es vermochte. Die Zahl der Königsmorde stieg. Hier und da versuchte noch eine Frau das Ruder herum zu reißen und Ägypten wenigstens auf den Weg seiner Anfänge zu bringen, aber sie wusste wohl selbst zu wenig über dieselben und allein das reichte auch nicht aus. Ägypten allein aus matriarchaler Tradition entspringen zu sehen, ist zu wenig. Sie ist vorhanden, aber sie ist bei weitem nicht alles, was Ägypten ausmacht. Jetzt aber machte auch das Ägypten nicht mehr aus.

Zwar regierten nach den Nubiern wieder einheimische Könige das Land – aber Könige alten Schlages waren das nicht mehr. Zwar mussten die Perser, nachdem sie zweimal versucht hatten, Ägypten zu beherrschen, wieder gehen – aber es war kein Sieg mehr, der Ägypten stärkte. Aus dem Widerwillen der Natur hatten sie sich erheben können, aus der Hinterlist der Nachbarn waren sie gestärkt hervorgegangen, selbst der Angriff des Monotheismus hatte ihr Selbstbewusstsein eher gestärkt als beschädigt – nun aber, nach Jahrhunderten des Hin und Her Geworfen Seins hatte sich der größte Feind ihrer bemächtigt: die Gleichgültigkeit. Man lebte seinen Trott und kümmerte sich nicht um die Zeitläufte, die eh unruhig und gefahrvoll waren, Man war schon froh, wenn man sie nicht am eigenen Leib verspürte. Zu forschen wie einst hatte man keine Lust, es reichte schon, das bisher Erforschte zu sammeln und weiter zu geben. Ägypten wurde, was es nie gewesen, nun im Übermaß: konservativ. Mehr noch – es wurde regelrecht fundamentalistisch. Man hielt sich am Alterhergebrachten wie an dem berühmten Strohalm fest. Es zu hinterfragen erschien vielen als gefährlich. Was, wenn der Strohalm dabei brach?

Er war längst gebrochen. Er war in dem Moment gebrochen als Ägypten zur Großmacht der antiken Welt wurde. Er war in dem Moment gebrochen, als Hatschepsuts Konzept wie auch immer aus der ägyptischen Politik verdrängt worden war und dafür des Thutmosis Expansionsdrang zum Zuge kam. Das

Reich war stark und ertrug den Bruch etliche Jahrhunderte so wie ein Mensch von robuster Konstitution auch mit einer gefährlichen Krankheit im Leibe lange symptomlos leben kann. Den Bruch wesentlich verursacht hatten die Priester des Amun durch ihre Unkenntnis des Geistes Ägyptens. Sie waren daran nicht schuld, denn schuldig werden kann nur, wer weiß, woran er schuldig wird und das wussten sie nicht. Schuld trifft eher die alten Priestergilden, die aus Eigennutz und Angst um ihre Monopole den neuen Gott niemals in die Geheimnisse der alten Götter einweihten. Möglicherweise hätten sie ihre Machtmonopole verloren, aber dafür hätte Amun als vollgültiger Erbe Ägypten dennoch zu einer ähnlichen Kulturmacht stabilisiert wie es zum Beispiel in China möglich gewesen ist, das bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein seine Identität bewahrte. Nun hatten sie ihre Monopole noch, galten als die einflussreichste Priesterschaft Ägyptens, ja gaben dem Land gar noch den Namen, aber alles das bewirkte nichts mehr. Ägypten war nur noch die tote Larve aus der nicht einmal ein Schmetterling, so schien es, ausgeflogen war. Menschen kamen, um diese Larve zu studieren. Sie zogen die Linien ihres Kokons nach, fanden es interessant, und gingen wieder um im Grunde ihre eigenen Dinge zu tun. Ägypten aber erstarrte in der tödlichen Umarmung des „das haben wir schon immer so gemacht“. Endlich wurde der letzte König Ägypten aus ägyptischem Blut, Nektanebo II, von den Griechen unter Alexander dem Großen besiegt – eher überrannt – und entthront. Er gab sich selbst den Tod.

3. Agonien

3.1. Die Perser

Zweimal haben sie, ich sagte es schon, Ägypten zu besiegen versucht, haben es besetzt und doch nicht halten können. Sie haben, anders als die Assyrer, deren politische Erben sie waren, den Ägyptern kaum etwas zuleide getan, denn ihre Art war es nicht – aber sie haben auch nichts Wesentliches hinterlassen. Sie kamen und gingen und vielleicht nahmen sie einige Anregungen mit, wie Reliefs in Susa vermuten lassen. Aber geistig waren sie von den Ägyptern meilenweit entfernt. Ihr Dualismus war dem Denken der Ägypter vollkommen fremd, gerade weil die Ägypter sich gewohnheitsmäßig in beiden Welten, der des irdischen und der des jenseitigen Lebens bewegten und selbst in aller Verwirrung noch wussten, dass die Andersartigkeit der beiden kein unüberbrückbarer Gegensatz war. Dass Apep stirbt, ist wichtig, aber Apep ersteht an jedem Abend aus eben diesem Tode neu und behindert im Übrigen das Geschehen nicht im Mindesten. Apep ist sozusagen das Spiegelbild des Königs, der nachdem er den Apep besiegt hat aus dem Morgen neu ersteht. Wenn er gegen Abend stirbt, und in das Nachtreich eingeht, ersteht der Apep von den Toten

auf, die beiden treffen sich und schaffen in ihrem Kampf das neue Licht eines neuen Tages indem einer scheinbar stirbt und einer scheinbar siegt. Der König besiegt sich selbst in Apep und wird durch den wiedererstehenden Apep besiegt – so streiten auch Ormazd und Ahriman miteinander und besiegen sich immer und eigentlich nie. Der König ist Apep und Re je nachdem von wo aus man es betrachtet, er ist Dunkel und Licht, je nachdem wie man ihn wahrnehmen will – aber selbst die Ägypter kannten diesen Sinn des Mythos nicht mehr und konnten ihn den Persern daher auch nicht erläutern. Man blieb einander fremd.

Es waren etliche der persischen Großkönige, die sich auch Könige von Ägypten nannten, aber – neben ihnen her existiert eine ungebrochene Reihe ägyptischer Könige, die sich selbst durchaus nicht als Satrapen betrachtet haben. Persien war für Ägypten mehr eine Fata Morgana am östlichen Horizont, als eine politische Realität wie zum Beispiel für die Israeliten. Endlich verlor Persien das Interesse an dem weiten Land, das sie einfach negierte. Sie zogen sich zurück, und überließen es seinen eigenen Regenten, über die ich im vorigen Kapitel sprach. Kulturelle Spuren hinterließen sie keine. Der letzte König aus ägyptischem Blut war dann Nektanebo der Zweite. Die ihn letztthin stürzten, waren die Griechen unter ihrem Feldherrn Alexander, den wir den Großen nennen.

3.2. Die Griechen

Seit dem fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebten Griechen in Ägypten. Sie lebten, wie schon gesagt, in größerer Ansammlung in der Stadt Naukratis am Roten Meer, aber sie hatten ihre Kolonien in allen größeren Städten des Landes. Erste Berührungen mit Griechen mag es bereits zu Zeiten der Ramessiden gegeben haben. Nun aber trieben sie Handel mit Ägypten, fuhren dorthin um dessen Wissenschaften zu studieren, dessen Künste und einen Begriff davon zu bekommen, was es bedeutete, die Welt zu erklären. Die Ägypter ließen sie gewähren, gaben ihnen von ihrem Wissen ebenso wie von ihren Gütern, soweit sie bezahlten oder soweit sie begriffen. Es war nicht viel, mochten sie denken, was diese Griechen zu begreifen imstande waren. Aber diese Fremden brachten auch durchaus Brauchbares, so das Rechnen mit Münzen als Vergleichsgröße zwischen Gütern verschiedener Art. Nur – Ägypten selbst prägte diese Münzen nach wie vor nicht, wenn es auch die der Griechen hinfert benutzte, denn im ägyptischen Handelsverkehr waren sie nicht nötig – nur im Verkehr mit den Griechen und ihren Kolonien. Sie respektierten, dass die Griechen Sklaven hielten – sie selbst, die Ägypter, hielten dennoch keine, waren sich des Elends noch wohl bewusst, als Ägypter tausendfach als Sklaven an die Fremden Herren, die Heqa Chasut, gingen. Ihre Mythologie benutzten sie nicht, nachdem sie herausgefunden hatten, dass sie der Ihrigen in keiner Weise gleichkam. Die beiden Kulturen lebten, jeder in seinem Bereich, nur durch den

Handel und ein paar Studien verbunden, nebeneinander her. Es gab ein paar Versuche, die Schrift buchstabengetreuer zu gestalten, aber die ägyptische Sprache widersetzte sich der griechischen Literarisierung, sie war für eine Alphabetschrift viel zu nuancenreich, wie sollte man das darstellen. Man hat es dann doch dargestellt, aber es steht dahin, ob das spätere Koptische das gesprochene Ägyptisch auch wirklich abbildet. Man sagt eher, es sei durch diese Umstellung eine neue Sprache entstanden, die das Ägyptische teilweise einschließt, indem sie es mit reichlich Griechisch umschließt. Generelle Schrift war und blieb für amtliche Dokumente das Hieratische und für den Alltag das Demotische, eine vereinfachende, der Lautschrift angenäherte Form des Hieratischen. So hätte es ohne weiteres auch weiter gehen können.

Aber so ging es nicht weiter. Denn im fernen Makedonien hatte ein Sohn eines Königs seinen ermordeten Vater beerbt und fuhr fort, dessen Lebenswerk zu vollenden, nämlich die griechischen Stadtrepubliken als ein Volk zu vereinigen. Er formte aus dem reichlich individualdemokratischen und oligarchischen Athenischen Bund ein griechisch sprechendes Ganzes, die „Ökumene“ aller Griechen und mit dieser Ökumene im Rücken zog er aus wider den Erbfeind der Griechen: die Perser. Der alte Streit musste endlich, und zwar zugunsten der Griechen, entschieden werden.

War er das aber nicht schon seit Salamis? Für das griechische Festland wohl – aber nicht für das inzwischen gräzisierte Kleinasien, nicht für Syrien, in dem das Griechentum ebenfalls Wurzeln geschlagen hatte. Hier kam es immer wieder zu Übergriffen und Machtverschiebungen. Alexander gedachte, dem ein Ende zu setzen. Persien war eine vitale Macht, die in ihre Schranken zu weisen nicht genügte – sie musste enden. Um es gleich zu sagen: der Perserzug des Alexander hat die iranische Kultur nicht ernstlich behindert, aber die griechische Kultur in neue Regionen getragen. Im Gefolge der Alexanderzüge wurde zum Beispiel die indische Kunst erst möglich. Inwieweit es eine gegenläufige Beeinflussung gab? Nun, einige Forscher meinen, durch die Alexanderzüge seien auch buddhistische Ideen nach Europa gekommen. Letztlich bewiesen ist das nicht, aber abzuweisen auch nicht in jedem Falle. Wenn besagte Forscher recht haben sollten (allerdings sind es meist selbst Buddhisten und ihr Urteil damit auch immer das von Apologeten und damit parteiisch) dann gibt es seit den Alexanderzügen bis in die nachchristliche Antike einen regen Austausch buddhistischer und antik – europäischer Gedanken. Ich merke an, dass ich skeptisch bleibe.

Nun war ein direkter Weg nach Persien nicht unbedingt frei. Durch das Gebirge Kleasiens zu ziehen war für ein großes Heer zu mühselig, also wählte Alexander den bequemeren Weg durch ebenes Land und legte sich dabei gleich noch mit einigen persisch beeinflussten ionischen Kleinstaaten an, als er die

Küste hinunter nach Syrien zog. Da er dort relativ glücklich ankam, tat er das, was er insgeheim wohl schon lange ebenfalls gewünscht; er machte einen strategisch nicht unbedingt nötigen Abstecher nach Ägypten. Aber als Grieche – als solcher fühlte er sich – war es ihm geradezu eine Verpflichtung, das aus den Fugen geratene ägyptische Reich unter die Fittiche des neuen Hellas als einer neuen, wohlmeinenden Macht, zu nehmen. Mitnichten gedachte er, Ägypten zu schaden. Er ließ, nach unvermeidlicher militärischer Niederlage, vielmehr Gnade walten, erlaubte dem entthronten König, entweder als Pensionär der Griechen auskömmlich zu leben oder nach seinen eigenen Vorstellungen zu sterben – Nektanebo wählte das Letztere. Alexander war weit davon entfernt, den Ägyptern griechische Lebensart aufzuzwingen, vielmehr bemühte er sich, nach den Regeln ihrer Kultur, soweit er sie verstand, anerkannt und ein sorglicher Landesvater zu sein. Er besuchte das Orakel des Amun in der Wüstenoase und ließ sich als Sohn des Amun in die ägyptische Kultur integrieren, ließ sich auch regelrecht als Nesut inthronisieren – es wird eine reichlich schematische Veranstaltung gewesen sein, aber Ägypten mag auch aufgeatmet haben, wenn ein Eroberer es verstand, das Schwert auch beiseite zu tun. Zudem zog Alexander ja weiter und ließ die Ägypter tun wie sie immer getan. In den Süden des Landes ist er nie gekommen. Er besuchte Naukratis, Memphis und zog dann, durch die israelitische Küstenebene oder auch durch die Jordanaue, weiter nach Syrien und Persien. Dass er dabei, quasi im Vorbeigehen, auch noch Judäa, das sich gerade erst erholte, zertrat, nahm er wahrscheinlich gar nicht recht wahr – er setzte seinen Statthalter ein und zog weiter, dem Endsieg entgegen. Der ist für uns nicht mehr interessant. Sondern uns interessiert nur, wie Ägypten den neuen Herrscher aufnahm und ich kann sagen: es nahm ihn gar nicht auf, es schickte ihn, nach einigen netten Verbeugungen, wieder davon. Selbst die Amunpriester erwiesen sich hier als Patrioten, die dem dummen August ein paar nette Tricks zeigten, ein bisschen vor seiner Nase umherfuchtelten, damit er nicht auf dumme Gedanken käme, und ihn wohlumschmeichelt wieder hinaus komplimentierten. Formal aber gehörte Ägypten nun zum Reich Alexanders

Das hatte Konsequenzen. Alexander selbst hatte noch die Gründung der Stadt Alexandria veranlasst, ihre Grenzen, wie das auch ein ägyptischer König getan hätte, rituell ausgesprochen, sie auf ägyptische Weise geweiht. Nach dem neuen Ort zogen viele, die es in der alten Gesellschaft aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr hielt: zunächst ägyptische Bauarbeiter, die daheim keine lohnende Arbeit fanden, hier aber für ihr Können auch ein Auskommen fanden. Sie gestalteten das ägyptische Gesicht Alexandrias. Dann kamen Architekten aus Griechenland, die in der Heimat keine ordentlichen Aufträge mehr bekamen (es gab kaum öffentlichen Neubau) – sie gaben Alexandria das griechische Gesicht. Denn hier gab es öffentliche Aufträge und Herausforderungen die Menge für

Architekten und Städteplaner. Diese Stadt, halb in der Wüste, halb in der Küstensavanne gelegen, brauchte alles, angefangen von Abwasser- und Wasserleitungen bis zu Straßennetzen und Hafenanlagen. Sie sollte, dies absolut im Sinne Alexanders, eine hochmoderne Stadt werden, mit breiten Hauptstraßen, bequemen Wohnungen, hinter sicheren Mauern, aber doch auch luftig, ohne stinkige Ecken, winddurchweht und blitzsauber. Sie sollte ein Zeichen für die Absichten sein, welche Alexander mit seinem Groß – Griechenland generell verfolgte. Als Handelsstadt bot sich Alexandria mit seinem natürlichen, durch Riffe und Untiefen geschützten Hafen, der zudem von der Küste her kaum wahrnehmbar war, geradezu an. Kein Räuber, kein Aggressor konnte diesen Hafen ohne die Künste eines Lotsen finden – und das war in einem Meer, in dem sardische, illyrische, etruskische und puniberische Piraten ihr Unwesen trieben, wichtig. Vordem hatte hier eine Kleinstadt gelegen – nun wurde hier eine Weltstadt, blieb es bis die grüne Fahne des Propheten wiederum zumindest eine Provinzstadt aus ihr machte. Im Augenblick ist sie wieder auf dem Weg zu jenem Kosmopolitismus, der sie von jeher ausgezeichnet hat. Aber der Weg ist steinig.

Dennoch ist Alexandria das einzige beständige Erbe des Makedonen. Als einzige seiner Gründungen – Städte gründete er noch mehrere – bewahrt sie sein Erbe. Einstmals bewahrte sie auch seinen Leib, denn als Alexander in Babylon starb, da führte man seinen Leichnam gen Alexandria um ihn von dort aus nach Makedonien zu verschiffen, aber Ptolemaios, sein ägyptischer Statthalter und wahrscheinlich auch älterer Halbbruder, raubte den Leichnam und ließ ihn erst in Memphis, dann in Alexandria in einem kostbaren Mausoleum einbalsamiert ruhen. Statt eines goldenen, deckte ihn ein Glassarg – das Kostbarste, was die Zeit zu bieten hatte. Mit Gold war der nach allen Regeln der ägyptischen Konservierungskunst zubereitete Leichnam selbst überzogen. Dort lag er und die neuen ägyptischen Herrscher, Ptolemaios I und seine Nachfahren, mögen zuzeiten an sein Grab gekommen sein, um mit ihm zu feiern oder auch um mit ihm zu trauern, um Rat von ihm zu erbitten oder seine Vermittlung bei den Göttern zu erflehen. In dieser Beziehung lebten Griechen und Ägypter nicht sehr weit getrennt. Die Manen eines Toten besaßen für beide eine in die Zukunft bindende Bedeutung. Alexander, kraft seiner in Ägypten erfolgten Inthronisierung, galt als lebender Gott, seine Verwandten und Nachfahren, auch sie nach ägyptischem Ritus in die Herrschaft eingeführt, als „lebende Götter“.

Diese lebenden Götter erwiesen sich in ihren Taten aber als sehr menschlich, vor allem meuchelten sie einander, dass es seine Art hatte. Mit Glück meuchelten sie einander, denn die Dynastie bestand über dreihundert Jahre, so lange wie seit Menschengedenken in Ägypten keine bestanden hat. Die Könige dieser Epoche führten allesamt den Namen Ptolemaios, wir kommen auf drei-

zehn, die sich nur nach ihren Beinamen voneinander unterscheiden. Die Frauen der Dynastie führten die Namen Berenike, Arsinoë und Kleopatra. Neben ihren griechischen führte sie allesamt auch ägyptische Namen, nur waren diese wohl ihnen selbst unbekannt und gehörten zum Brauchtum eines Landes, welches sie zwar respektierten, aber weder verstanden noch verstehen wollten. Sie selbst blieben, umgeben von Ägypten und Ägyptern, Griechen. Sie verstanden das Ägyptische nicht einmal.

Mit ihnen und ihrem bewussten Griechentum aber breitete sich, gestützt auf die Herrscherfamilie, das Griechische im Lande aus, erreichte die Städte und die Dörfer, wurde Sprache der Politik, des Rechtswesens. Münzen tauchten auf, die ersten die von Ägypten ausgingen, mit den Bildern der Monarchen und ihrer Frauen. Griechische Götter tauchten auf und verbanden sich mit den ägyptischen zu neuen Gestalten, ägyptische Götter bekamen griechische Namensformen, unter denen sie auch von der Dynastie angebetet wurden, und griechische Gesichter. Thot wurde zu Hermes, Iset zu Isis, Wasire zu Osiris, Hor zu Horos, Ptah aber wurde, verschmolzen mit seinem Abbild, dem Apis – Stier zu Serapis, dem Allgewaltigen, dem Herrn der Beständigkeit und des Lebens. Als solcher bekam er ein eigenes Heiligtum in Alexandria. Die Priester des Amun aber, die Alexander gehuldigt hatten auf dass nichts Schlimmeres passierte, gerieten in die Bedeutungslosigkeit und fristeten ihr Leben fern im Süden, unberührt von des neuen Regiments Interessen. Auf sehr direkten Umwegen war es Ptah, und damit dem Geist Ägyptens gelungen, noch einmal eine wesentliche Rolle in Ägypten zu spielen. Nicht nur das, es gelang ihm auch, in die Herzen manches Griechen einzuziehen. Denn das Serapeion in Alexandria entwickelte sich, wie vordem Memphis, zu einer universalen Hochschule. Nur die Gotteswissenschaften wurden an diesem Serapeion nicht gelehrt. Möglicherweise war die Absicht, dies zu tun, durch die vorherrschend griechische Ausrichtung der Hochschule verhindert worden.

Da dies nicht gelang, versuchten die ägyptischen Priester – ebenfalls als Letzte ihrer Art – etwas anderes. Sie legten dem König nahe, hinter dem ersten Katarakt, am Ende Ägyptens, so wie an seinem Nordende Serapis herrschte, wie an einer Haustafel den Süden der Isis, der „großen Mutter“ zu weihen und einen Tempel errichten zu dürfen. Ptolemaios, inzwischen nicht mehr nur Satrap, sondern inthronisierter König Ägyptens meinte, sich gnädig erweisen zu sollen und genehmigte den Bau, stiftete auch die Mittel. So entstand die Hochschule von Philae um den Tempel der Isis herum und war der großen Anderen geweiht, die mit dem Gott herrschte von Ewigkeit zu Ewigkeit. Jahrhunderte haben an diesem Tempel gebaut, noch als das Christentum schon Rom eroberte. Er ist nie wirklich vollendet worden. Denn seine äußere Gestalt war unwichtig.

Innerlich jedoch wurde er schon bald nach seiner ersten Bereitstellung vollendet. Denn sobald seine Magazine aufnahmefähig waren, kamen aus ganz Ägypten die Büchersendungen – alle Tempel des Landes sandten Kopien, wenn nicht die Originale ihrer Gründungsdokumente und ihrer Ritualien, ihrer Theologien, nach Philae. Memphis und Junu, jetzt Heliopolis, verlagerten ihre Bibliotheken nach dem Süden und behielten am Ort nur das Allernotwendigste. Mehr noch – sie schickten ihre Instrumente, ihre Werkzeuge mit, ihre Sämereien, damit in Philae eine ebenso gute Pharmazie blühen sollte wie einst am Tempel des Ptah. Sie schickten ihre Sternenkarten und Kalender mit, damit die Wissenschaft von Atum – Re nicht untergehe. Per Bast spendete von seinen Aphrodisiaka und schickte auch gleich die Rezepturen mit. Die Priester des Wasire von Abodu, die es nicht weit hatten, schickten alles nach Philae was man über das Konservieren von Königsleichen wissen musste. Was sie nicht hatten, ergänzten die Freunde aus Busiris im Norden. Kurzum Philae wurde zu einer ägyptischen Arche Noah und das ist wörtlich zu nehmen, denn auch regelrechte Zuchtstämme fanden den Weg dorthin, Pflanzen wie Tiere. Sie sollten auf dem Gottesland weiden und auf den Gottesäckern zu beiden Seiten des Stromes wachsen. So war Ptah in diesen letzten Jahrhunderten ägyptischer Selbständigkeit im Norden und Süden des Reiches gleichermaßen gegenwärtig: im Norden als in die griechische Philosophie und Wissenschaft einmündende Weisheit Ägyptens, im Süden als Bewahrer der ältesten und besten Traditionen des Landes. Je näher der nächsten Zivilisation, umso moderner gab sich Ptah im Serapeion, je näher den Ursprüngen, umso bewusster der eigenen Traditionen und ihres Wertes.

Es schlug auch ein Funke aus der Fackel und entzündet von neuem ein Feuer, aber Ägypten war es nicht mehr, welches dieses Feuer empfing: es war Griechenland, es war die Kultur der hellenistisch – römischen Antike. Alexandria wurde zum Brennpunkt der Alten Welt, nicht nur was die Wirtschaft und die Künste anging, sondern und vor allem in Bezug auf die Wissenschaften. Das Serapeion zog Gelehrte und Studenten aus aller Welt an und lehrte alle Welt. Es empfing aus aller Welt den Schatz der Natur- und Geisteswissenschaften, der in der Bibliothek verwahrt wurde – aber nicht nur verwahrt, sondern auch vervielfältigt und von dort ging er wiederum aus in andere Regionen. Serapeion und Bibliothek, dazu das Museion, die Kunsthochschule, wetteiferten miteinander um den höchsten Rang bei der Vermittlung, Bewahrung und Erweiterung des Wissens der Welt.

In Philae aber sahen die Dinge anders aus: zwar bewahrte und vermehrte man das Wissen der Alten, belebte längst vergessene Traditionen wie die Ordination neu und machte sich daran, dem Land eine neue, wirkmächtige Priesterschaft zu stiften – aber über Ägypten strahlte Philae nicht hinaus. Nun – in nicht einmal dreihundert Jahren wieder aufzubauen, was zuvor in anderthalb Jahr-

tausenden entzwei gegangen war, das ist eine Leistung, die ebenfalls ans Wunderbare grenzt. Nach etwa anderthalb Jahrhunderten entsprach der geistige Standard Ägyptens wieder ungefähr dem des Alten Reiches. Dass es nur eine kurze Winterblüte sein sollte, sah man ihr nicht an. Sie blühte auch gerade lange genug, um ihre Frucht zu bilden und ihren Samen zu verstreuen. Ein günstiger Wind nahm ihn auf und trug ihn über den Sinai. Ob der Wind wirklich günstig war, würde sich freilich erst zeigen müssen.

3.3. Der letzte Seufzer

Sie war die jüngste Tochter des ägyptischen Königs Ptolemaios XIII Auletes, Flötenspieler genannt, weil er bei den Begängnissen des Dionysos, den er fromm verehrte, die große Flöte spielte. Dass sie Königin werden würde, war mehr als unwahrscheinlich, denn Ptolemaios XIII hatte zwei gesunde Söhne, die allerdings jünger als die Mädchen waren, und noch zwei ältere Töchter, die nach altem ägyptischem Recht ja ebenfalls Thronanwärterinnen waren. Aber ihr Vater vermählte sie mit seinem ältesten Sohn, ihrem Bruder Ptolemaios, dem XIV dieses Namens. Daher war sie Thronerbin. Dass er dabei an den Bestand des Reiches dachte und weniger an seine Kinder, kann ihm niemand übel nehmen, denn Ptolemaios steckte in Nöten. Er hatte den Kardinalfehler aller Könige gemacht, und sich der neuen Macht verschuldet, die das Erbe Alexanders angetreten hatte: Rom.

Rom lieh den Königen des Mittelmeeres großzügig Geld zu allerhand Geschäften und fragte nicht nach dem Verwendungszweck. Aber es ließ sich die Gabe stets gut bezahlen und fragte dann auch nicht nach dem Grund einer Verzögerung. Rom wurde also ungemütlich, und Ptolemaios, der es immerhin mehrfach hatte hinhalten können, wurde es langsam etwas wärmer auf seinem Thron. Noch war Rom in seinen eigenen Angelegenheiten begriffen, ein Bürgerkrieg tobte zwischen Caesar und Pompeius, aber der würde enden und was dann? Dann würde Ägypten zweifellos bis auf die Haut ausgeplündert werden. Damit das nicht geschah, brauchte Ägypten einen starken Herrscher oder eben eine starke Herrscherin. Aber die beiden Söhne des Ptolemaios waren keine starken Herrscher, sondern Knaben. Die Schwestern der Kleopatra waren, um es unhöflich zu sagen, verwöhnte Zicken. Sie war die Einzige, die sich für die Dinge des Staates interessierte – nicht weil sie dazu veranlasst wurde, sondern aus eigenem Antrieb. Sie liebte in der Tat ihr Vaterland, wie es ihr späterer Königsname „Philopator“ auch besagen kann.

Ein Viertel ägyptisches Blut floss in ihren Adern, denn Kleopatras Mutter war eine Nebenfrau des Ptolemaios aus dem Geschlecht des Nektanebo II. Sie hatte eine ägyptische Kinderfrau, die ihren Sinn für ihre Herkunft schärfte. Sie hatte ägyptische Diener und sie war der einzige Mensch aus dem Geschlecht der Ptolemäer, der je Ägyptisch lernte und sprach. Sie wird erfahren haben, dass in

Ägypten die Rolle der Frau eine grundlegend andere war als in Griechenland, dem sie durch die Kultur ihrer Familie ebenfalls zugehörte. Griechisch, genauer die Koine des Hellenismus, war ihre Muttersprache. Die Atmosphäre ihrer Familie war griechisch – das Intrigengeflecht und die Gewaltsamkeit einer Atridentragödie, gepaart mit ebenso viel Anmaßung und Herrschgier. Selbst auf die Mitglieder des Kronrates färbte diese Atmosphäre ab, sie hofften, durch die Knaben selbst zu herrschen. Die Sache mit den römischen Schulden hofften sie durch entsprechende Dienste aus der Welt zu schaffen. Sie ermordeten den Caesargegner Pompeius, als er sich nach Ägypten wandte in der Meinung, dort wie ehemals willkommen zu sein. Aber mit Blut zahlte man Roms Schulden nicht. Also zog Caesar, als er mit den Schuldscheinen des Rabirius kam, nicht dankbar wieder ab, sondern mimte den entrüsteten Römer und blieb.

Er war in ein Wespennest gekommen und merkte das bald. Jedes dieser Königskinder, die einander Thronnachfolger werden sollten, war mit jedem zerstritten. Berenike, die Älteste, verschwand auf unbekannte Weise von der Bildfläche. Arsinoë arbeitete mit allen Mitteln gegen Kleopatra und den vierzehnten Ptolemaios, der nach seines – inzwischen verstorbenen – Vaters Willen König sein sollte. Kleopatra endlich stand gegen alle: gegen die Schwester und die beiden Brüder, deren einer ihr Gemahl war – ihr Kindgemahl. Das Kindergezänk nahm äußerst blutige Formen an, entwickelte sich zu einem regelrechten Krieg. Wenn Caesar hier Geld haben wollte, musste er erst einmal Ordnung schaffen und das in einer ihm tief feindlich gesonnenen Umgebung, denn Auletes hatte es immerhin noch fertig gebracht, die Meinung des gesamten Volkes (nicht nur der Alexandriner) gegen Rom zu mobilisieren, als er die Kronjuwelen, den heiligen Schatz Ägyptens, auf's „Finanzamt“ tragen ließ.

Kleopatra hatte vor ihrer Schwester die Flucht ergriffen, etwas anderes blieb ihr nicht übrig. Als aber Caesar in Ägypten landete, fasste sie einen genialen Entschluss. Sie beschloss, ihn aufzusuchen und indem sie ihre Person einsetzte ihn, der als Würger kam, zur Schutzmacht Ägyptens „umzufunktionieren“. Natürlich sollte er auch sein Geld haben – schließlich hatte er Rabirius bezahlt – aber gemacht und unter normalen Bedingungen wie das zwischen souveränen Staaten auch damals schon üblich war. Es sollte kein Vorwand sein, Ägypten zu besetzen. Die Rechnung ging auf, es gelang ihr, den großen Römer und Frauenkenner zu faszinieren. Aber auch sie wurde, wider Erwarten, von ihm, dem Visionär fasziniert und aus der beiderseitigen Faszination wurde wirkliche Liebe. Caesar liebte in ihr die ebenbürtige Souveränin, die Erbin uralter Traditionen und weitschauende Politikerin – sie mag in Caesar den Menschen geliebt haben, der auf der Höhe der Macht und erfahren in allen Dingen des Krieges wie des Friedens, dennoch sich Menschlichkeit bewahrt hatte – der zu -

dem in seinem Verstand, wie sie selber, übers Gegebene hinaus zu reichen verstand. Die Kraft Roms vereint mit dem Geist Ägyptens – das war die Vision, die sie über die reine Geschlechtlichkeit hinaus verband. Rom brauchte den monarchischen Gedanken, und Ägypten war genau in diesem Gedanken Meister, beherrschte ihn seit dreitausend Jahren in allen Tiefen. Ägypten war alt geworden, aber Rom war jung und konnte der Erbe dieses Geistes werden. Kleopatra kannte diesen Geist vom Grund auf – durch ihr eigenes Bemühen, aber auch durch die ständige Gegenwart Ägyptens in ihrem Leben. Sie philosophierte nicht über ihn, sondern sie lebte ihn, soweit das einer nicht ordinierten Persönlichkeit möglich war. Sie lebte ihn im Verein mit ihrer griechischen Kultur, denn der Geist Ägyptens schließt nicht aus, er vereinnahmt auch nicht, er lässt gelten.

Wir wissen, wie die Geschichte ausging. Caesar wurde ermordet und damit starb der Traum von der ost – westlichen Großmacht. Antonius, der als Teilmonarch des Ostens und alter Freund Caesars in den Osten, nach Tarsus, kam, um dort die Interessen Roms zu wahren, war ihm in keiner Weise mehr ebenbürtig. Dennoch bemühte sich Kleopatra auch um ihn, um dem Reich wenigstens eine Atempause zu sichern. Denn nun war nicht mehr nur das Geld ein Konfliktpunkt zwischen ihr und Rom, sondern auch ihr Kind von Caesar, das, von ihm anerkannt, der geborene Rivale des Princeps Octavian war, des testamentarischen Erben. Dieses Kind, als Ptolemaios XVI Kaisarion bereits als Säugling ihr Mitregent, sollte erwachsen werden und Ägyptens Herrschaft übernehmen können. Dazu brauchte sie wiederum den Schutz der neuen Weltmacht – gegen Octavian, deren Lenker. Für diesen Schutz brauchte sie Antonius, der mit Octavian eh nicht auf gutem Fuße stand. Sie war entschlossen, sehen wir, dem Unbill zu trotzen, welches das Schicksal ihr in den Weg gelegt. Und bis zur Seeschlacht von Actium stand auch alles durchaus in der Waage. Das Pech war nur, dass weder sie noch Antonius die besseren Feldherren waren, sondern die waren bei Octavian. Die Ägypter kannten sich mit Seeschlachten nicht aus, bei den Römern standen nicht genug strategische Köpfe zur Verfügung, so wurde das Treffen trotz zahlenmäßiger Übermacht zum Fiasko. Als sichtlich nichts mehr zu retten war, rettete Kleopatra ihr Leben – das kostbarste Ägyptens – durch die Flucht, und Antonius tat es ihr, allein aus der Erwägung heraus, in Ägypten neuen Rückhalt finden zu können, nach. Er gab die verlorene Sache verloren – aber Kleopatra gab nun ihn verloren und sei es nur in der Aufwallung eines Unwillens über seine mangelhafte Begabung. Sie hatte von Caesar her Maßstäbe dafür, was ein Feldherr ist. Antonius dies erfahren, und er gab seine Hoffnungen verloren – war stets und immer wieder in seinen Entscheidungen viel zu spontan, um auch die richtigen zu treffen. Im Grunde war er nur ein lieber, großer Junge, der leicht weinte. Das Leben, das er

führte, das Leben eines Königs von Ägypten³², überforderte ihn maßlos, auch die Rivalität mit Octavian, zu er ihn seine Stellung immer wieder zwang und die er manchmal gar nicht mochte, zerrte an ihm und machte ihn mürbe. Er stürzte sich in sein Schwert und zum Tode verwundet ließ er sich zu Kleopatra tragen, die an alles gedacht hatte, aber nicht daran, Antonius ernstlich ihre Gnade und Liebe zu entziehen. Sie war nur ungehalten gewesen, gesetzt, was man Antonius gesagt hatte, wäre wahr gewesen. Auch diesen Rest kennen wir, das Ende einer der ganz großen Liebesgeschichten, die vielleicht gar keine war, es vielleicht auch in diesem Moment nicht wurde, sondern der letzte Seufzer, mit dem eine Menschheitsidee wenigstens vorläufig sich von der Welt verabschiedete. Ägypten starb in Würde und mit ihm starb ein Teil von Rom – derjenige, welcher sein Erbe hätte werden können.

4. Provincia Aegyptus

4.1. Des Kaisers Hab und Gut

Im Jahre 30 vor unserer Zeitrechnung war Octavian, nachmals Kaiser Augustus, der Herr Ägyptens. Kleopatra, die letzte Nesut – denn anders kann man die Griechin schlechterdings nicht sehen – war durch eigene Hand geendet. Kaisarion, ihren Sohn und Caesars, den leiblichen Erben des Imperiums, ließ Octavian rasch ermorden. Die Kinder der Kleopatra mit Antonius wurden Octavia, der römischen Witwe des Antonius und Schwester Octavians, zur Erziehung übergeben und ihre Nachkommen sollten noch eine Rolle in der dynastischen Geschichte des römischen Reiches spielen. Aber diese Rolle war nicht mehr die von Königen oder gar Kaisern.

Aber Ägypten, wiewohl nun Teil des Imperium Romanum, behielt dennoch eine Sonderrolle. Es wurde Provinz – aber es wurde als Provinz kaiserliche Domäne, seine Abgaben flossen allein in den kaiserlichen Privatschatz. In Ägypten gab es keine Steuerpacht, die sonst in den Provinzen den Leuten das Leben zur Hölle machte, denn diese Publicani bereicherten sich hemmungslos. In Ägypten erhob der Princeps und später der Kaiser das, was er persönlich benötigte. Das war nicht unbedingt eine Erleichterung, denn die meisten der öffentlichen Vorhaben³³, der Bau neuer Tempel, neuer Straßen und Wasserleitungen, der

³² In Alexandria wurden Statuen aus dem Meer gefischt, auf denen Antonius den Nemes trägt.

³³ Ähnlich unseren kommunalen Etats waren auch die der römischen „öffentlichen Hand“ stets knapp bemessen und reichten, wenn überhaupt, nur für die „Sozialunterstützung“ die Bestallung der Polizeitruppen (nicht der Ädilen [Marktpolizei], die mussten sich selbst bezahlt machen) und die übrigen notwendigsten Versorgungsaufgaben. In allen investiven Bereichen des öffentlichen Lebens war der Staat auf die private Initiative angewiesen. Nur sehr selten wurden

Unterhalt der umfangreichen palatinischen Hofhaltung, der kaiserlichen Militärs, die Gründung von Städten und ihre Erstausrüstung – all das war Sache der kaiserlichen Kasse und hinzu kamen die Förderung der Künste, der Wissenschaften, durch geeignete oder auch geeignet erscheinende Projekte. Aber dennoch war das ägyptische Steueraufkommen berechenbarer als das in den anderen Provinzen und Octavian tat denn auch den Teufel, ein neues Steuerrecht einzuführen – er ließ die ägyptischen Beamten weiter arbeiten, denn die kannten das Land und die Leute am besten. Er nahm sogar den ägyptischen Kataster zum Vorbild für seine eigene Reichsinventur, die er – 30 begann und im Jahre 7 unserer Zeitrechnung abschließen konnte³⁴. Er ließ die ägyptische Religion, die Tempel und Schulen unbehelligt, stiftete sogar selbst noch Bauten und Gelder, denn als Römer wie als Nachfolger der Nesut widerstrebte es ihm, Götter zu beleidigen³⁵. Er förderte Alexandria nach allen Regeln der Kunst und bemühte sich, die durch den ersten Brand der Bibliothek und des Museions entstandenen Schäden rasch zu kompensieren. Auch ließ er es zu, dass man ihn in Ägypten mit dem Nemes, dem königlichen Kopftuch, darstellte, denn ihm war daran gelegen, dass die Ägypter sich unter Roms Ägide nicht bedrückt fühlen sollten – jedenfalls nicht mehr als sie es vordem schon gewesen. Er war nicht einer der Ihren, aber er wollte, dass sie sich fühlten, als wäre er es.

Sie taten es nicht. Sie reihten Octavian und die ihm folgenden Kaiser niemals in die Reihe der Nesut ein. Sie behandelten sie achtungsvoll, aber als Fremde und als Unwissende zudem. Sie willfahrten ihm und seinen Nachfolgern in allem was billig war und was sie nicht vermeiden konnten, aber sie blieben, und das gerne, unter sich. Nun war es, da die Nesut dahin gegangen, der Geist Ägyptens allein, der noch Ägypten regierte.

4.1.1. Philosophie und Mysterium

Man kann nicht sagen, dass er in dieser Aufgabe versagt hätte. Er übte sie nur sehr diskret. Aber nicht so diskret, dass niemand etwas davon mit bekommen hätte, im Gegenteil: die halbe Welt, wenn nicht die ganze, kam nun nach Ägypten. Ägypten wurde das älteste Tourismusland der Menschheitsgeschichte, denn es gab organisierte Reisen, die im Linienbetrieb via Alexandria und den Nil hinauf, oder auch durch den Kanal, den antiken Vorläufer des Suezkanals,

öffentliche Projekte durch den Senat, also aus Staatsmitteln, finanziert. Der Kaiser war in diesem Raster ebenfalls nur Privatperson.

³⁴ Irgendwann kam das natürlich auch mal nach Palästina.

³⁵ Jahve machte da allerdings eine Ausnahme, denn ihn konnte Octavian nicht leiden, aber er bemühte sich, auch da wenigstens die persönliche Form zu wahren. Das änderte nichts daran, dass er von Jahve und den Juden nicht viel hielt.

nach Naukratis und von dort aus weiter³⁶, gebucht und abgefahren werden konnten. Der Kaiser, der an diesem Betrieb mit verdiente, hinderte ihn nicht. Sie zogen hin wie heute die Deutschen nach Mallorca ziehen – aber sie zogen alle am Land vorbei. Mit den Bewohnern kamen alle diese Touristen – ebenso wie die Touristen heute – kaum in Berührung und wenn, dann beschränkten diese Kontakte sich auf die Erfordernisse des Reisens, Herbergens, Essens und Trinkens, der notwendigsten Erklärungen zu den ägyptischen Monumenten, die bevorzugte Objekte der Neugier waren. Natürlich wären die Ägypter nicht die Ägypter gewesen, wenn sie diese Neugier nicht noch mit entsprechenden Geschichten gesteigert hätten. Sie wussten gut, wie man einem solchen Greenhorn aus meinetwegen Philippopel am hinteren Bosporus, einen Bakschisch extra am Finanzamt vorbei aus der Nase zauberte. Sie waren alle geborene Poeten und Geschichtenerzähler und sie hatten ihre Genugtuung dabei, die Sieger und ihren Anhang mächtig an der Nase herum zu führen. Wenn einer der Fremden einen guten Einfall hatte (zumeist meinte nur er das) dann nickten sie ergeben und wichtig und ermunterten so manchen braven Mann zu manchen unkonventionellen Ideen. Die fuhren dann nach Hause und fabelten von den erleuchteten Gefilden am Nil und – die Branche war um eine Buchung reicher.

Aber nicht nur die Tourismusbranche wurde um Attraktionen bereichert – die zuweilen zwar keine waren, aber das ist nicht so wichtig. Auch in spiritueller Beziehung bot sich der Geist Ägyptens dem staunenden Publikum dar und schlug es in seinen Bann. Er tat das auf mehrfache Weise und in mehreren Ausfertigungen.

Alexandria bewahrte den Schatz der griechischen Philosophie, wie er sich in den letzten Jahrhunderten angesammelt hatte. Wahrscheinlich ist, dass Alexandria auch einen Teil der ägyptischen Philosophie bewahrte, wie er sich eben einem nicht ägyptischen Verstand zu erschließen vermochte. Wahrscheinlich ist auch, dass das Magazin von Alexandria exotische Schriften bewahrte. Am Indus gab es noch Leute, die das Griechische beherrschten. Das heißt alles gab es in Alexandria wohl nicht zu lesen und zu sehen, aber zumindest das, was ein Grieche oder ein Römer begreifen konnte, wenn er zumindest seinen Parmenides, seinen Heraklit und seinen Pythagoras kannte. Aus der ganzen antiken Welt strömte nun die Jugend nach der Stadt der Wissenschaften, aber nicht nur die Jugend kam, sondern auch die Alten hielten es für eine Ehre, in Alexandria, an einem der Bildungsinstitute, zu lehren – und dabei auch zu lernen, denn es ist ein Irrtum, dass ein altes Gehirn nicht mehr lernen kann. Es will zumeist nur nicht, weil es auf die Fülle seiner Erfahrungen, die es bis

³⁶ Strandleben wie heute am Roten Meer war damals allerdings nicht üblich. Badebetrieb hingegen schon im Sinne eines dolce far niente.

hierher brachten, zu stolz ist. Zuweilen ist dieser Stolz – Moden gegenüber – auch gerechtfertigt, man braucht nicht jeden Mist mitzumachen nur weil es ihn gibt und ist durch dieses Wissen den Jungen gegenüber im Vorteil. Zuweilen aber auch ist er es nicht und man tut gut daran, sich an neue Sichtweisen zu gewöhnen wie mit dem Umbau der newtonschen Physik geschehen ist.

Beinahe noch wichtiger aber als die Verbreitung der Philosophie war die Umwälzung der Religion, die ebenfalls von Ägypten, svw. Alexandria, ausging. Um diese Umwälzung zu verstehen, müssen wir uns allerdings etwas vom Geist Ägyptens weg bewegen. Wir müssen uns die Grundlagen der antiken Religionen ansehen. Denn diese Religionen waren von unserem Begriff der Religion ganz und gar verschieden. Wenn heute jemand Religion sagt, dann meint er Glauben an eine schicksalhafte Macht, die sein ganz persönliches Leben bedingt und lenkt und die auf ganz unmittelbarem Wege mit ihm verbunden ist, nämlich durch seinen betenden Glauben. Das war in der Antike völlig anders. Die Götter der Antike bildeten sozusagen einen eigenen Staat, der von dem der Menschen nur dadurch abhing, dass sie deren Opferbrauchten. Ansonsten genügten sie sich selbst und Epikur schrieb nur auf, was damals jeder dachte: die Götter sind für das menschliche Leben eigentlich nicht relevant. Sie sind da, aber sie handeln nicht, zumindest nicht an der Welt. Sie melden sich nur, wenn ihr Weidevieh, die Menschen, sich nicht so verhält, wie sie es für notwendig halten. Aber sie garantieren in ihrem Dasein die Existenz der Welt indem sie bestimmte Prinzipien verlebendigen: Wetter, Fruchtbarkeit, Gerechtigkeit, Aggressivität, Zerstörung, Treue, Verstand und so weiter, was immer man unter Prinzipien verstehen mochte. Die Formulierung solcher Prinzipien war kulturabhängig und die Rangstellung derselben differierte je nach den Prioritäten einer bestimmten Kultur. Mit diesen Prinzipien zu verkehren war ein Wagnis, mit ihnen privatim zu verkehren unmöglich. Nur der Repräsentant der Gesellschaft konnte sich einen intimeren Verkehr mit den Göttern leisten – wenn er sich den denn leistete. Die meisten Repräsentanten leisteten sich einen solchen erst, wenn sich bei ihnen der Größenwahn schon fertig ausgebildet hatte. Im Normalfalle waren für den Verkehr mit den Prinzipien Fachleute zuständig: die Priester.

Antike Priester waren keine Seelsorger. Sie waren auch nicht die berufenen Vermittler von Sakramenten, sondern sie waren Magier. Sie leiteten keine Gemeinden von Gläubigen, sondern sie verwalteten Tempel, die auch ohne Gläubige funktionierten. Als solche Fachleute standen viele Priester im Staatsdienst – nur die eher volkstümlichen Gottheiten von Wald und Flur wurden durch von den Kommunen unterhaltene oder gar ehrenamtliche Priester versorgt. Antike Priester waren Funktionäre, Sachverständige, als solche auch mit Orakeln betraut, und, und das ist sehr wichtig, eben Botschafter der Gesellschaft bei den Göttern. Ein einfacher Mensch aus Athen oder aus Ephesus, zu

schweigen von Rom, ging nicht mal eben in den Tempel um zu beten – er mied eher die Tempel als unheimliche Orte in denen Seltsames, Schockierendes vorgeing.

In Ägypten war das etwas anders. Zwar gab es auch hier Tempel, gewaltige Anlagen, an denen oft Generationen bauten. Zwar gab es auch hier Götter, die ebenso Prinzipien darstellten wie anderswo, aber welche Prinzipien waren das? Der Geist des Schaffens, des Bewahrens, der Liebe, aber auch des erzieherischen Schreckens (Sachmet) das Prinzip der Lebensfeindlichkeit wie das Prinzip des Lebens, sie alle waren in einem Pantheon friedlich, von gelegentlichen Reibereien abgesehen, vereint. Sie so harmonisch vereint zu halten, war, wir sagten es schon, Sache der Theologen.

Aber die Ägypter hatten seit Urzeiten neben den allgewaltigen Prinzipien, die in der Maat gipfelten, auch Götter, zu denen sie in sehr intimer Beziehung standen: jede Familie hatte ihre eigene Gottheit, die sie frei wählte und nach Bedarf wechselte. Zu diesen Gottheiten zählte Thoëris, das Nilpferd, aber auch Bes, der Zwerg und Bastet, die Katze, aber man kann nicht verallgemeinern, und sagen: es waren die Tiere, die alten Totems und Fetische. Denn niemand wäre auf den Gedanken gekommen, den Upauat zu wählen, den Totenführer oder Sobek, den Herrn des jähen Todes. Niemand, der nicht König war, hätte Hor verehrt, den Herrn des weiten Horizontes. Aber Ptah war durchaus nicht nur an Königshöfen und in Tempeln zu Hause, sondern auch in Handwerker- und Künstlerhäusern, und so gab es sicher noch mehr „Hochgötter“ die auch für den privaten Verkehr annehmbar waren wie Hathor oder eben Iset. Es gab Könige, die sogar Seth privat verehrten.

Diese private Verehrung war kein Opferdienst. Freilich wurde auch geopfert, aber das Hauptgewicht lag in der Vertrautheit zwischen Gott und Individuum. Hier gab es das persönliche Gebet, das private, vertrauliche Anliegen, das auch Kleinigkeiten regelte. Hier gab es die Zuversicht, dass der Gott – mein Gott – seinem Gläubigen, für den er oft „der Gott“ schlechthin war, den „schönen Westen“ öffnen werde, da er sein Herz kannte und für ihn sprechen werde beim Letzten Gericht. Die später im Juden- und Christentum ³⁷ verbreitete Lehre vom Letzten Gericht ist ägyptischen Ursprungs. Allerdings nimmt sie andere Formen an, wird zur universalen Institution, aber der Kern bleibt der Nämliche: dass der Gläubige sich zu rechtfertigen und sein Urteil zu empfangen habe.

³⁷ Das Paradies des Islam mutete in seiner handfesten Beschränktheit wie eine Pop – Version der anderen Typen an. Übrigens hat das muslimische Paradies eher etwas von den jüdischen als von den christlichen Vorstellungen geerbt: die Toten schlafen bis sie von Allah zum Gericht auferweckt werden. Nur die Helden des Jihad gelangen vorzeitig ins Paradies. Ähnlich geht es im Judentum vor sich, wo nur ganz wenige Heroen der Ehre eines sofortigen Aufstieges zu Jahve gewürdigt sind: Mose, Elia, Abraham.

Hier geht alles „ziviler“ als ein kontinuierlicher Prozess vor sich und auch diesem Modell begegnen wir in der *justificatio perpetua* der katholischen Lehre. Für alles aber gilt: gläubiges Vertrauen des Menschen öffnet ihm den Weg zu einem glücklichen Leben im Jenseits und darauf kam es dem Ägypter ebenso an wie dem Griechen und dem Römer, nur hielten Letztere es für weniger wahrscheinlich. Ihre Totenwelt war das graue Reich der Schatten und Manen, dafür kannten sie kein Gericht, sondern die Aufnahme in die elysischen Gefilde war eine seltene Auszeichnung, die in den Götterhimmel kam so gut wie nicht vor.

Man kann sich nach alledem denken, dass das spirituelle Leben des „kleinen Mannes“ in der hellenistisch – römischen Antike einigermaßen trostlos war. Zwar konnte er sich auf das ordnungsgemäße Funktionieren des Staates soweit verlassen als die Kultfunktionäre alles dafür Notwendige taten. Aber sein eigenes Schicksal war in dieses Funktionieren durchaus nicht inbegriffen. Um ihn scherte sich keiner der Himmlischen. Er hatte nicht, wie die Ägypter, einen himmlischen Fürsprech und Kurator. Er hatte die Manen – aber die waren auch eher statische Figuren eines nicht näher definierten grauen Reiches, anwesend zwar, aber doch eher als Hoffnung, denn als Gewissheit. Vor die Laren, die Vorfahren, trat der Lateiner in allen wesentlichen Familienangelegenheiten – aber nicht im persönlichen Gebet. Jede Verrichtung des Alltags hatte ihren Genius – aber die Verrichtung, nicht die Verrichtenden. Der Grieche hatte noch weniger, er hatte nicht einmal die Ahnen, nicht einmal die beseelten Genien der Dinge. Klar, dass es einen Epikur geben musste, der dann alles insgesamt in den Papierkorb knüllte, da dessen Ineffizienz erwiesen war. Klar, dass ein Aristoteles kommen musste, der die ganze Götterwelt als indifferenten Ausdruck einer gänzlich unwesenhaften allgemeinen „Vernunft“ = Logik beiseite legte. Klar, dass ein Plato kommen musste, der den Göttern nichts, den Erscheinungen alles abgewann. Klar, dass Naturbilder die griechische Philosophie stets mehr und tiefer anregten als die Dinge zwischen Himmel und Erde.

Nun kam, mit der Ausdehnung des Imperiums, allerdings Leben in diese erstarrte Szene. Denn aus den fremden Gebieten drangen fremde Kulte nach Rom und entzündeten dort halb oder ganz vergessene autochthone Traditionen. Einige dieser Anregungen kamen sogar aus Hellas, dem unterworfenen, selbst, denn dort hatten Gebildete sich auf ihre uralten Wurzeln besonnen, die Demeter hießen, Kore, also Persephone, Bakchos – Dionysos, der Patron des schamanischen Rausches, Orpheus, der Heros des Klanges, der den Menschen in ungeahnte Tiefen des Geistes zu führen vermag weil er selber Geist ist. Aber auch die Gestalt des Herakles, des einzigen Menschen der jemals Eingang auf dem Olymp fand, wurde zu einer – frühen - Erlöserfigur, zu einem Menschenfreund, einem „wahr Mensch und Gott“ als ideeller Vorläufer

Christi. Es bildeten sich also weithin, einfach aus dem Bedürfnis der Menschen heraus, aus ihrer geistigen Verlassenheit, neue religiöse Muster.

Rom wehrte sich. Die fremden Götter durften die Stadt nicht betreten, sie wurden auf dem Marsfeld einquartiert und durften es bei Strafe nicht verlassen. So tolerant Rom sonst war, hier zeigte es sich zimperlich. Man fürchtete, dies des Pudels Kern, einfach die angestammten Mächte durch den Einzug neuer Kräfte womöglich zu verärgern. Als sich herausstellte, dass der Zuzug der Fremden Rom und seiner Expansion nicht im Mindesten schadete, ließ man die Verehrung der Fremden in privatem Rahmen zu – allerdings baute man ihnen keine Tempel – oder doch nur selten. Es gibt einen Tempel der Kybele in Stadt - Rom, aber keinen der Isis und auch keinen des Mithras. Es gibt Mithräen, aber keinen Tempel des Bacchus. Es gibt einen Tempel der Magna Mater, hinter der die Demeter steckt, aber keinen des Serapis. Dem vorzubeugen, dass sich einer dieser in der Stadt nicht zugelassenen Götter beleidigt fühlen könnte, baute erst Hadrian allen Göttern des bekannten Erdkreises seinen Tempel, das Pantheon. Damals war das Marsfeld bereits Teil der Stadt.

Aber diese Tempel waren nicht die Stätten der persönlichen Frömmigkeit. Das waren vielmehr die Mysterienschauplätze. Davon gab es große, zentrale, mit Wallfahrtscharakter wie die Ebene von Eleusis in Griechenland. Aber und diese bestimmten das Erscheinungsbild des Mysterienglaubens, es gab unzählige kleine. Die neue Religion war nämlich in ihrer Hauptsache dezentral. Man traf sich überall: in den Villen der Reichen, in Versammlungslokalen der Berufsverbände und Bürgerschaftsvereine, in Kellern, auf freiem Feld, im Wald, in den städtischen Parks. Jedes Zimmer konnte – mit wenigen Ausnahmen – zur Kultstätte werden, in der nicht ein Priester fungierte, sondern eine Gemeinde ihrem Gott auf jeweils ihre Weise huldigte. Das war durchaus neu, so etwas gab es auch in Ägypten nicht. Dort zelebrierten Priester den Kult, opferten, sangen und tanzten auch vor dem Gott, während eine andächtige Menge in den Höfen ihnen lauschte. Da jeder Ägypter, der einen Verstorbenen in der Familie zu beklagen hatte, auch auf irgendeine Weise Priester war, relativierte sich das Zugangsverbot zum inneren Hof für Nichtpriester ja erheblich, so dass man mit einem dankbaren Publikum rechnen konnte – freilich nicht im Saal, dort hatten nur die Ordinierten Zutritt. Hier aber weilten alle in demselben Saal, sahen das Gleiche, hörten das Gleiche, was sie dachten, bleibt uns verborgen, was sie fühlten ebenfalls, aber es muss tröstlich genug gewesen sein, da sie gern wiederkehrten. Ausgiebige Gastmähler schlossen sich zudem den Gottesdiensten an. Man blieb, da diese Versammlungen zumeist am späteren Abend stattfanden, bis in den Morgen beieinander ³⁸.

³⁸ Es ist anzunehmen, dass die Versammlungen auf solche Abende gelegt wurden, welche arbeitsfreien Tagen vorangingen. Zwar kannte die Antike keine regelmäßig wiederkehrenden

Das spezifisch Ägyptische an diesen so genannten Mysterien ist einmal die Wahl der Götter – zumindest zwei von ihnen sind ägyptischen Ursprungs – dann aber die Struktur, welche die meisten Mysterien nach der und während der augusteischen Zeit annahmen. Nur die Mithrasreligion behielt ihr „barbarisches“ Gepräge und blieb vornehmlich Religion der Soldaten. Die anderen Mysterien schwenkten ein auf den Ritus – nicht viel mehr als diesen – der Ordination. Der „Myste“ also der Gläubige, ging bei seiner Einweihung (und die brauchte er unbedingt um mitspielen zu können) auf eine spirituelle Reise durch den Kosmos, auf der er sich selbst und seinem Gott begegnete, mit ihm eins wurde und fortan folgerichtig nicht mehr war wie alle Menschen. Sondern er war, mitten im Leben, bereits ein Gestorbener und damit Geretteter, das glückliche Jenseits an der Seite seines Gottes war ihm bereits garantiert. Darüber hinaus war seine Bindung an den Gott seiner Wahl eine ganz intime und persönliche – eine, die das persönliche Gebet, das persönliche Opfer kannte. Als die Erkenntnislehre sich dann, von Alexandria her, im Mittelmeerraum verbreitete, konnte sie auf diese Gewohnheiten bereits zurückgreifen und sie hat das auch getan. Nur erstreckte sich bei ihr die spirituelle Reise auf einen längeren Zeitraum der Vorbereitung und Annäherung an das gemeinte Ziel. Nur stand nicht die Begegnung mit einem bestimmten Gott im Zentrum des Interesses, sondern die Begegnung mit dem vitalen Sein und vor allem der eigenen Transzendenz. Der Eleve verschmolz nicht mit dem Gott zu einer neuen Einheit, sondern er wurde selbst zu einem – vorher noch nicht dagewesenen – Gottwesen, als welches er in der menschlichen Erscheinung dann weiter lebte, allen Anderen derselbe, nur sich selbst nicht mehr. Dabei ähnelte die Erscheinung aber dem, was die Mysteriengläubigen erfuhren, wenigstens in der inneren Gewissheit, sodass man davon ausgehen kann, dem Mysten wurde mehr als nur eine Predigt geboten. Dass es in der Erkenntnislehre so war, beweist uns der Umstand, dass es in derselben noch heute so ist. Es wird mehr geboten als auch die ergreifendste Predigt bieten kann. Das aber, was heute wie damals geboten wurde, schreibt sich her aus dem Geist Ägyptens.

Dieser Geist, obschon dabei, sich in die Welt zu wagen, wich doch auch von Ägypten nicht. Lange Jahrhunderte lebte das ägyptische Volk nahezu ungestört seinen Bräuchen und Göttern niemand wagte sich an das, was er zwar nicht verstand, aber was sich anscheinend mit allen und allem vertrug. Ägypten feierte seine Feste, brachte seine Ernten ein, von denen es dem Kaiser in Rom

arbeitsfreien Tage, aber deren doch genug, um solche Versammlungen in regelmäßigen Abständen zu halten. Da die Angehörigen einer Gemeinschaft in der Regel auch benachbart wohnten, ließen sich Versammlungen relativ kurzfristig anberaumen. Das Christentum, (das zunächst weder Sabbat noch Sonntag kannte) aber auch die Erkenntnislehre, haben sich ihrerseits an diesem Brauch bedient.

steuerte, trieb seinen Handel, schrieb seine Bücher und verehrte seine Götter, auch wenn diese mit der Zeit eher ein griechisches Gesicht annahmen. Wir haben Bilder des Stromes, auf denen er einem griechischen Potamos weitaus ähnlicher sieht als dem schwellend mannweiblichen Chapi der konventionellen ägyptischen Kunst. Diese selbst verflachte zusehends. Sie wurde, abgesehen von den immer weiter betriebenen öffentlichen Bauten, zu einer reinen Volkskunst, in der sich griechische, nubische und libysche Reminiszenzen mit der naiven Darstellungsfreude der Fellachen, der ägyptischen Bauern, mischten. Das Demotische wurde vom – mit größtenteils griechischen Lettern geschriebenen – Koptisch abgelöst, das sich in mehreren Dialekten als letzte Stufe des Ägyptischen etablierte. Als Kirchensprache wird dieses Koptische heute noch gesprochen, bis vor mehreren Jahrzehnten war es hier und da auch noch gesprochene Sprache neben dem Arabischen. In diesem Koptisch entfaltete sich eine reiche Literatur zu ganz verschiedenen Themen: Belletristik, Sach- und Handbücher, aber auch Wörterbücher wurden erstellt und Rechtsammlungen. Die meiste Verbreitung aber fanden im Volk neben der Belletristik, die magisch – religiösen Bücher, Traumbücher, Listen von Zaubersprüchen, Handbücher zur magischen Ritualistik. Abergläubisch wie ein Ägypter – das wurde zum geflügelten Wort. Denn je mehr ihre Priester verstummten und sich in ihre Tempel zurück zogen, umso lauter wurden die Ägypter selbst. Der Geist Ägyptens brach sich in den einfachen Ägyptern Bahn, seit ihn die Priester nicht mehr zu kontaktieren wussten. Dass es eine chaotische Bahn war, versteht sich. Eine Achterbahn, bunt geschlungen aus erstaunlichem Bewahrungswillen und kopfständiger Spekulation. Es muss in dieser Zeit geschehen sein, dass Ägyptens Geist sozusagen in den Boden des Landes eingegraben wurde und wer immer heute nach Ägypten kommt, kann ihn spüren. Er vibriert unter den Füßen, schwirrt in der Luft wie ein steter elektrischer Strom, flüstert in den Baumwipfeln und ruft im stets wehenden Wind. In Ägypten ist, Geister zu rufen, keine Kunst, eher schon, ihnen erfolgreich auszuweichen. Man muss schon sehr taub und blind sein, um diese Atmosphäre nicht zu fühlen.

Die Menschen jener Zeit fühlten die Geister auf Schritt und Tritt, sie fühlten ihre Kraft, die bedrohlich werden konnte, aber sie fühlten auch den Schutz, den sie aus dieser Kraft heraus genossen. Ägypten behauptete sich auch ohne seine Könige, ohne seine Priester, es blieb Ägypten, wurde nicht römisch, nicht griechisch, sprach nicht Latein noch die Koine. Im Gegenteil, sein Geist begann, obgleich er daheim blieb und bodenständig, die Eroberer zu erobern. Das Interesse an Ägyptens Gedankenwelt sollte von nun an nicht mehr erlöschen, auch wenn es nicht immer die Nachfahren der antiken Staaten waren, die ihrer eingedenk waren. Isis zog in Rom ein, nahm Serapis mit, und den Horusknaben. Sie kam nicht im Triumphzug und auf hohem Wagen, sondern sie kam direkt in die Herzen der Menschen und bezog dort auf immer Wohnung. Das

ägyptische System ist auf Dreiheiten, Familien, aufgebaut: hier haben wir die erste dieser Dreiheiten, die ihre Staatsbürgerschaft wechselte und Weltbürgerin wurde. Eine andere kam nach: die uralte Dreiheit von Werden, Sein und dem, was sie in Balance hält, der Maat. Die Ägypter haben diese erste Dreiheit nie recht benennen wollen und sie haben gut daran getan. Aber sie haben sie in vielen Texten beschrieben, sind selbstverständlich von ihr ausgegangen als dem anfanglos Existierenden, das aus sich selbst heraus etwas beginnt. In der antiken Welt traf diese erste Dreiheit auf die vorhandene Dreiheit der antiken Philosophie: den Peripatos, die Akademie und die Stoa. Sie vertrugen sich gut miteinander, gaben und nahmen, entwickelten sich aneinander weiter. Sie wirkten vereint auf die Nebenlinien der Philosophie, die mystische und die materialistische, Parmenides und Demokrit waren die Heiligen dieses Denkens. Sie machten, dass in der Tat, „das Männliche nicht mehr männlich und das Weibliche nicht mehr weiblich“ war, sondern alles sich löste in einer Gemeinsamkeit des Nachdenkens und Verstehens. Eine Entwicklung, die zu Hypatia führt – nur als Faktum einer Philosophin in leitender Stellung, nicht der Philosophie, welche sie vertritt, die ist beliebig – und zu Marcia, der Philosophin der Erkenntnislehre in Rom, hat die Bedingung einer von vorgefassten Urteilen freien Auseinandersetzung mit der Welt begriffen. So wird aus dem religiösen Bild die von aller Religion gelöste Wirklichkeit und sie wird ergriffen durch die Gegenwart des Bildes. Wer heute sagt, dass der Neuplatonismus die letzte große philosophische Bewegung der Antike gewesen ist, hat die Entwicklungslinien dieser Jahrhunderte entweder nicht verfolgt oder nicht verstanden. Die Wahrheit ist: aus dem Geist Ägyptens entstand in der Welt des Mittelmeerraums eine einheitliche und universelle philosophische Schule, die Elemente aller bisherigen in sich vereinte und zugleich allen einen neuen Impuls aus dem ägyptischen Denken heraus gab. Das moderne Denken kann diese Entwicklung nicht begreifen, denn es ist in seinen monotheistisch einseitigen Denkschablonen befangen und redet nicht, sondern redet nur endlos repetierend nach. Es kann die Welt nur unterteilen in das, was sein ist und was ihm nicht gehört, Letzteres kann es nicht verstehen und so auch alles nicht, was sich nach dem Eintritt Ägyptens ins Imperium an geistigen Entwicklungen vollzogen hat. Es kann dieselben nur einzeln beschreiben wie ein Schüler ein Buch zitiert, dessen Orientierung ihm ganz und gar unbegreiflich ist oder einen Fakt benennt, den er überhaupt nicht nachvollziehen kann – er rechnet mit Logarithmen, aber man darf ihn nicht fragen, was ein Logarithmus ist. So etwa stellt sich die Geistesgeschichte des Monotheismus dar.

Man kann es also so beschreiben: dem religiösen Gemüt gab Ägypten die Unterweltsfahrt in Form der Mysterien, denn dergleichen „Weg zu den Göttern“ hatte es vordem nicht gegeben. Dem Verstand des Menschen aber gab Ägypten die Erkenntnislehre. Beide wiederum sammelte es zusammen indem sowohl

das Mysterium wie auch die philosophische Akademie den gleichen Weg der Ordination gingen, nur eine im religiösen, die andere im Kontext der Selbsterkenntnis. Der Myste des Serapis hatte zuletzt die gleiche existenzielle Erfahrung gemacht wie der Schüler des Valentinus. Darauf allein kam es an und das genau wurde geleistet. Der Philosophiehistoriker unserer Tage sieht von diesem Bilde nichts. Er sieht nur die Pigmente, aus denen es besteht und ist unfähig, sie zu einem Bilde zusammen zu schauen.

4.1.2. Christentum auf Ägyptisch

Das macht, weil ein Syrer nach Alexandria kam. Zuvor war dieser selbe Syrer in Jerusalem und Samaria abgeblitzt, aber das machte ihm vergleichsweise wenig aus, denn diese beiden Regionen waren in der Gesamtschau eher bedeutungslos. Aber Alexandria war die Welthauptstadt des Geistes. Hier durfte er nicht versagen. Denn er hatte Wichtiges mitzuteilen. Es ging um nicht weniger als die Zentralfigur, den Meister der neuen Philosophie, die sie Erkenntnislehre, Gnosis, nannten. Der Syrer, Markus mit Namen, kannte als Einziger die Wahrheit über diesen Mann und ehe die neue Philosophie sich aufmachte, die Welt zu erobern, musste sie das unbedingt wissen.

Um es kurz zu machen, Markus fiel in Alexandria zwar bei Apollos, dem Nachfolger des Judas Thomas, aber nicht bei allen durch. Etliche ließen sich überzeugen und suchten nun nur noch nach der Klammer, welche das Schicksal ihres Lehrers mit seiner Lehre verband. Sie fanden mehrere davon. Eine war die Schlussfolgerung, dass dieses Schicksal nur ein demonstratives und scheinbares gewesen sein konnte, denn man kann einen menschengewordenen Gott nicht töten – er entschwindet vielmehr. Eine andere war die Überlegung, dass man nicht diesen Lehrer, sondern einen anderen, der sich möglicherweise auf ihn berufen, tötete. Eine dritte war, sich zu diesem Faktum so wie es war zu bekennen und das für die Bewegung Beste daraus zu machen. Nur eine Minderheit leugnete dessen Wahrheitsgehalt in Bausch und Bogen, darunter jene, die von Jesu selbst benanntem Nachfolger Judas geschult worden waren. Dieser selbst freilich war längst nicht mehr am Leben, auch niemand anders, den man hätte fragen können. Die Vorgänge, von denen ich berichte, spielten sich um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ab.

Ägypten hatte niemals denkerische Schwierigkeiten mit menschengewordenen Göttern – es war dieselben vielmehr als konstitutiver Bestandteil seiner ethnischen und ethischen Standards seit Jahrtausenden gewohnt. Daher fanden viele Ägypter besonders die einfachen Gemütes die Geschichte völlig in Ordnung. Ein menschengewordener Gott bringt, da die Menschen es selbst nicht mehr vermögen, ihre Welt in Ordnung. Das war in ihrer Geschichte oft und oft geschehen. Dass dieser menschengewordene Gott sein Wesen diesmal nicht in Ägypten sondern bei den Juden getrieben hatte, ließen sie hingehen. Die

brauchten diese Hilfe sichtlich nötiger als sie, denn Ägypten wiewohl erobert und fremdbeherrscht, bestand ungefährdet, während Judäa in seinen Wurzeln getroffen war. Es war, empfanden sie, nicht die ägyptische Welt, die aus den Fugen geraten war, sondern eine andere, der nun aus ägyptischem Geist heraus geholfen werden sollte. Osiris, dachten sie, ist gekommen und für diese Menschen noch einmal gestorben, einen schmachvollen Tod wie einst, da Seth seine Glieder zerstreute, damit sie niemals wieder auferstehen sollten. Aber: auch dieser fremde Osiris war dann letztendlich, hörten sie, auferstanden. Die Maat hatte sich wieder einmal durchgesetzt – wie auch nicht. Ägypten fand, die neue Lehre ließe sich durchaus mit seinem Geist vereinbaren und viele liebäugelten damit. Es gab eine Zeit, in welcher in Ägypten (nicht in Alexandria, sondern auf dem Lande) die meisten Christen des Imperiums lebten.

Dieser Jesus, den die Wanderprediger da verkündeten, fanden sie, hatte viel gemeinsam mit ihren Geschichten von den alten Weltweisen, ja einige Aussprüche der neuen Lehre erklangen in ihren Ohren geradezu als Wiederholungen dessen, was sie längst mit der Muttermilch eingesogen: die Schöpfung der Welt aus dem Geist, der Gott, der aus dem irdischen Mutterleib geboren wird, der Erschlagene, der den Tod überwindet und auffährt zu richten die Lebenden und die Toten – all das war ihnen unendlich vertraut. Zwar distanzierten sich die Schulhäupter von Alexandria beinahe geschlossen von der neuen Lehre des Markus, seiner „frohen Botschaft“ oder auf griechisch Evangelium³⁹, aber dieser Disput drang nicht über Alexandria hinaus und war den Meisten unverständlich. Sie waren sogar bereit, noch mehr zu akzeptieren: die Wundergeschichten, die wunderbare Geburt des Jesusknaben, in der sie die Geburt des Horus wieder erkannten und in der Maria erkannten sie ohne viel Nachdenken die Mutter Isis. Dass diese so eigentlich den Vater im Sohn gebar, machte ihnen kein Kopfzerbrechen, denn war nicht die Himmelsherrin Mutter, Gemahlin und Tochter des Allgegenwärtigen? Nahm sie ihn nicht in jeder Nacht zu sich und gebar ihn an jedem Morgen neu zur Welt, sich selbst und ihn dabei immer wieder verjüngend? War sie nicht gegenwärtig gewesen in jeder der unzähligen Königinnen, die Ägypten in drei Jahrtausenden gehabt hatte so wie der Himmelsherr gegenwärtig war in den Königen? Die Ägypter fühlten sich in der neuen Lehre so recht daheim. Den Juden ging es übrigens zunächst ähnlich. Aber dort schritten bald die Rabbinen ein, die zwar auch nicht alles, aber dies wussten: der, um den es ging, war ein Tempelfrevler ge-

³⁹ Frohe Botschaft ist hier durchaus weltlich gemeint. Die Siegesbotschaften römischer Feldherren waren „Evangelien“, aber auch die Mitteilung über neue Produkte und deren Vorzüge war Evangelium und „frohe Botschaft“. In diesem Kontext ist auch die Bemühung der Christen zu sehen, ihre Lehre als „frohe Botschaft“ zu verbreiten. Auf diese Weise wurden nichtakademische, aber wichtige Neuigkeiten eben verbreitet.

wesen und wahrscheinlich auch noch ein Betrüger, ein Verehrer von Abgöttern (wie recht sie damit hatten, wussten sie wahrscheinlich gar nicht) und ein Jude konnte sich dessen Lehren daher nicht anschließen oder er verlor sein Judentum. Unter den Griechen nahm die neue Lehre den Rang eines von vielen Mysterien ein, eines in seinen Sitten sanfteren, in seinen Gebräuchen bequemer als die meisten anderen. Zudem eröffnete es den neugierigen Griechen, die nach einem weniger diskriminierenden Zugang zu dem anscheinend uralten Judentum suchten, als es die Beschneidung und das Halten der Thora war, die Möglichkeit, dieses sozusagen über die Light – Version kennen zu lernen.

In Ägypten freilich war das Christentum, denn darum handelt es sich, mit dem Judentum stets nur sehr locker verbunden. Es war in etwa so damit verbunden, wie heute esoterische Bewegungen ihre Verbundenheit mit dem Buddhismus kundtun, obgleich sie nur sehr wenig von dessen engeren und weiteren Lehren wissen. Eher und fester war es mit jenen Lehren verbunden, die seit jeher in Ägypten heimisch waren und dazu gehörte eben auch der Geist der Erkenntnislehre. So kam es zu einer totalen Vermischung und Verschränkung der beiden einander ansonsten feindlichen Geschwister. So kam es dahin, dass eines Tages ein – christlicher – Mensch in die missliche Lage kam, als Ketzer verfolgt zu sein. Er vergrub jene Manuskripte, deren Besitz neuerdings als ketzerisch verboten war. Seine eigene Haltung konnte er nicht vergraben, sie kostete ihn das Leben. Die Spielart des Christentums, die da von Byzanz her kam, war mit Menschenleben nicht zimperlich. Wer nicht für sie war, der war wider sie und wer wider sie war, der gehörte ausgerottet. Das war in Ägypten durchaus neu – oder doch nicht? Doch, es war neu, denn den Monotheismus abzuwehren war eine Sache der Bewahrung des Geistes Ägyptens – dies hier, diese Dogmatisierung des Christseins, war durchaus nicht ägyptisch. Aber ich greife vor.

Zunächst war das ägyptische Christentum die beinahe bruchlose Fortsetzung dessen, worauf Ägypten seit jeher seine Wohlfahrt baute. An die Stelle der ordinierten Priester traten die einsiedlerisch lebenden Weisen, deren Sprüche auch formal als die direkte Fortsetzung der alten Lebenslehren erscheinen. An die Stelle des Tempeldienstes trat der Gottesdienst in ähnlichen Formen⁴⁰. An die Stelle des Opfers trat die Eucharistie. Ägypten ist die Ahne des katholischen Opferungsverständnisses, das aus dem reinen Gedächtnisritus eine quasi magische Handlung machte. Christus wird sozusagen der neue Reichsgott, dem auf die übliche schwülstig – magische Weise gehuldigt wird, er wird der neue und ewige Nesut, der den Ton der bisherigen Hofhaltung, zuletzt der Ptolemäer, nahtlos übernimmt. Wie einstmals den Priestern, so steht nun den

⁴⁰ Auch er, wie noch heute im koptischen Ritus Äthiopiens, mit Gesang und Tanzdarbietungen ad maiorem Dei gloriam.

Einsiedlern und ihren Äbten die längst geübte Schau der geistigen Wirklichkeit zu. Diese ist wie vordem frei – es gibt keine dogmatischen Begrenzungen, alles, was gefunden wird, kann auch gefunden werden, Schüler der Erkenntnislehre und Äbte arbeiten dabei wie die alten Priestergilden Hand in Hand. Byzanz, in seinem Bemühen um überschaubare Einheit dessen, was als christlich zu gelten hätte, konnte dies nicht tolerieren. Ägypten hinwiederum konnte nicht tolerieren, dass Byzanz mit seinem schweren Stiefel die Traditionen von Jahrtausenden unter sich zertrat. Es löste sich aus dem byzantinischen Kirchenverband. Es ist bis heute nicht dorthin zurückgekehrt.

Christentum auf ägyptisch bedeutet also: Christentum in der Weise ägyptischer Kultur. Es bedeutet damit das Gegenteil einer „Bekenntniskirche“ wie sie für Byzanz und später für Rom und auch für Wittenberg konstitutiv ist. Es gibt hier kein einziges „sola“ nicht an einer einzigen Stelle, sondern das Göttliche, nunmehr repräsentiert durch den Christus, ist nach wie vor frei und der Geist weht, obschon nunmehr heilig genannt, immer noch wo er will. Das Göttliche und das Menschliche begegnen sich wie sie sich immer begegneten: in der heiligen Handlung, in den heiligen Menschen, in jedem einzelnen Christen, der die Gnade des Gotteszuwendung erfährt, möge er Theologe sein oder nicht. Viele der koptischen Heiligen, der Äbte und Mönche, der Nachfahren der Ordinierten von einst, sind keine „Akademiker“ – aber auch keine Märtyrer. Es war Ägypten, welches dem Christentum der Welt das Mönchtum spendete. Es war auch Ägypten, das ihm die differenziertesten Gelehrten brachte: Origenes und Clemens. Sie grenzten sich zwar von der ägyptischen Tradition verbal ab – in der Sache aber stehen sie, und vor allem Origenes, mitten drin. Aber auch Arius ist eine ägyptische Erfindung – eine aus dem anscheinend nie erschöpften Geist des ägyptischen Monotheismus eines Achenaten, der seinerseits ja auch durchaus ägyptisch war – wenn auch in Form eines Missverständnisses.

Die großen Christenverfolgungen unter Valerian und Decius berührten das ägyptische „Hinterland“ so gut wie nicht. Nur in dem mehr judaisierten Alexandria gab es Märtyrer. Denn die meisten ägyptischen Christen im Lande fanden nichts dabei, dem Genius des Kaisers den schuldigen Respekt zu zollen, daher blieb ihr Blutzoll gering. Sie hielten auch nichts von der folgenden innerchristlichen Debatte um die „Abgefallenen“ die ihrerseits das antike Christentum spaltete. Für sie waren der Gott und der Nesut zwei Institutionen, die sich bestens miteinander vertrugen. Der Gott der Zeit hieß Christus, der Nesut Imperator. In diesem Sinne ist auch die Geschichte verfasst, die ein gewisser Jochanaan (ein Hebräer) für die Ägypter schrieb, und in der er es sehr ernst meint mit dem Herrscher, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, aber eben dem Herrscher. Die – wahrscheinlich auf einer echten Biographie beruhende – Kolportage will gerade das ägyptische Christentum zurück in die byzantinisch geprägte christliche Welt holen, daher wurde es vor-

nehmlich in Ägypten verbreitet und wegen seines - notgedrungen – heterodoxen Gehalts erst nach vielen Vorbehalten in den Schriftenbestand des Christentums aufgenommen.

Ägypten und Ägyptens Christen zogen sich mit dieser – dogmatisch zugegeben mehr als laxen - Betrachtungsweise je länger je mehr den Zorn des immer gewaltiger werdenden byzantinischen Primates zu, der, wie vielleicht manchem Kirchengeschichtler notdürftig bekannt, weit vor dem römischen da war. Ägypten, das die Zugehörigkeit zu Byzanz dann aufkündigte, hat gleichwohl unter diesem Argwohn lange gelitten. Aber es gab sich selbst, wie wir sehen werden, auch unter noch drückenderen Bedingungen nicht auf. Es zog sich auf sich selbst zurück und indem es den Fremden konzedierte, was es konzedieren konnte, zog es sich auf sich selbst zurück in allem, was ihm das Gegebene schien. Man sagt, es bestanden in dieser Zeit Beziehungen zwischen Ägypten und allem, was in der christlichen Welt den Ruf der Heterodoxie hatte. Man kann es definitiv nicht beweisen, aber die Annahme hat etwas für sich, dass insbesondere zwischen der Kirche Ägyptens und der sich entwickelnden keltiberischen Kirche und darüber hinaus mit der geistigen Nachkommenschaft Jesu in Britannien und Irland stabile Beziehungen bestanden. Wenn man bedenkt, dass der Mittelmeerraum von einem Netz regulärer Schifffahrtsverbindungen durchzogen war, ist der Gedanke an einen Kontakt mit diesem äußersten Rand der imperialen Zivilisation nicht geradezu abwegig. Der Weg um Gibraltar herum war jedenfalls bekannt, zudem besaß Rom seit Caesars und seiner Nachfolger Zeiten eine Anzahl Hafenstädte auch im romanisierten Gallien und in Spanien sowieso. Für die „Nordländer“ war das ägyptische Christentum ohnehin durch den Geist, dem es entsprungen, der Partner der Wahl, denn sie kamen vom gleichen her. Das wiederum mag Byzanz ein Dorn im Auge gewesen sein, war es doch darauf bedacht, ein Christentum zu propagieren, das sich sowohl von allen „heidnischen“ wie auch von allen „irrgläubigen“ Positionen zurückzog und eine uniforme Rechtgläubigkeit als Norm präsentierte. Dass dieses Christentum in sich eine Menge hellenistischer Vorstellungen transportierte, war den Byzantinern nicht bewusst. Man sieht es nur wenn man, was jene nicht konnten, die Entwicklung im Nachhinein und im Kontext des Vergangenen betrachtet.

Aber Ägypten hat der byzantinischen Welt mehr gegeben als diese zunächst wahrhaben will: sie gab ihr ihre eigentliche Christologie, die, nahe betrachtet, die ägyptische Königsideologie auf „christlich“ übersetzt, ist. Und zwar gab es ihr diese in ihrer ältesten Form, die sich im Volk wohl auch niemals geändert hatte: der Christus, also der Nesut, ist Gott in Menschengestalt und als solcher ebenso vollkommen Mensch wie Gott gleich was er tut oder wie er denkt. So gesehen ist der Christus des Christentums der in neue Parameter eingeflossene uralte ägyptische König. Die Mutter die ihn, den Horus, gebar, ist die zuletzt in

der Isis verehrte Allmutter, der Vater des Christus – Nesut ist der Unnennbare, der die Gestalt des Königs... und so weiter, wir kennen das, es springt uns von den Tempelwänden entgegen und ist einer der ältesten Standards der ägyptischen Propaganda. Rom hat später Abstriche vor allem an den Implikationen gemacht, die der Isis – wollte sagen der Muttergottes – galten; im byzantinischen Raum hingegen ist ihre Strahlkraft ungebrochen. Und es ist dies das unbestreitbare Verdienst Ägyptens, auch wenn der Befürworter des Dogmas aus Alexandria stammte. Inzwischen, als er, Cyrillus von Alexandria, im Ephesus des Jahres 431 den Anspruch der Maria auf die Ehre der Gottesmutter durch seine Christologie des Nesut Christus begründete, war diese Stadt nicht mehr die Metropole eines kosmopolitischen Geistes, sondern ins – ägyptische – Christentum voll einbezogen. Nebenher ist freilich zu sagen, dass eben derselbe Cyrillus die letzte „heidnische“ Akademikerin Hypatia grausam abschlachten ließ – er brachte, Christ der er war, diese Handlungsweise wohl mit seinen hohen Idealen nicht in Zusammenhang. Aber Hypatia war die Letzte einer anderen Zeit und Cyrillus ein Vertreter des Neuen, das rechtfertigt sein Tun wenigstens in dieser Hinsicht. Wie viel vom Alten er selbst ins Neue brachte, wusste er wahrscheinlich nicht. Der Geist Ägyptens hat ihn hinterücks ergriffen. Auch in der weiteren Geschichte macht er sich eher hinterücks als auf der Barrikade geltend, aber er macht sich geltend und darauf allein kommt es an.

5. Das Vermächtnis des Propheten

5.1. Die Eroberer

Noch zu Lebzeiten des Propheten Mohammed rückte Ägypten ins Visier der Begehrlichkeit von dessen Generälen und Mohammeds General Amr ibn al As war es dann, der 641 (632 war Mohammed gestorben) Ägypten zum ersten Mal eroberte. Aber die Eindringlinge trieben es zu jäh, zu sehr der eigenen Vorzüglichkeit und Unwiderstehlichkeit bewusst und Ägypten vergalt es ihnen auf seine Weise. Nicht einmal vierzig Jahre nach dem ersten Einfall der muslimischen Heere musste Kalif Merwan I (684 – 685) das abgefallene Ägypten neu erobern. Aber auch seiner Sendung war kein Bestand beschieden, unter Kalif Hischam (724 – 743) aus dem Clan der Omaiaden, ging Ägypten dem Islam erneut verloren. Die Muslime hatten ihren Anspruch, die allein Rechtgeleiteten zu sein, wieder viel zu selbstverständlich eingesetzt und hatten in ihrer Naivität (was nicht im Koran steht, braucht man nicht zu wissen) einen ihnen ebenbürtigen Gegner gefunden: nicht Byzanz, das im Schein der eigenen Glorie stand und daher reichlich blind war, sondern die Kopten, die Fellachen, die Bauern Ägyptens. Die waren es, die sich Ägyptens Geist nicht nehmen ließen.

Bis heute sind der Geist des arabischen Monotheismus und der Geist Ägyptens im Grunde Feinde geblieben. Denn der ägyptische Islam ist etwas vom übrigen Islam sehr Verschiedenes. Er ist kosmopolitisch und von wenigen „Ausrutschern“ abgesehen, wie sie auch im alten Ägypten immer wieder einmal vorkommen konnten (siehe Achenaten, aber auch Heqa Chasut und Amun) von einer Art, der alles Einseitige und Absolute fremd ist. Allah bezeugte eine große konzeptionelle Nähe zu Amun – und die Ägypter waren gewarnt. Sie konnten, wenn sie denn Besiegte sein sollten, diesen Amun, dieses leere Gefäß einer nicht vorhandenen Gottheit, nur mit dem Geist Ägyptens füllen. Bei Amun hatten sie es nur geschafft, ihn als Patrioten zu erhalten – bei Allah versuchten sie – und keineswegs erfolglos – ihn zu einem würdigen Nachbarn des Christengottes zu machen. Im Übrigen beeilten sich die Ägypter mitnichten, Muslime zu werden. Sie trotzten vielmehr den Muslimen, den Fremden, eine Toleranz ab, die viel weiter ging als alles, was Muslime Unterworfenen bisher hatten zugestehen müssen. Sie behielten ihre Kirchen und Klöster, sie behielten ihre Geistlichen und deren Ausbildung samt Wahl, sie behielten ihre Sitten und ihre Sprache, sie verschleierten ihre Frauen nicht, schlossen sie auch nicht ein, aber bestanden darauf, dass sie geachtet würden. Sie bestanden auf ihren Festen, auf ihren Ämtern, ließen sich keineswegs in die zweite Reihe drängen, sonder präsentierten den überraschten Muslimen ein Schriftstück aus Mohammeds Kanzlei, in denen den Ägyptern ihre Rechte und Sitten generös bestätigt wurden. Die Eroberer mussten das Dokument anerkennen. Sie wussten selbst, dass noch zu Mohammeds Lebzeiten diplomatische Beziehungen zu Ägypten angebahnt worden waren und dass Mohammeds Vorstellungen vom Verhältnis mit Ägypten nicht auf dem Ergebnis von Kriegszügen beruht hatten. Sie hatten demgegenüber gemeint, ein Krieg sei der leichtere Weg – und standen nun vor der Tatsache, dass sie diesen Krieg dreimal führen mussten und selbst mit diesen drei Malen nicht zu dem gewünschten Ergebnis einer Islamisierung Ägyptens gekommen waren. Der Islam war die Religion, zeigte sich, der Eroberer und Karrieristen, während das Christentum ägyptischer Prägung die Religion des Volkes blieb.

5.2. Die Despoten

Dennoch ist das mittelalterliche Ägypten eindeutig muslimisch geprägt. Wer nach Kairo fährt, der erfährt die Al Kahira, als Stadt des Islam, in der sich die christlichen Merkmale demütig zu Boden drücken. Aber wenn auch die (neue) Markuskirche in Alt – Kairo keine hohen Türme hat, so erhebt sie sich doch eindrucksvoll und was den alten Kirchen Kairos an Dominanz abgeht, das machen sie durch ihre idyllische Lage wett. Keine Moschee liegt so in Grün gebettet und geborgen wie die alten Stätten des Kairener Christentums auf der Nilinsel Roda.

Dabei lagen sie einst außerhalb der Stadt, als diese noch den Namen Fustat trug, weiter südlich lag und von den Muslimen aus Furcht vor den nahenden Kreuzfahrern aufgegeben und selbst in Brand gesteckt wurde. Erst nach ihr entstand Kairo und was einst außen gelegen hatte, lag nun drinnen oder fast drinnen, denn es brauchte einige Jahrhunderte, ehe die Stadt auch die Nilinsel überwucherte. Von Fustat blieb nur die älteste Kairener Moschee, die des Amr ibn al As, nebst einigen unbedeutenden Mauer- und Gebäuderesten erhalten. Nördlich davon entstand dann, Fustat am südlichen Rand zu dessen nördlichstem einbeziehend, das neue Kairo, die Medinat al Kahira. Sie ist heute die Hauptstadt Ägyptens und zählt an die 20 Millionen Einwohner, die sich auf engstem Raum auf dem östlichen Nilufer drängen. Auf dem westlichen Nilufer wuchsen Dorf und Stadt Gizeh, heute längst Bestandteil Kairos, aber einst nicht so gemeint. Zwischen beiden Städten liegen im Nil einige Inseln, die ebenfalls bebaut sind, eine davon ist Roda mit den alten koptischen Kirchen, die einst vor der islamischen Stadt gelegen und älter als diese waren. Heute liegen sie mitten in der Stadt, aber nicht in einem städtischen Umfeld, da die Nilinseln eher einen vorstädtischen Charakter tragen.

In diesem Kairo nahmen die Gouverneure der Omaiaden ihren Sitz und zwar auf einer Erhebung, einem Ausläufer des Moqattam – Gebirges im Osten der Stadt. Dort erbauten sie ihre Festung, die bis heutigen Tages die Stadt optisch beherrscht. Damit hörte Alexandria auf, Metropole Ägyptens zu sein und wurde zu einer eher provinziellen Hafenstadt, deren Hafen zudem noch zunehmend versandete, da sich niemand mehr recht drum kümmerte. Sturmfluten und Erdbeben rissen große Teile der antiken Stadt ins Meer. Heute ist man damit beschäftigt, sie wieder auszugraben. Die Bibliothek wurde durch die Eroberer, soweit nicht schon die Unbilden der Natur und die Christen an ihr genagt hatten, ganz und gar vernichtet. Die Muslime versuchen heute zwar, diese Tat zu relativieren, aber die Fama meldet unverdrossen, was wahrscheinlich ist: den Befehl eines religiösen Fanatikers, der ausgeführt wurde. Die Menschheitsgeschichte kennt dergleichen mehr.

Aber Kairo war nicht nur Sitz eines Gouverneurs – es wurde auch Hauptstadt eines autonomen Staates, und zwar unter den Fatimiden und den Mamluken. Unter den Abbasiden, die den Omaiaden folgten, löste sich Ägypten unter einem türkischen Offizier namens Ahmad ibn Tulun (868) aus dem Reichsverband. Unter den ihm folgenden Mamlukensultanen kam die Stadt zur Blüte. Moscheen wurden gebaut, die „Zitadelle“ modernisiert, eine Universität, besser eine theologische Hochschule kam hinzu, und dabei lebten Juden wie Christen unbehelligt in der Stadt – aber auf dem Lande sah es anders aus. Hier hatten, anders als in der Stadt, die Christen oft die Mehrheit in den Dörfern, was dazu führte, dass die Muslime ihre Überlegenheit mit zuweilen unfairen Mitteln beweisen und aufrechterhalten mussten. Das sorgte natürlich für eine entspre-

chende Dauerspannung, aber auch dafür, dass die ägyptischen Christen sich nun wieder mehr nach Byzanz hin orientierten und ihrerseits unduldsamer und dogmatischer wurden. Das half ihnen aber nicht viel mehr als ihre pure Existenz zu bewahren. Beherrscht und das eindeutig, wurden sie von den muslimischen Despoten in Kairo, die sich entsprechend ihrer Mentalität beharkten, dass es seine Art hatte. Nun, derartige Verhaltensweisen sind nicht nur dem Islam eigen, sondern aller Machtpolitik, aber nur hier werden sie als Bestandteil der Lehre sanktioniert. Das merkte Ägypten besonders zur Zeit der Fatimiden, die aus schiitischen Wurzeln kamen und den ägyptischen Islam als eine sonderbare Zwittererscheinung zwischen Sunna und Schia prägten – mit Mahdi- und Heiligenlegenden, aber ohne deren dogmatische Geltung – von der Apotheose des aus Gründen der Staatsraison ermordeten verrückten Sultans Hakim einmal abgesehen.

Und der Geist Ägyptens – der verkroch sich in die entlegenen Wüstenklöster und lebte dort ein zwar unbehelligtes, aber auch sehr karges Leben. Wobei – so unbehelligt war dieses Leben auch wieder nicht, denn wir hören von Zerstörungen, die in den Klöstern angerichtet wurden, von Äbten, die um ihre Schutzbefohlenen bangten, von zerstörten Kirchen. Aber auch innerlich bekam die Weltferne dieses Rückzuges dem Geist Ägyptens nicht gut – die koptische Kirche, so angesehen sie auf dem Lande blieb, erstarrte in sich und immer, wenn eine Geistesrichtung sich gegen übermächtige Feinde erwehren muss, erstarrt sie wie in einem Zusammenballen der Muskeln, erst einmal von innen. Das war bei den Katharern der Fall, noch früher bei den Manichäern, das war bei den Katholiken der Reformationszeit der Fall, und bei den Protestanten in der Zeit des Kirchenkampfes. Das haben die Juden erlebt, als sie sich in der Diaspora behaupten mussten, das erleben die Muslime in Europa gerade eben, wobei das westliche Christentum heute nicht gerade ein Feind ist. Das erlebten die Kommunisten, als sie in Russland zu regieren begannen und sich wohl der elenden Mehrheit, nicht aber der vermögenden Minderheit sicher sein konnten. Das erlebte der Kommunismus insgesamt, als er gegen den Kapitalismus antreten musste. Das geschieht immer wieder und an vielen Orten und das erlebte der Geist Ägyptens nun auch. Denn er musste sich tief ducken, am besten unsichtbar bleiben. Die neuen Herren Ägyptens waren keine Nesut, es waren Despoten. Sie repräsentierten nicht Ägypten, sie beherrschten und befehligen es. Sie waren Araber, Türken, Perser – sie herrschten über eine Nation, die sie nicht verstanden. Das war auch gar nicht ihr Anliegen, sondern ihr Anliegen war es, die eigene Macht, die eigene Pfründe unter dem Mantel des Islam zu hüten und zu mehren.

Die Kreuzzüge berührten Ägypten nur ephemer. Zwar machte sich ein Heer von Rittern in Richtung Fustat auf, aber es kam dort nie an und es war das einzige Heer, das den Kairener Sultanen mehr als nur etwas Unwillen bereitete.

Aber Palästina gehörte eine Zeitlang zum Herrschaftsbereich der ägyptischen Sultane. So war es zum Beispiel Friedrich II von Hohenstaufen möglich, während seines einjährigen Aufenthalts in Palästina, auch die ägyptischen Monumente der Vorzeit zu besichtigen – er war fasziniert von der architektonischen Klarheit dessen, was er sah. Aber er kopierte sie natürlich – er war selbst ein begeisterter Hobbyarchitekt – nicht, sondern übernahm lediglich die Idee der klaren Form wie er sie zum Beispiel in Castel del Monte beispielhaft in der Formensprache seiner Kultur exerzierte. Er war aber auch fasziniert von der Idee des königlichen Grabmonumentes, er ahnte vielleicht, was ein Nesut Ägypten einst gewesen war. Auch von dieser Begegnung spricht das „Castello“, das von ihm als Grabmonument seiner Familie, der Hohenstaufen, gedacht war. Später nahm der Habsburger Philipp II von Spanien die Idee wieder auf, aber statt eines Castello von klassischen Maßen wurde ein von rhetorischem Pathos und Prunk erstickter Escorial daraus. Denn Philipp schied nicht die Lebenden von den Toten und von der kosmischen Symbolik des Castello hatte er keine Ahnung, er war nur ein stumpfer Christ.

Der Geist Ägyptens, der die koptischen Christen beherrschte, machte sie allerdings nicht zu stumpfen, sondern zu höchst aktiven Christen und den Rittern des Propheten war dies nicht immer unbedingt angenehm. Denn der Islam hatte und hat dem Geist Ägyptens nichts entgegen zu setzen als eine diesem ganz fremde Unterwerfung unter einen unerforschlichen Willen eines unentrinnbaren Herrn. Der Ägypter kennt so etwas nicht. Zwar ist der Nesut unumschränkter Herr Ägyptens, aber er ist es als Vertreter jedes einzelnen Ägypters, dessen Interessen im Gebaren des Nesut aufgehoben und geborgen sind. Der Ägypter respektiert sich selbst indem er den Nesut respektiert, mag der nun Kalif oder Sultan oder König oder gar auch Präsident heißen. Wenn aber über ihn jemand verfügt, dessen Denken sich als gegen seine Interessen gerichtet erweist, dann wird der Ägypter alles unternehmen, diesen Herren los zu werden. Welche Interessen sind das? Zuallererst ist es sein Interesse, das Leben im Sinne von Maat führen zu können, also in abgestimmter Wohlfahrt aller Stände. Dann ist es sein Interesse, seine geistige Orientierung frei bestimmen zu können. Er möchte gläubig, ungläubig oder nicht gläubig dann und auf die Weise sein können, die ihm vernünftig erscheint. Er versteht dabei unter Vernunft keineswegs nur die innere Logik des Koran, die sich im „betet mich an“ erschöpft und alle andern Implikationen der Logik nur quasi als Arabeske dazu hingehen lässt. Er versteht unter Vernunft das Walten der Maat, die sich in einem konsequenten Christentum (schließlich stammt der Erstentwurf hierzu aus dem Geist der Maat und nicht aus dem Geist Jerusalems) eben besser verwirklichen lässt als aus dem eher beschränkten Geist des Propheten. Daher wird er dem, was ihm am Islam als echt und universal erscheint, genügen wollen, ohne ihm im Sinne Mohammeds zu genügen. Er

nimmt den Islam an, wie er einst die Herrschaft Amuns duldete, solange und soweit sie der Billigkeit genügte. Aber er wird sie nie, wie zum Beispiel die arabische Welt, als Fundament der Identifizierung ansehen. Ein Ägypter ist zunächst und zuerst Ägypter und dann alles andere. Er kann mit Königen umgehen – aber er mag keine Despoten. Denn die Maat, die er im Blut hat, verbietet Despotie, während sie Herrschaft gestattet.

Ja, was ist denn der Unterschied zwischen einem Despoten und einem Herrscher? Der Herrscher sieht sein Amt als Beruf an, als Aufgabe, die ihm von Gott oder sonst wem gestellt wurde, das ihm Anvertraute nach Kräften zu schützen, zu mehren, ihm Gegenwart und Zukunft zu sichern. Um dies bewerkstelligen zu können, stehen ihm gewisse Freiheiten zu und gewisse Rechte, die er auch wahrnimmt, da das Nichtwahrnehmen dieser Freiheiten und Rechte seinen Status beeinträchtigen würde und seine Akzeptanz mindern. Um dieser außerordentlichen Stellung entsprechen zu können, hat er auch gewisse Privilegien, die ihm sozusagen einen menschlichen Ausgleich zu der harten Arbeit verschaffen, die er zu leisten hat, und er nimmt diese Privilegien auch an, weil er sie als Äquivalent braucht. Aber er wird niemals der Meinung sein, dass er allein und nur er den Schlüssel zu allen Lösungen hätte, sondern er wird sich beraten lassen und Entscheidungen auf der Grundlage dieser Beratung nach bestem Wissen und Gewissen fällen.

Ein Despot hingegen sieht nur die Privilegien, die Rechtstitel, die ihm zustehen, die Freiheiten, die er hat. Er ist im Grunde eine Sklavenseele, die sich an der Möglichkeit berauscht, die „Puppen tanzen“ zu lassen. Er lebt zuerst und vor allem seiner eigenen Lust und erkennt ihn seinem Volk nur das Vieh, das ihm das Vermögen hierzu bereit zu stellen hat. Was sich seinem im Grunde primitiven Begehren in den Weg stellt, wird von ihm eliminiert. Die Menschen, die ihn umgeben, behandelt er als Spielzeug seines unreifen Geistes. An Verantwortung begreift er nur die für sein eigenes Wohlergehen. Er begreift, dass sein Wohlergehen daran gebunden ist, dass er sich seine Verfügungsgewalt erhält – und er erhält sie sich mit allen Mitteln, die der menschliche Verstand zu erkennen in der Lage ist. Er mordet, intrigiert, schmeichelt, besticht, dass es seine Art hat, um nichts anderes zu erhalten als diese leere Geste des Gehorsams. Eines Gehorsams, der nur aus der Furcht entsteht, das eigene Leben oder das der Lieben durch einen – eigentlich angezeigten – Ungehorsam zu gefährden. Ein Despot muss die ihm zugefallene Macht stets mit einem Höchstmaß an Druck erhalten – denn Akzeptanz um seinetwillen wird ihm nicht zuteil. Jeder weiß, und auch er selbst, dass er im Grunde ein armes Würstchen ist. Dieses arme Würstchen kompensiert er mit Allmachtsphantasien, in denen er sich durch Blutrausch bestätigt. Er ist trunken von der Feststellung; ich kann was ich will. Was er aber will, ist im Grunde nur das, was Sklaven wollen: einmal gut und auskömmlich und „wie Gott in Frankreich“ leben. Nach ihm... nach

ihm komme die Sintflut und am besten gar nichts. Alles was nach ihm kommen könnte, macht ihm nämlich nur Angst, weil es ihm seine eigene Endlichkeit vor Augen stellt. Er wünscht alt zu werden um ihr zu entgehen, aber er wünscht nicht, vom Altern zu lernen. Sondern er möchte jung bleiben bis zu einem möglichst unbemerkten Tod. Despoten, deren Leben sich dem Ende neigt, werden regelmäßig zu Monstern, wenn sie es vordem schon waren, steigert sich die Monstrosität noch. Es ist eine Merkwürdigkeit der Menschheit, dass gerade Despoten sich lange an der Macht halten. Denn die Furcht ist eine allzu gute Beschützerin der charakterlichen Minderwertigkeit. Es ist aber auch ein in der Dynamik der menschlichen Existenz begründetes Gesetz, dass wenn solche Monstren stürzen oder sterben, ihr Andenken sehr schnell vergessen wird. Das ist im Grunde alles, womit die Menschheit sich für derartige Vergewaltigungen rächen kann. Es ist eine weitere Merkwürdigkeit der Menschheit, dass das Despotische an der Machtausübung bei weitem die verbreitetste Art derselben ist. Sie bezieht sich keineswegs nur auf monarchische Herrscher, sondern ist ebenso verbreitet in demokratischen Strukturen, die zu diesem Zwecke stets auszuheben sind, im Bereich der Arbeitsorganisation, in religiösen und ideologischen, aber auch politischen Gruppenbildungen, kurzum überall wo Mediokrität an die Spitze einer Entscheidungshierarchie gelangen kann. Zum Trost sei gesagt, dass auch der Herrschaftsgedanke an diese Spitzen gelangen kann, allerdings geschieht das seltener. Warum? Weil die Mehrheit der Menschheit nicht einer ethischen Elite, sondern einer mediokren Mischung angehört. Warum das so ist? Weil die Mehrheit der Menschheit in sozial unbefriedigenden Verhältnissen aufwächst, und sich, zur Macht gelangt, dafür zu revanchieren wünscht.

Zweitens: weil eine Macht, die nur geerbt und nicht erworben wird, auch nicht verstanden werden kann. Daher sind alle „großen Herrscher“ aus komplizierten sozialen Verhältnissen erwachsen und haben sich bereits früh gegen Widerstände und den Hass der Mittelmäßigkeit durchsetzen, aber auch lernen müssen, wie man dieselbe für die eigenen Interessen auch dann arbeiten lassen kann, wenn man nicht die Macht besitzt, das zu befehlen. Daher geschieht es immer wieder, dass ihre Nachkommen sich als ihnen gegenüber schwach erweisen – denn sie sind in den Purpur geboren worden, den ihre Väter und Mütter sich erst haben spinnen und weben müssen. Sie kennen ihn nur als einen Teppich, über den man angenehm laufen kann. Das trifft auch für „bürgerliche“ Potentaten zu, aber man hüte sich vor der Annahme, dass Potentaten aus „proletarischem“ Blut es automatisch besser machen würden. Die elitäre Grundeinstellung gehört schon dazu – und damit eine gewisse aristokratische Grundlage, gepaart mit dem Bewusstsein, die Macht befugterweise anzustreben und zu ihr berechtigt zu sein. Sonst kommt nur das heraus, was einen Despoten ausmacht, auch wenn es zunächst im Gewand des

Menschheitsbeglückers einher kommt – in Wahrheit beglückt sich da immer nur einer selbst und rächt sich an einer Gesellschaft, die ihn zu kurz kommen lassen wollte.

Nachdem wir also wissen, es gibt nicht nur orientalische Despoten, wollen wir uns ein wenig dieser Sonderrasse widmen, die besonders häufig im Islam zu finden ist. Woran mag das wohl liegen? Wer den Koran aufmerksam liest, dem wird nicht entgehen, dass er mehr oder weniger auf seinen Propheten zugeschnitten ist. Dieser Prophet kann von ihm selbst erlassene Vorschriften brechen, was dann ebenfalls als kanonisches Vorrecht aller seiner Nachfolger gelten muss. Damit ist die ideologische Grundlage für Despotie schon einmal gegeben. Natürlich gibt es keinen Zwang, sie zu befolgen, aber auch keine ernstliche Verhinderung. Der „Gebiet der Gläubigen“ genießt alle Privilegien einer absoluten Macht, ohne sich, wie auch der Prophet, an die selbst gegebenen Vorgaben, werden sie ihm unbequem, halten zu müssen. Man kann von ihm sagen: was interessiert mich mein Geschwätz von gestern (Adenauer). Nur dass es sich hierbei um Gesetze handelt, welche die Gesellschaft strukturieren und ausbalancierten sollten, es aber unter den Bedingungen der Despotie nicht können. Ja nicht nur nicht können, sondern sie verwandeln ihren Sinn geradezu in sein Gegenteil. Dem zum Hohn erhalten gerade solche Verordnungen besonders euphemistische Titulaturen und gerade die gewaltsamsten Regelungen besonders blumenreiche Namen: so heißt ein großes Gemetzel der Osmanen unter ihresgleichen das „Wohltätige Ereignis“. Für irgendwen wird es schon auch wohltätig gewesen sein. Für diejenigen, welche der Wohltätigkeit vor allem bedurften, aber auf keinen Fall.

Natürlich schloss diese Bevorzugung des Despotischen ein ernsthaftes Bestreben nicht aus – aber es sorgte dafür, dass die Despotie, anders als in den übrigen Kulturen, eine ideologische Rechtfertigung erster Ordnung erhielt. Dazu muss man sich in Erinnerung rufen, dass die islamische Herrschaftsstruktur auf der „Nachfolge des Propheten“ basiert, dessen Herrschaftsgestaltung also das Vorbild und Ideal für die Herrschaft der Kalifen abgab. Das bedeutete, sie konnten, wie auch der Prophet, einmal gegebene Anordnungen alsbald wieder außer Kraft setzen und andere an ihre Stelle treten lassen, ohne dass Widerspruch oder gar Widerstand dagegen erlaubt gewesen wäre. Damit war, wie gesagt, dem Despotismus Tür und Tor geöffnet und es war keinem Gläubigen erlaubt, dagegen zu protestieren. Die dagegen protestierten, waren Heterodoxe wie die Aleviten oder die Drusen, die Kurden, die Babis, die Bahäi, die Sikhs und Ungläubige wie eben auch die koptischen Christen.

5.3. Diener vieler Herren

1517 kam das bis dahin mamlukische Ägypten an das osmanische Reich. Dort blieb es bis 1812 Napoleon Ägypten eroberte und fortan ins Spiel der euro-

päischen Mächte einbezog. Dabei wurde Ägypten niemals die Kolonie einer der Weltmächte – aber es geriet zunehmend in Abhängigkeit von ihnen.

Napoleon, der Ägypten und die Ägypter immerhin respektierte, konnte Ägypten nicht halten. Noch ehe er selbst abdanken musste, ging es an die Briten verloren, die indes auch nicht imstande waren, es in ein Protektorat zu verwandeln. Im neunzehnten Jahrhundert regierten Marionettenherrscher Ägypten, die von den Briten ferngesteuert wurden. Diese Marionetten entsprachen weitgehend dem, was ich als Despoten charakterisiert habe: sie lebten zügellos und sorglos ihren Tag und hatten nichts anderes zu tun, als die Wünsche ihrer Herren durchzusetzen. Das war indessen oft nur möglich, indem sie andere ihresgleichen am Profit beteiligten, den die Engländer ihnen als Belohnung zugestanden. Sie lebten besser und sicherer als ihre anderen orientalischen Gesinnungsbrüder, denn hinter sich wussten sie die Waffen und Heere der Weltmacht.

Die enge Verbindung dieser Ägypter mit der Weltmacht Britannien sorgte aber auch dafür, dass in ihren Kreisen die islamische Mentalität zugunsten einer halbkolonialen europäischen Sichtweise zunahm. Viele dieser Marionettenherrscher und ihrer Handlanger waren nur noch pro forma Muslime. Viele Handlanger gehörten auch – ein furchtbares Verhängnis – der koptischen Kirche an, die von den Engländern nach allen Regeln des „Teile und Herrsche“ gefördert wurde. Die halbkoloniale Position Ägyptens bedingte aber auch, dass Errungenschaften der westlichen Hemisphäre, die sonst in der islamischen Welt recht unbekannt waren, sich in Ägypten verankern konnten: Parlamentarismus zum Beispiel, oder der Gedanke der Opposition, des zivilen Widerstandes, des nationalen Gedankens – der Sieger erzog sich, oft wider Willen und gegen seine Absicht, ganz nebenher den Überwinder.

Dieser Überwinder trug weithin das Gesicht eines radikalen Islam, denn der Islam war es, der in den „modernen Kreisen“ am wenigsten geachtet war. Die unterdrückten Massen fanden sich in ihm wieder und machten ihn zu ihrer Identität. Die Fellachen, bisher mehrheitlich Christen, konvertierten nun zu einem äußerst konservativen Islam – nicht weil sie dessen Konservatismus fasziniert hätte, sondern weil sie hier etwas fanden, das ihrem dumpfen Streben Rückhalt und Klarheit gab. Erst unter dem Druck des Westens wurde Ägypten wirklich ein islamisches Land. Die Christen wurden zu einer ideologischen Minderheit, denen nur noch die Verbindung mit den Kolonialmächten die Existenz zuverlässig sicherte, weshalb sie sich diesen noch entschiedener zuwandten. Das diskreditierte sie in den Augen ihrer Landsleute immer mehr. Sie aber verstanden die Alarmzeichen nicht und distanzierten sich immer stärker von ihren islamischen Landsleuten, durchschauten nicht, dass der Provinzialismus dieses Islam, der nun wirklich hinter dem des mamlukischen und

selbst noch des osmanischen Ägypten zurück geblieben war, nur das Schibboleth eines verzweifelt um seine Bewahrung ringenden Volkes war. Statt ihm darin zu Hilfe zu eilen und den Geist Ägyptens im koptischen Christentum zu reaktivieren, liebäugelten sie vielmehr mit den westlichen Prämissen dieser Religion und suchten Anschluss an die anglikanische und auch an die römisch – katholische Kirche. Aber der Preis der „Ökumene“ war die Preisgabe ihrer nationalen und kulturellen Identität, die Preisgab ihrer Wurzeln. Der Geist Ägyptens hatte bei den Menschen Ägyptens, Christen wie Muslimen, keine Heimstatt mehr, er verkroch sich einmal mehr im Boden des Landes. Aber er verließ das Land nicht. Er wartete auf seine Stunde, denn, unsterblich wie er war, konnte er das tun. Letztlich würde er sich doch als unbesiegbar erweisen.

5.4. Al Azhar und Al Quaida

Zunächst aber sah es ganz und gar nicht danach aus. Denn als die Offiziersclique um Nasser den Marionettenkönig Faruk stürzte, sah alles eher nach einer Theokratie des Bundes der Moslembrüder aus, die Nasser bei seinem Putsch handfest unterstützt hatten. Nasser aber, selbst britisch erzogen, hatte wenig Lust, es mit der Religion zu übertreiben und zudem auch keine Zeit, sich ideologischen Problemen zu widmen – das marode Land brauchte an allen Ecken und Enden schnelle Hilfe. Nicht immer hatte er dabei eine glückliche Hand, aber er war, was Ägypten seit zweitausend Jahren nicht erlebt hatte, von der Mentalität her mehr Nesut als Despot. Er installierte daher auch keine Demokratie nach westlichem Vorbild, sondern eine Militärregierung mit durchaus totalitären Tendenzen. Er warf die allenthalben weiter wühlenden Europäer aus dem Land, und verstaatlichte die ägyptischen Schlüsselindustrien, darunter auch den Suezkanal. Er zügelte die einheimische Schicht der Kollaborateure durch drastische Maßnahmen und nationalisierte die Wirtschaft ohne, wenn es möglich war, auf die Eingliederung in das globale Wirtschaftsnetz zu verzichten. Er fand für diese Vernetzung vorderhand nur Partner innerhalb des sozialistischen Wirtschaftssystems und der – ebenfalls bettelarmen – so genannten Jungen Nationalstaaten. Diese Verbündeten waren zwar weder uneigennützig noch gar besonders potent, aber es waren, aus der gemeinsamen Not heraus, wenigstens verlässliche Partner. Ägypten wurde zu einer Adresse in Afrika. Ägyptische Waren kamen auf die Märkte des sozialistischen Auslands. Es war nicht viel, was Ägypten liefern konnte, vor allem agrarische Produkte, aber es war immerhin ein Beitrag zu einer Erholung der eigenen Wirtschaft, die unter der Ausbeutung der Briten und mehr noch der einheimischen Grundherren entsetzlich gelitten hatte. Mit den Einnahmen aus dem Suezverkehr und Krediten der Sowjetunion vollendete Nasser den Bau des Assuan – Staudammes – eine durchaus zwiespältige Angelegenheit. Denn erstens benötigte Ägypten dringend eigene Energiereserven, zweitens aber beraubte es sich da-

mit seiner sprichwörtlichen Fruchtbarkeit indem es sich der Überschwemmungen beraubte. Dem versuchte man später mit einer regulierten Flutung des Dammes zu begegnen, aber das brachte bei weitem nicht denselben Effekt. Zudem schadete der nichtsdestoweniger in jedem Jahr angeschwemmte Boden dem Staudamm. Dass bei der Flutung des Nasser – Sees auch unschätzbare Kulturwerte verloren gingen, spielt dabei schon fast eine untergeordnete Rolle, denn die kann man nicht essen und die Archäologen aus aller Welt hätten sie doch, sich auf alte Abkommen berufend, außer Landes getragen. Der Tourismus war zu jener Zeit noch nicht(wieder) eine Haupteinnahmequelle des Landes und es sah nicht so aus, als sollte er das jemals wieder werden. Als allerdings die UNO protestierte, war Nasser – gegen entsprechende Finanzierung, denn selbst vermochte das Land das nicht – bereit, wenigstens die bedeutendsten Kulturgüter zu retten. Eine einmalige Umsetzungsaktion begann und heute merkt kein Tourist mehr, dass er sich eigentlich nicht in Ramses' Grenztempel befindet, oder auf der falschen „Insel Philae“. Die mit ihrem Isisheiligtum, obschon bereits unter den Briten halb versenkt, wurde gleich mit umgebaut und gerettet.

Man könnte sagen, ein Grund, warum Nasser so viele ägyptische Erinnerungen quasi versenkte, wäre gewesen, sie hätten ihn nicht sonderlich interessiert. Er war Muslim und hatten nicht Muslime aus den Monumenten von Sakkara, von Heliopolis und den Deckplatten der Pyramiden von Gizeh ihre Moscheen und Paläste erbaut, statt die Steine, wie einst die alten Ägypter, im Moqattam - Gebirgen zu brechen, wo die Steinbrüche noch keineswegs erschöpft waren? Ein wenig anders liegen die Dinge aber doch, denn Nasser war wohl Muslim und auch ganz bewusst, aber er war kein Fanatiker. Die Fanatiker, die ihm zur Macht verholfen hatten, verwies er bald ins Glied wie nur je ein König der Alten. Man wird erinnert an Achenaten, wie er die „Sonnenpriester“ die ihn bis dahin unterstützt hatten, mit allen anderen Gilden in Acht und Bann tat. Aber natürlich waren die Umstände hier ganz andere und die Ansprüche der Muslimbrüder mit jenen nicht vergleichbar. Oder doch? Wollten nicht auch sie durch ihn ihre Wünsche und Pläne gegen die Interessen des Westens durchsetzen wie einst die Gilden die Ihrigen gegen Amun?

Ihn, europäisch erzogen und gebildet, interessierte die Kultur seines Heimatlandes aber außerordentlich und mehr als der Islam war sie der Maßstab nach dem er sich selbst und sein Tun bemaß. Zuweilen musste auch er das kleinere Übel wählen um im Ganzen vorwärts zu kommen und im Falle des Staudammes, unter dem eine bedeutende Region des Südens versank, hatte die Energiefrage oberste Priorität. Wäre damals, behaupte ich, die Sonnen- und Windenergie bereits ausbeutbar gewesen, Ägypten hätte wohl zu den Pionieren

dieser Erzeugungsweise gehört. Heute gibt es sie – aber für Ägypten wird sie teuer gemacht durch Bedingungen der Unterwerfung die unannehmbar sind. Auch die Öko – Kapitalisten wissen, nicht schlechter, als ihre Gegner, die Liga der kapitalistischen Umweltvernichter, wie man sich Machtpositionen sichert. Und solange das so ist, wird es keine Windfelder, keine Kollektorenbatterien in der Sahara geben. Man hat ja noch den Damm, auch wenn er viel Arbeit macht und keineswegs nur Vorteile bringt. Aber er bringt auf jeden Fall Energie und die in jede Hütte. Ägyptens Leben hat sich seither bedeutend gewandelt. Von einem elenden, ausgebeuteten Land wurde es zu einem seiner selbst bewussten Staat, dessen Volk zwar nach wie vor arm, aber zumindest weder dumm noch moralisch elend geworden ist. Nasser war nicht unfehlbar - aber er war unfehlbar ein Vertreter des Geistes Ägyptens.

Aber Nasser war andererseits natürlich Muslim und als solcher Realpolitiker. Die muslimischen Nationalstaaten waren seine natürlichen Verbündeten und vor allen anderen suchte er die Fühlung mit ihnen. Nicht nur das, er brachte auch eine politisch – wirtschaftliche Föderation zustande, die Vereinigung der Arabischen Republiken. Darin waren die damals vitalsten arabischen und islamischen Staaten zusammen geschlossen: Syrien, der Irak, Saudi – Arabien, die eben ihr Öl entdeckt hatten, einige Golfstaaten und das aufstrebende Ägypten. Mehr aus Solidarität denn aus Respekt ließ man auch den Jemen zu, der hart an seine Nachteilen zu knabbern hatte. Aber Nasser wollte der gierigen Welt des Kapitals eine geschlossene Front entgegen halten, an der ihre Begehrlichkeit sich brechen sollte wie die Wellen des Ozeans an der Mole. Mit anderen muslimischen Staaten rundum und weiter weg unterhielt er mehr oder weniger entspannte diplomatische Beziehungen.

Nassers Politik trug nicht in allem Früchte, aber die Lage Ägyptens und der Ägypter stabilisierte sich zusehends. Der Lebensstandard der Ägypter blieb bescheiden, aber der Hunger kam kaum noch zu Gast und die Arbeitslosigkeit verminderte sich durch staatliche Arbeitsbeschaffung bedeutend. Das System der staatlichen Versorgungsleistungen war nicht atemberaubend, aber es war stabil. Ägypter erhielten unentgeltlich ärztliche Hilfe, es gab kleine Renten, bescheidene Unterstützungen für Familien, es gab Schulen und es gab Schulpflicht. Die Analphabetenrate nahm rasant ab. Heute gibt es in den mittleren Jahrgängen, die in Nassers Schulen gingen, kaum Analphabeten, und viele Ägypter um das dreißigste bis sechzigste Lebensjahr herum beherrschen mindestens eine weitere Fremdsprache, viele Deutsch, denn zu Nassers Zeiten studierten junge Ägypter an den Universitäten und Fachschulen der DDR. Eine dritte, Englisch, kommt durch den Tourismusbetrieb hinzu –wenn auch keineswegs als überall perfekt beherrschte Sprache. Dennoch möchte man manchem braven Rheinländer oder Schwaben wenigstens so viel Kenntnisse in

fremden Sprachen wünschen, wie sie ein Bauer in einem mittelägyptischen Dorf heute besitzt.

Nasser, seit langem schwer krank, starb als Präsident im Amt und die Trauer um ihn stand der Trauer Ägyptens um seine Könige in nichts nach, denn für sein Volk war Nasser ein solcher Nesut gewesen. Unter Nassers Nachfolger Sadat öffnete Ägypten sich dem Westen – der Grund dafür war nicht Sympathie, sondern das Misstrauen, welches die Sowjetunion seiner Politik der Emanzipation Ägyptens von allen fremden Interessen entgegen brachte. Dieses Misstrauen trieb ihn in die Arme der kapitalistischen Mächte. Aber er ging nicht mit fliegenden Fahnen zu ihnen über, sondern sein Hauptaugenmerk lag auch jetzt in der Selbstbehauptung seines Vaterlandes und auf dessen Wohlergehen. Dass die Interessen des Westens hingegen nicht unbedingt nur dem Wohl des Landes dienten, lag für Sadat auf der Hand. Sie wurden unübersehbar, als Israel im Auftrag des Westens seine Hand nach Ägypten ausstreckte. Zunächst völlig überrumpelt, schlug er es endlich zurück und zwang es zuletzt, samt seinen Hintermännern, zum Frieden.

Insbesondere aber dienten die Interessen des Westens nicht dem Wohl des islamischen Fundamentalismus, der, von Nasser in die Illegalität getrieben, gleichwohl, von Saudiarabien gestützt, stets lebendig blieb. Ein islamischer Fundamentalist erschoss Sadat auf einer Militärparade. Der Sieger über Israel, der Mann, der dann zwischen Israel und Ägypten einen bis heute dauerhaften Frieden zuwege brachte, fiel unter der Kugel eines Landsmannes, dem gerade das nicht gefiel. Denn der islamische Fundamentalismus kann einen dauerhaften Frieden mit einem nicht muslimischen Nachbarn nicht ertragen und einen Mann, der einen solchen Frieden mit aller Macht und Kraft im Interesse des eigenen Landes aufrecht erhalten will, schon gar nicht.

Nach Sadats Tod wurden nahezu alle Reformen, die unter seiner Regierung unternommen worden waren, zurück genommen. Zwar ist Sadats Nachfolger Mubarak selbst kein Fundamentalist, aber er musste dieselben gewähren lassen, ihre Propaganda gestatten, wenn er auch ihre Übergriffe nach geltendem Recht aburteilen konnte. So kam es, dass Ägyptens Gesellschaft sich spaltete. Auf der einen Seite gewannen die Fundamentalisten an Boden, auf der anderen mühten sich Realpolitiker um eine politische und wirtschaftliche Balance. Auf der einen Seite erblickten Menschen in der Identifikation mit islamistischen Vorstellungen eine Möglichkeit, ihre eigene Kultur gegen die des Westens, die sie als fremd empfanden, abzusetzen. Aber Ägypten ist heute wirtschaftlich vom Interesse des Westens abhängig. Sein Öl ist so gut wie versiegt, seine Landwirtschaft trägt sich nur eben, mit wenigen Ausnahmen, selber, und erwirtschaftet kaum nennenswerten Überschuss, seine Industrie ist schwach und veraltet, sein Bildungswesen eben nur noch durchschnittlich zu

nennen und seine zivile Ordnung ein seltsames Hybrid von Kompromissen islamistischer und laizistischer Vorstellungen. Das kann auch kaum anders sein. Denn das ägyptische „Leben und Leben Lassen“ steht völlig konträr zu der das ganze Leben regelnden islamischen Weltanschauung. Arabische Lebensweise hat mit ägyptischer eigentlich nur das Bekenntnis zum Propheten gemein und sie hat es schwer, sich in diesem auf seine Kultur und Zivilisation so stolzen Land durchzusetzen.

Aber: Ägyptens Armut macht das Land für den Einfluss des reicheren Nachbarn empfänglich. Immer mehr Frauen legen den Schleier an und geben die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben auf. Es können nicht so viele sein wie in Arabien, denn die meisten Familien sind arm und brauchen die Mitarbeit der Frauen – aber wer immer kann, versucht, sich an den Herd zurück zu ziehen. Frauen, die es zu einigem Wohlstand gebracht haben, indem sie ihre Kraft entfalteten, ziehen sich unter dem Einfluss arabischer Petrodollars aus dem Leben zurück und fordern andere demonstrativ auf, ihnen zu folgen. Männer geben die Selbstverständlichkeit des Umganges mit Frauen auf und beginnen, sie wie etwas zu behandeln, das man besser nur mit Handschuhen berührt. Menschen gehen hin und ermorden andere Menschen nur weil sie in ihr Land gekommen sind und weil sie anders sind als sie selber. Die Ägypter raufen sich die Haare und sehen ihre Kultur unter dem Diktat eines rigorosen Islamismus untergehen, gegen den sie wehrlos sind. Denn keineswegs alle, auch nicht alle islamischen Ägypter sind fundamentalistisch eingestellt, aber der Riss geht quer durch alle Schichten. Auch viele gebildete Ägypter sympathisieren mit der wahabitischen Version des Islam, wie sie jenseits des Roten Meeres gelebt wird. Dass die Christen es nicht tun, ist klar, aber sie bilden eine Minderheit, die zwar geduldet wird, auf die aber niemand so recht hört, da sie geschichtlich als Kollaborateure des Westens gelten. Was fehlt, ist eine Orientierung auf die wirklich eigenen Werte. In ihnen sind viele Ägypter verunsichert worden. Dazu hat der Westen mit seiner Art wesentlich beigetragen, der da meinte, den Ägyptern eine Lebensart vermitteln zu sollen, die sie für überlegen hielten, die aber der ägyptischen in Wahrheit unterlegen ist.

Ägypten ist kein Land des Terrorismus. Aber es ist ein Land, das mit Terrorismus lebt und leben muss, weil es seine eigenen Wurzeln verkennt. Weil das, was in seinem Blut pulst, von ihm nicht mehr wahrgenommen wird – wenigstens von einem großen Teil nicht mehr. Weil es an sich selber irre wurde. Es hat Fremdherrschaften überstanden, es hat Zeiten des Stillstands überstanden, nun ist der Geist Ägyptens in Gefahr, sich selber zu vergessen. Unschlüssig pendelt er hin und her zwischen dem, was er fühlt, und dem, was ihm aufgenötigt wird. Gegen Zwang kann er sich zur Wehr setzen, aber was da kommt, ist kein Zwang, sondern es kommt als Hilfe daher, als Hilfe aus dem eigenen, dem islamischen Geist – dass das nicht sein Geist ist, hat Ägypten vergessen.

Nun endlich, nach fünftausend Jahren, fängt der Geist Ägyptens an zu sterben. Er tut sich schwer damit, und das ist nur zu verständlich, denn dieser Geist hat die Welt gelehrt, sich selber zu verstehen und tut es noch. Aus dem Geist Ägyptens heraus gibt es keine Unterdrückung als die des Zerstörerischen, das in uns allen lebt und von Zeit zu Zeit sich seine Wege bahnt. Es gibt aus diesem Geist heraus keine andere Unfreiheit als die Einsicht, wie eigene Freiheit an der Grenze des Nächsten endet. Es gibt im Geist Ägyptens keinen Koran, es gibt keine Hadith, es gibt keine patriarchalischen Traditionen. Das alles gibt es nun und das alles begräbt den Geist Ägyptens so sehr unter sich, dass er sich gegen sich selber wendet – seine Denkmäler anfällt, seine Erinnerungen vernichtet, die Bewunderer dieses Geistes erschießt und in die Luft sprengt, statt dass er für sich lebt, das Augenmerk auf seinen Wohlstand richtet und sein (geistiges) Wohlergehen plant. Die unbefangene Sicherheit des Daseins ist vorüber, anstelle der Sicherheit des ewigen Lebens steht nun die unsichere Hoffnung auf das Paradies. Anstelle der Maat haben wir nun Vorschriften. Anstelle der alten Götter regiert Allah. Und er macht seine Sache nicht unbedingt immer gut.

Aber lassen Sie mich zum Schluss eine Geschichte aus dem wahren Leben erzählen: bei einem unserer ersten Ägypten – Aufenthalte versuchte mein Freund an einem Souvenirstand in Mitrahina – Memphis, wo er mich dann quasi bei den Haaren zu den Resten des Ptah – Tempels schleifte, eine Figur des Ptah zu erstehen. Isis und Osiris sind zwar massenhaft vorhanden an diesen Ständen, auch Henkelkreuze und Skarabäen, Sphingen, bemalte Papyri, und alles Mögliche, aber einen Ptah.. nein, einen Ptah gab es nicht. Der Händler, befragt und so ob seiner Handelsehre gepackt, lud uns daraufhin nach Hause ein und sandte seinen Sohn durch das Dorf, nach einem Ptah zu fragen. Es fand sich auch einer an, aber die Umstände sind interessant: nicht in einer Werkstatt fand er sich an, sondern als „Familiengott“ in einem Hause. So viel zu Allah in der uralten Stadt des Ptah, zu Memphis im Jahre des Herrn 1992. Natürlich hat der Kaufpreis ausgereicht, um der Familie einen neuen Ptah zu beschaffen und dem Händler seinen Handel zu belohnen. Wir durften auch das Lager des Kaufmannes besichtigen und da fanden sich keineswegs nur die üblichen Touristenmitbringsel.

Eine andere Geschichte von derselben Reise: im Hotel in dem wir logierten lebte zu der Zeit auch eine Truppe Touristen aus den USA, die sich recht laut und in jeder Weise indezent gebärdeten. Wir runzelten darob etwas die Stirn, woraufhin der Kellner zu uns bemerkte: „was wollen Sie, bei nur zweihundert Jahren Kultur.“ Soviel zum Islam und zum Geist Ägyptens.

Eine dritte Geschichte: da mir das ganze „Bakschisch“ – Gedudel rechtschaffen auf die Nerven ging, bat ich meine alte Freundin Wadjet, die Königin der

Schlangen und Schützerin der Könige vor Zudringlichkeiten aller Art um Hilfe und sie kam und ging fortan mit uns. Ich kann nur sagen: sie wurde durchweg bemerkt, obgleich sie nicht zu sehen war. Die „Bakschischi“ wie ich sie nannte, hielten Abstand und nur was wir suchten, näherte sich uns noch und das nur mit einem „halt sie bei Fuß“ – Seitenblick. Manche versuchten auch, unbelehrt, durchzudringen, aber spätestens beim dritten Versuch hatte der Geist Ägyptens in Gestalt meiner Wadjet sie gepackt und sie starteten keinen vierten. So viel zur Präsenz des Geistes Ägyptens im ägyptischen Volk.

Eine vierte Geschichte zum Schluss: wir fanden, auf der Rücktour von der Zitadelle (muss man gesehen haben) den Weg nicht mehr, kamen durch Karafa, die islamische Gräberstadt, die eigentlich eine altägyptische ist und auch fast genauso aussieht. Müde, total verirrt und nur noch heilfroh fielen wir in ein Taxi, aber oh Schreck, der Chauffeur verstand kein Wort Englisch, wir kein Wort Arabisch und mit seinen Lesekünsten war es auch nicht weit her, mit seiner Ortskenntnis in Kairo – wir wohnten im Viertel Dokki, also am andern Nilufer – auch nicht. Da war guter Rat teuer, aber bis wir das ganz übersahen, befanden wir uns schon mitten in Fahrt und wollten in später Abendstunde das Taxi auch nicht mehr wechseln. Nun passierte etwas Seltsames. Es zeigte sich nämlich, dass unser analphabetischer Fahrer eine andere Kunst der Kommunikation fast perfekt beherrschte – die nonverbale, rein transzendente. Unser Freund und „Reiseleiter“ dachte den Ort, wohin wir wollten und der Mann fuhr, er dachte Korrekturen, der Mann fuhr, er empfing Fragen, gab Antworten, der Mann fuhr, als fände da vorne eine reguläre Unterhaltung statt. Und er brachte uns auch richtig ins Hotel zurück. So viel zur praktischen Präsenz des Geistes Ägyptens im ägyptischen Volk. Ich denke, allzu pessimistisch sollte man nicht sein.. der Geist Ägyptens, wenn er denn tot war, wird sich wieder aufrappeln. Er braucht seine Zeit, um wieder kräftig zu werden, aber es geht ihm wie des den unzähligen Ägyptern ging, die seit er zum ersten Mal erwachte, dahin gegangen sind – sie alle haben ihre Auferstehung bekommen und so wird auch der Geist aus dem Tode wieder auferstehen zu seinem neuen Leben.

Wie übrigens der Westen den Geist Ägyptens begriffen hat, möge folgende Anmerkung illustrieren: die „Gesellschaft für [Menschenrechte](#)“ regt sich bei den Wahlen von 2005 darüber auf, dass Hosni Mubarak die islamistischen Muslimbrüder – eine seit über 50 Jahren zum Wohl Ägyptens verbotene Organisation – aus den Wahllokalen werfen lässt. Braucht es noch einen Beweis für den Unverstand, den Europa diesem Geist der Zivilisation entgegenbringt?

Berlin, 28. Sep. 2005

© Juliane Bobrowski für das „Erkenntnis – Projekt“ Veröffentlichungen (auch auszugsweise) an anderen Orten bedürfen der Zustimmung des Verfassers.